

Julika Bake

INTER VENTIONS ALLTAG

Zu den Selbst- und Fremdverständnissen
deutscher Intervenierender
in Kriegs- und Krisengebieten

Julika Bake
Interventionsalltag

Julika Bake, geb. 1981, ist Kulturwissenschaftlerin sowie Friedens- und Konfliktforscherin. Sie promovierte an der Universität Augsburg. Ihre Forschungsinteressen sind Peacebuilding und internationale Interventionen, qualitative Interviewforschung sowie visuelle Medien und Comicjournalismus.

JULIKA BAKE

Interventionsalltag

**Zu den Selbst- und Fremdverständnissen deutscher Intervenierender
in Kriegs- und Krisengebieten**

[transcript]

Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades (Dr. phil.) an der Philosophisch-Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Augsburg.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 4.0 Lizenz (BY-NC-ND). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Um Genehmigungen für Adaptionen, Übersetzungen, Derivate oder Wiederverwendung zu kommerziellen Zwecken einzuholen, wenden Sie sich bitte an rights@transcript-verlag.de

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

© 2018 transcript Verlag, Bielefeld

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Druck: docupoint GmbH, Magdeburg

Print-ISBN 978-3-8376-4385-5

PDF-ISBN 978-3-8394-4385-9

<https://doi.org/10.14361/9783839443859>

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: info@transcript-verlag.de

Inhalt

- 1 Einleitung | 7**
 - 1.1 Forschungsinteresse und Projektentwicklung | 8
 - 1.2 Eckpfeiler des Projekts: Fragestellung, Methode, Analysegegenstand | 13
 - 1.3 Mehr als Methodologie: *Grounded Theory* | 15
 - 1.4 Wissenschaft als unbescheidene Zeugenschaft | 16
 - 1.5 Wissenschaftsverständnis und erkenntnistheoretischer Anspruch | 21
 - 1.6 Relevanz der Fragestellung | 24
 - 1.7 Aufbau und Argumentation der Arbeit | 26

- 2 Verortung des Projekts im wissenschaftlichen Diskurs | 29**
 - 2.1 Internationale Interventionen in Räume (ehemals) bewaffneter Konflikte | 31
 - 2.2 Berufliche Identität – Selbstverständnisse und Rollenbilder von Intervenierenden | 42
 - 2.3 Schlussfolgerungen aus der Verortung im Diskurs | 53

- 3 Sozialtheoretische Annahmen. Puzzleteile meiner Perspektive | 55**
 - 3.1 Grundstein des Symbolischen Interaktionismus: Die Aushandlung von Bedeutungen in der Interaktion | 58
 - 3.2 Konstitution des sozialen Raums – von der konkreten Einzelsituation zur sozialen Welt | 61
 - 3.3 Deutungshorizonte jenseits der konkreten Praxis? Zu Struktur, Kontext, Diskurs | 64
 - 3.4 Identität als ausgehandelte Bedeutung, als Erzählen erfordernde Unterscheidungspraxis | 67
 - 3.5 Schlussfolgerungen für meine Forschung | 71
 - 3.6 Zusammenfassung | 76

- 4 Das Feld der zurückgekehrten Praktikerinnen und Praktiker. Konzeption und Reflexion der empirischen Untersuchung | 77**
 - 4.1 Konzeption des Forschungsfeldes, Zugang und Sampling | 78
 - 4.2 Datengenerierung durch Interviews inklusive Felderfahrung | 88
 - 4.3 Interpretationsprozess | 105
 - 4.4 Zusammenfassung und Darstellungsweise in den folgenden Kapiteln | 115

5 Merkmale der Interventionssituation und ihre Bedeutung für die Erfahrungen von Intervenierenden | 117

- 5.1 „Abartig komplex.“
Die Interventionssituation und das eigene Wirken | 118
- 5.2 „Man will ja auch unberechenbar bleiben.“
Sicherheit und Unsicherheit im Interventionsalltag | 155
- 5.3 „Man hat ja auch immer Uniform an.“
Grenzen und Grenzenlosigkeit, Raum und Zeit vor Ort | 183
- 5.4 „Man sieht so viel.“
Belastende Eindrücke und der Umgang damit | 208
- 5.5 Zusammenfassung zur Interventionssituation | 227

6 Merkmale von Intervenierenden – Selbst- und Fremdbilder | 231

- 6.1 „Checker-weiße Jeeps“, *Compounds*, Uniformen.
Die Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit von Intervenierenden | 232
- 6.2 „Es gibt Parallelwelten.“
Soziale Nähe und Distanz und ihre Bedeutung für das Selbstverständnis von Intervenierenden | 272
- 6.3 „Du bist natürlich auch eine Wirtschaftskraft.“
Ungleichheit und Macht und ihre Bedeutung für das Selbstbild von Intervenierenden | 292
- 6.4 Zusammenfassung der Merkmale von Intervenierenden | 313

7 Fazit | 315

- 7.1 Rekapitulation: Das Forschungsprojekt | 315
- 7.2 Die Kategorisierung jenseits der Unterscheidung in zivil oder militärisch | 318
- 7.3 Rückbezüge – Wissenschaftliche Diskurse und Sozialtheoretische Grundlagen im Lichte der Empirie | 324
- 7.4 Abschließend: Zur Relevanz der Fragestellung | 326

Literatur | 327

Anhang | 353

- A) Feldforschung: Gesprächspartner_innen | 353
- B) Feldforschung: Besuchte Veranstaltungen | 356

Danksagung | 357

Abkürzungsverzeichnis | 359

1 Einleitung

„Was wir brauchen, ist eine Rückkehr zur empirischen sozialen Welt.“

Blumer 2013: 106

„Soziologie ist eine Geschichten erzählende Disziplin. Sie unterscheidet sich von ihrer literarischen Schwester durch die Art und Weise, wie sie in ihren Geschichten auf Wirklichkeit referiert.“

Keller 2014: Abs. 23

Bevor das Erzählen hier seinen Lauf nimmt, möchte ich einen kurzen Überblick darüber geben, was den Leser und die Leserin¹ auf den nächsten Seiten erwartet. Ich beginne damit, wie aus neugierigen Beobachtungen mit der Zeit ein Forschungsinteresse erwuchs und sich schließlich in einer Fragestellung festhalten ließ, und fasse zusammen, wie und warum ich mich für eine bestimmte methodische Vorgehensweise und theoretische Einbettung entschied. Mein Interesse an und mein Verständnis von Forschung entstammen dabei beide maßgeblich den Ideen und Konzepten, die die *Grounded Theory* bereithält. Diese verknüpft in meinen Augen beispielhaft die Prinzipien forschersicher Freiheit und forschersicher Verantwortung; ihre Aufforderung und Einladung, aufmerksam in die empirische Welt zu schauen und theoretische Konzepte zu entwickeln, sich anregen zu lassen und Beobachtungen analytisch zu befragen, war und ist mir ein wertvolles wissenschaftliches Zu-

1 Ich werde in dieser Arbeit verschiedene Schreib- und Ausdrucksweisen verwenden, um Personen zu benennen. In der Regel schreibe ich „Mitarbeitende“ oder „Mitarbeiter_innen“. Solange jedenfalls nicht explizit im Text auf das Geschlecht Bezug genommen wird, können Sie, liebe Leserin, lieber Leser, davon ausgehen, dass beide gemeint sind bzw. Geschlecht in diesen Fällen keine erklärende Unterscheidungskategorie darstellt.

hause – eine gute Basis, um zu Expeditionen aufzubrechen und reicher an Wissen und mit neuen Fragen zurückzukehren, oder mit Juliet Corbins Worten: „eine analytische Reise zu unternehmen“ (Corbin 2011). Entsprechend skizziere ich die wichtigsten Grundgedanken der *Grounded Theory* und gehe ausführlich auf zwei Aspekte ein, die mit einer reflexiv-konstruktivistischen Lesart derselben einhergehen. Zum einen bedingt die Überzeugung von der Situiertheit allen Wissens, als Wissenschaftlerin nicht wie üblich unsichtbar in den Hintergrund zu treten, sondern die eigene Involviertheit und Zeugenschaft als Forscherin zu reflektieren. Deshalb lege ich dar, mit welchen persönlichen und professionellen Vorerfahrungen und Vorannahmen ich mich auf den Weg machte. Zum anderen zieht die Anerkennung der Perspektivität und Vielfalt von Wissen die Frage nach sich, welches Ziel und welchen erkenntnistheoretischen Anspruch diese Arbeit erreichen bzw. erfüllen möchte. Anschließend folgt eine Reflexion darüber, warum ich die Frage nach den Selbst- und Fremdverständnissen von Intervenierenden² für wissenschaftlich höchst relevant halte, bevor ich schließlich einen Ausblick darüber gebe, wie die Arbeit aufgebaut ist.

Doch zunächst zum Ausgangspunkt meiner analytischen Reise: meinem Forschungsinteresse an den Menschen, die sich beruflich bedingt im Rahmen internationaler Interventionen in Kriegs- und Krisengebieten aufgehalten haben – den zurückgekehrten „Praktikerinnen und Praktikern“, den ehemaligen und ggf. auch zukünftigen *Expats*, den Polizist_innen, den Soldat_innen, den „EZler_innen“³, den NGO-Mitarbeitenden.

1.1 FORSCHUNGSINTERESSE UND PROJEKTENTWICKLUNG

Internationale Interventionen in bewaffnete Konflikte haben seit dem Ende des Ost-West-Konflikts stark zugenommen. *Peacekeeping*-Einsätze unter dem Mandat der Vereinten Nationen sind zu einem Standardinstrument der internationalen Konfliktregelung, Blauhelmsoldaten zu einem Symbol der internationalen Gemeinschaft geworden. Begleitet wurde diese Entwicklung in der Politik zunächst durch die

-
- 2 Der Begriff „Intervenierende“ geht auf das Konzept der „Interventionskultur“ (Bonacker/Daxner/Free/Zürcher 2010) zurück, auf das ich in Kapitel 2.1 näher eingehe. Im Rahmen internationaler Interventionen sind „Intervenierende“ diejenigen, die von außen kommen und mit einer bestimmten Aufgabe oder einer bestimmten Anbindung an eine Organisation oder Institution vor Ort sind.
 - 3 EZ steht umgangssprachlich kurz für „Entwicklungszusammenarbeit“, „EZler_innen“ sind Mitarbeitende in diesem Arbeitsfeld.

1992 vorgestellte „Agenda für den Frieden“ des damaligen UN-Generalsekretärs Boutros Boutros-Ghali. Er unterschied die Anforderungen an internationale Friedenseinsätze zum ersten Mal in Frieden sichernde, Frieden bildende und Frieden konsolidierende Maßnahmen und legte damit die Grundlage für das heute gängige politische Programm des *Peacebuilding*. Insgesamt nehmen die Einsätze viele verschiedene Formen an – sei es im Hinblick auf die Ursachen, den Verlauf und die Beendigung des vorangegangenen gewaltsamen Konflikts, die Legitimationsbasis der Intervention, das entsandte Personal, die Reichweite der Regelungsmacht der Interventionskräfte oder die Dauer der internationalen Präsenz.

Inzwischen hat sich herauskristallisiert, dass die Aufgaben in den häufig komplexen Konfliktsituationen vielfältig sind und Frieden oft weitaus mehr als die Überwachung eines Waffenstillstandes (*Peacekeeping*) erfordert. Anspruchsvolle kontextspezifische Lösungen z. B. für den Aufbau staatlicher Institutionen, die Förderung einer eigenständigen Wirtschaft und die Unterstützung von Versöhnungsprozessen (*Peacebuilding*) werden heute für notwendig erachtet. All diesen Maßnahmen ist gemeinsam, dass jeweils dem Konflikt nicht zugerechnete, als außenstehend verstandene Staaten und Staatenbündnisse wie beispielsweise die UN, die Afrikanische Union oder die NATO mit dem Einverständnis der Betroffenen in die Situation eingreifen, also intervenieren und deeskalierend, staats- und friedensfördernd wirken sollen. ‚Frieden‘⁴ zu ‚schaffen‘ bedeutet dabei nicht nur einen multidimensionalen Prozess, die Einleitung politischer, wirtschaftlicher und sozialer Transformationen, sondern auch eine Gleichzeitigkeit, eine Gleichräumlichkeit einer Vielzahl von Akteuren: internationaler und lokaler, staatlicher und nichtstaatlicher, ziviler und militärischer, usw.⁵, deren Rollen- und Machtverteilung je nach konkretem Kontext sehr unterschiedlich ausfallen kann.

Wenn ich in den Jahren 2011 und 2012 an Tagungen oder Workshops zu ‚zivilmilitärischer Zusammenarbeit‘⁶ in derlei Post-Konflikt-Situationen bzw. Interven-

4 Einfache Anführungszeichen benutze ich, um auf die Kontingenz und Vieldeutigkeit von Begriffen hinzuweisen (gerade wenn sie in Diskursen dominieren bzw. mit bestimmten Bedeutungen belegt werden); außerdem kennzeichnen sie ein Zitat im Zitat.

5 Anhand dieser drei Unterscheidungen werden Konflikt- bzw. Interventionsakteure am häufigsten unterschieden. Ich werde im Laufe der Arbeit aufgreifen und thematisieren, inwiefern diese Kategorien belastbar sind bzw. welche weiteren sich anbieten.

6 Zivil-militärische Zusammenarbeit ist ein Sammelbegriff für die strategische und operative Interaktion von zivilen und militärischen Akteuren. Während er im Zuge der Bundeswehreinsetze auf dem Balkan Ende der 1990er Jahre noch für die militärische Durchführung von Hilfsprojekten stand, wird er heute vor allem verwendet, um die Beziehungen von intervenierenden Truppen einerseits und Hilfsorganisationen andererseits zu beschreiben bzw. um konkrete Ansprüche an diese Beziehungen auszudrücken, wobei „Zu-

tionskontexten teilnahm und sowohl Soldat_innen als auch Angehörige von Nicht-Regierungsorganisationen miteinander diskutierten, ging es oft leidenschaftlich zu. Nach ersten Diskussionen im Zuge der internationalen Intervention in Bosnien-Herzegowina nach dem Ende des jugoslawischen Bürgerkriegs 1995 war das Thema 2009/2010 wieder aktuell geworden, als das deutsche Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) unter Leitung von Minister Dirk Niebel im Mai 2010 zusätzliche Projektmittel für Nichtregierungsorganisationen ausschrieb, die sich bereit erklärten, in Übereinstimmung mit dem Afghanistankonzept der Bundesregierung und dem Leitgedanken der „vernetzten Sicherheit“ zu handeln.⁷ Ein öffentlicher „Aufschrei“ der NGO-Community⁸ folgte. Ob Welthungerhilfe, Caritas, Oxfam, medico, medica mondiale – jede große Hilfsorganisation verwarnte sich gegen humanitäre Hilfe im Windschatten einer militärischen Intervention. Der Dachverband der entwicklungspolitischen und humanitären Nichtregierungsorganisationen in Deutschland VENRO meldete „schwerwiegende Bedenken gegen die neue Art und Weise der Konditionierung von Hilfsgeldern“ (VENRO 2010) an: Es sei unverantwortlich, ziviles und militärisches Engagement zu vermengen und obendrein zu erwarten, dass sich (gerade nichtstaatliche) Entwicklungszusammenarbeit von einem sicherheitspolitischen Konzept leiten lasse.⁹

Schon zuvor war das Thema in Wissenschaft und Praxis diskutiert worden¹⁰, nun wurde am Beispiel der Afghanistanfazilität über das Für und Wider debattiert.

sammenarbeit“ von „miteinander reden“ zu „Absprachen zu förderungswürdigen Projekten treffen“ und „einander gegenüber dem Partner vor Ort vertreten“ sehr verschiedene Formen annehmen kann. In der Bundeswehr wird der entsprechende Arbeitsbereich mit „ZMZ“ abgekürzt. „ZMZ-Inland“ meint die Kooperation z. B. mit dem Technischen Hilfswerk im Katastrophenfall in Deutschland. „ZMZ-Ausland“ oder CIMIC (kurz für *Civil-Military Cooperation*) meint die Kooperation mit zivilen Akteuren im Auslandseinsatz. Aus Sicht der Bundeswehr dient CIMIC dazu, bei zivilen Akteuren Verständnis für militärisches Handeln zu schaffen und die Akzeptanz und den Schutz der Truppe zu erhöhen (siehe auch Kapitel 2.1.3).

7 Siehe Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ 2010); eine derartige Ausschreibung für Mittel des Ministeriums für Vorhaben mit bestimmten thematischen oder regionalen Schwerpunkten wird meist „Fazilität“ genannt. In diesem Fall wurde von der „Afghanistanfazilität“ bzw. der „NRO-Fazilität“ gesprochen.

8 NGO steht für „non-governmental organization“, im Deutschen häufig mit Nichtregierungsorganisation übersetzt und entsprechend manchmal mit „NRO“ abgekürzt. Häufig wird jedoch die englische Abkürzung verwendet, was ich auch tun werde.

9 Zur Kommunikation rund um die sogenannte NRO-Fazilität siehe Bake 2011b.

10 Siehe Ankersen 2008, Brzoska/Ehrhart 2008, Burghardt/Pietz 2006, eins Entwicklungspolitik 15-16-2007, Feichtinger/Gauster 2008, Hadjer 2010, Klingebiel/Roehder 2004,

Es wurde darüber gestritten, welche Zusammenhänge ‚tatsächlich‘ zwischen ‚zivil-militärischer Zusammenarbeit‘ und möglichen Folgen und Risiken für die Beteiligten bestehen sowie welchen Logiken eine Situation folgt, wie sie funktioniert und welches Verhalten, welches Handeln sie erfordert. Werden humanitäre Akteure in einer Konfliktsituation als parteiisch wahrgenommen, wenn sie mit internationalem, intervenierendem Militär kooperieren? Geht diese Wahrnehmung mit einer größeren Gefährdung einher? Wie kann, darf, soll eine Zusammenarbeit genau aussehen und welchem Zweck folgt sie? Wem ist damit gedient? All dies wurde diskutiert, mündlich auch mal mit dem Hinweis, dass das ‚im Feld‘, also vor Ort weit pragmatischer gehandhabt würde.¹¹ Ich erlebte derlei Diskussionen als konflikthaft und emotional und begann vor allem deshalb, mich für die Thematik zu interessieren. Aus der Beobachtung, dass es um etwas Umstrittenes, immer wieder neu zu Verhandelndes ging, entstand zunächst ein Interesse an der Zusammenarbeit von militärischen und nicht-militärischen Akteuren in internationalen Friedensinterventionen. Ich wollte die Praktiken dieser ‚zivil-militärischen Zusammenarbeit‘ rekonstruieren und analysieren, wie die beteiligten Akteure diese deuteten.

Im Laufe der ersten Monate der Literatursichtung, der Projektentwicklung, der ersten Interviews verschob sich mein Fokus Stück für Stück, aus zweierlei Gründen. Zum einen fand ich die faktische Frage „Wer macht was wann und mit wem?“ wenig interessant, zum anderen schien der wissenschaftliche Diskurs zum Thema wenig abwechslungsreich und von ähnlichen, einschlägigen Positionen dominiert wie die Debatten der ‚Praktiker_innen‘: Einerseits der Ruf nach mehr Kooperation und besserer Abstimmung unter den verschiedenen Akteuren in internationalen Friedensinterventionen, um die gesteckten Ziele eher zu erreichen, andererseits die Warnung vor der Vermischung verschiedener Ziele wie Sicherheit und Entwicklung und der Protest humanitärer und entwicklungsorientierter Organisationen und friedensorientierter Forscher_innen gegen die immer mögliche, befürchtete, bevorstehende Vereinnahmung durch das finanziell und politisch starke Militär; einerseits der Verweis auf wesentliche und mit einer Kooperation unvereinbare Prinzipien von Hilfsorganisationen, andererseits die fast augenzwinkernde Bemerkung, dass ja nichts so heiß gegessen wie gekocht würde. Ich konnte nicht so recht erkennen, welchen Mehrwert eine weitere Analyse haben sollte, die zeigen wollte, „was wirklich vor Ort passierte“ und „unter welchen Bedingungen Akteure kooperierten“.

Preuß 2008, Radtke 2008, Redaktion Wissenschaft & Frieden 2006, Rietjens/Bollen 2008.

11 Zu diesem Pragmatismus siehe z. B. Zapf 2013; die Debatten in Tagungen und Workshops schlugen sich u. a. in gemeinsamen Veröffentlichungen nieder, darunter das Papier der AG „Ziviles und militärisches Engagement in Konflikten“ 2012 und die von VENRO, BMVg, AA und BMZ erarbeiteten Empfehlungen (VENRO 2013).

Auf den Kampf um die ‚echte Wahrheit‘ hatte ich keine Lust. Die ersten Gespräche, die ich sowohl gezielt als auch am Rande von Veranstaltungen führte, empfand ich zudem als eher oberflächlich und sehr dominiert von diesem Standarddiskurs.

Was blieb, war mein Interesse an den Unterscheidungen und den Wertungen, die in solchen Debatten zutage traten und zur Schau gestellt wurden. Vor allem den hitzigen, Diskussionen entfachenden Moment an der Sache – die Frage, wer eigentlich mit wem kooperieren oder irgendwie interagieren ‚durfte‘¹² – fand ich spannend und in gewisser Weise verräterisch. Die Wissenschaftlerin, die Detektivin in mir erwachte. Meine Neugier wollte wissen: Woran wird das festgemacht, das ‚Dürfen‘? Und warum ist diese Unterscheidung zivil-militärisch mit so viel Leidenschaft, so viel Pfeffer verbunden? Oft schienen die Debatten über ‚zivil-militärische Zusammenarbeit‘ die Sprechenden und Zuhörenden direkt anzurühren – sie schienen sich persönlich betroffen oder angegriffen zu fühlen, rechtfertigten und verteidigten sich. Es schien immer auch ein Stück weit um die Sprechenden selbst zu gehen – vielleicht, so meine erste These aus dieser empirischen Beobachtung heraus, weil sowohl Soldat_innen als auch humanitäre Helfer_innen aus tiefer Überzeugung und Verantwortungsgefühl ihren jeweiligen Beruf gewählt hatten und damit Kritik am (beruflichen) Vorgehen und Handeln, an der (fehlenden) Professionalität immer auch an der eigenen Identität rührte?¹³

Immer wieder nahm ich Sprechbeiträge als Versuch wahr, Grenzen zwischen sich und anderen zu ziehen: ganz klar ‚zivil‘ die einen, ganz klar ‚militärisch‘ die

12 Denn es ging nicht nur um praktische Aspekte, wer mit wem kooperieren könnte oder nicht. Der normative Aspekt schwang schon häufig mit. ‚Dürfen‘ bezieht sich also auf selbst oder von anderen auferlegte Verhaltenserwartungen, gegen die mit einer zivil-militärischen Zusammenarbeit verstoßen würde.

13 Sehr anschaulich wurde dies im Fall eines Bundeswehrsoldaten, der gewissermaßen nicht auf sich sitzen lassen wollte, dass die Interaktion mit ihm und anderen Militärs humanitäre Helfer gefährden könnte. Auf diesen konstatierten Zusammenhang antwortete er: „Können Sie mir auch nur ein Beispiel dafür nennen, wo etwas passiert? Ich war schon öfter bei diesen Konferenzen und habe mir das angehört und nie hat jemand auch nur ein konkretes Beispiel nennen können, dass etwas passiert ist, das darauf zurückzuführen ist.“ (Feldnotizen Loccum 2011). Ich hatte den Eindruck, dass gerade der Vorwurf, andere zu gefährden, sein Selbstverständnis als Soldat tief berührte – die unausgesprochene Grundannahme schien zu lauten, dass gerade *Schutz* den Hauptdaseinszweck des Militärs darstellte, was den Gefährdungsvorwurf umso ehrwürdiger machte. Ähnlich empfindlich reagierten Mitarbeitende humanitärer Organisationen auf den Vorschlag, sich mit militärischen Akteuren auszutauschen oder zu besprechen – es rühre an ihrem Grundprinzip, neutral zu bleiben und sich mit jeglichen Konfliktakteuren nicht näher zu verbinden (ebd.).

anderen. Diese Unterscheidung und auch die Zuordnung dazu waren offenbar wichtig. Andere Kategorien, anhand derer Akteure ebenfalls unterschieden wurden, waren beispielsweise ‚staatlich‘ und ‚nichtstaatlich‘, ‚international‘ und ‚lokal‘. Aber sie schienen mit deutlich weniger Emotionalität verbunden zu sein und insofern auch weniger rätselhaft und interessant für ein Forschungsprojekt. Es waren die Wertung und Emotionalität hinter den Kategorien ‚zivil‘ und ‚militärisch‘, die mich fragen ließ, worin sich die Perspektiven ‚ziviler‘ und ‚militärischer‘ Intervenierender auf ihre Aufgaben und ihre Erfahrungen vor Ort tatsächlich unterschieden, was ‚zivil‘ und ‚militärisch‘ jenseits der offensichtlichen emotionalen Konnotation bedeuteten und ob es andere Kategorien gab, anhand derer sich Intervenierende unterscheiden ließen.

Die zwischenzeitliche Lektüre zu internationalen Interventionen, Militär und Entwicklungszusammenarbeit stellte mir hier und da hilfreiche Konzepte zur Seite, die mich darin bestärkten, Handlungen, Identitäten und Wirklichkeitskonstruktionen als unabdingbar miteinander verwoben zu betrachten und in ihrer gegenseitigen Bedingung zu untersuchen.¹⁴ In meinen Blick gerieten immer mehr Fragen zu Identitäten, Relationalität und Selbst- und Fremdverständnissen. Ich wollte aufzeigen, „in welch aufwändiger Detailarbeit etwas (für diese Welten) scheinbar Selbstverständliches geleistet wird“ (Dellwing/Prus 2012: 13), konkret: Wie Intervenierende sich selbst und andere wahrnahmen und wie sie ihr Leben vor Ort beschrieben.

1.2 ECKPFEILER DES PROJEKTS: FRAGESTELLUNG, METHODE, ANALYSEGEGENSTAND

Nach den ersten Gesprächen und den ersten Auswertungen, und inspiriert von der Positionierungsanalyse nach Gabriele Lucius-Höhne und Arnulf Deppermann (2005) als nützlichem Werkzeug, formulierte ich mein empirisches Erkenntnisinteresse wie folgt:

Welche Deutungsmuster prägen die erzählten Erfahrungen und Erlebnisse von deutschen Intervenierenden? Anhand welcher Dimensionen positionieren Soldat_innen und Mitarbeitende in der Entwicklungs- bzw. humanitären Hilfe sich selbst und andere Internationale vor Ort in ihren Erzählungen über die Arbeit in Kriegs- und Krisengebieten?

14 Die treffende Formulierung im letzten Halbsatz entstammt Ziai (2006: 50), in Anlehnung an Peterson (2002: 153).

Auf analytischer Ebene lautete meine Forschungsfrage:

Inwiefern ist die Unterscheidung von Intervenierenden in die Kategorien ‚zivil‘ und ‚militärisch‘ sinnvoll, um die Alltagserfahrungen vor Ort zu erfassen? Anhand welcher anderer Kategorien lassen sich Intervenierende in Kriegs- und Krisengebieten vergleichen und unterscheiden?

Aber wie lassen sich solche Deutungsprozesse untersuchen? Schnell war klar, dass dies nur durch den unmittelbaren Kontakt zu Intervenierenden geht, und ich entschied mich dafür, mich den Erzählungen zurückgekehrter Intervenierender zu widmen und zu diesem Zweck Interviews mit deutschen Soldaten sowie Mitarbeitenden aus der Not- und Entwicklungshilfe sowie weiteren Arbeitsbereichen zu führen. Die Transkripte dieser leitfadengestützten Interviews sollten den Analysegegenstand bilden.

Zugleich lagen mir Interviews aus anderen Gründen als Erhebungsmethode nahe; wie Kathryn Roulston (2010: 176-178) feststellt, gibt es viele Gründe, warum Forscherinnen und Forscher Interviews führen. Aus früheren Forschungsprojekten zur militärischen Sozialisation von Wehrdienstleistenden (Bake 2007, Bake 2009) bzw. zum demokratischen Selbstverständnis von Bundeswehrsoldaten (Bake 2010, Bake/ Meyer 2009, Bake/Meyer 2012) hatte ich Erfahrung mit qualitativen Interviews – ihrer Konzeption, Durchführung und Auswertung. Jenseits der vertrauten Arbeitsschritte war es meine Freude an derlei Gesprächen, die auch für dieses Projekt persönliche Interviews nahelegte. Ich interagiere gern mit Menschen und finde es schon im Alltag spannend, mit wem ich wie eine Verbindung herstellen kann, wie ich jemanden zum Erzählen motivieren kann. Ich beobachte gern, wie Menschen in Kontakt treten, wie sie Anschlussmöglichkeiten und gemeinsame Bezugspunkte ausloten, wie sie Deutungen und Wahrheiten aushandeln. Noch wichtiger aber, und das spiegelt sich sowohl in dieser persönlichen Neigung als auch in früheren Projekten, lagen meiner Methodenwahl metatheoretische und methodologische Grundüberzeugungen zugrunde: nämlich, dass Erzählen und Interaktion fundamental, grundlegend für unser soziales Leben sind und Menschen sich mittels Sprache und mit Bezug auf ein – imaginäres oder anwesendes – Gegenüber immer wieder neu beschreiben und positionieren.¹⁵

15 Entsprechend weisen Mats Alvesson und Kaj Sköldbörg darauf hin, dass die Devise „Erst die Frage, dann die Methode“ zu kurz greift: „Research problems cannot be determined independent of epistemological and theoretical starting-points. What constitutes an interesting and manageable research problem depends on the researcher’s fundamental stance on methodological questions in the broad sense.“ (Alvesson/Sköldbörg 2009: 14)

Die Interviews legte ich darauf an, ein eindrückliches Bild von dem Alltag, dem Leben meiner Gesprächspartner_innen und seinen Charakteristika in dem Setting ‚Internationale Intervention in einem Konfliktgebiet‘ zu bekommen. Ich wollte nachvollziehen, wie Menschen sich und andere sehen und wie sie sich und andere in solch einem Setting situieren/positionieren, welche Rollen/Positionen sie sich zuschreiben. Mein Ziel war es, zu einer gesättigten Beschreibung der Selbst- und Fremdverständnisse und Interaktionsdeutungen von ‚zivilen‘ und ‚militärischen‘ Intervenierenden zu kommen. Ich wollte wissen, wie sich diese Menschen ihre (Interventions-)Umwelt angeeignet hatten, welches Bild sie von sich selbst entwarfen, wie sie sich zu dieser Umwelt, anderen Menschen, politischen Diskursen in Bezug setzten und wie sie Erfahrungen und Erlebnisse interpretierten und sortierten.

1.3 MEHR ALS METHODOLOGIE: *GROUNDLED THEORY*

Aus der vorhergehenden Schilderung, wie ich meine leitende Fragestellung entwickelt habe, wird bereits offensichtlich, dass ich nicht theoriegeleitet vorgegangen bin. Ich habe nicht erst die vorliegende Forschungsliteratur studiert, um eine ‚Lücke‘ zu identifizieren und anschließend zu überlegen, wie ich diese am besten fülle. Stattdessen wollte ich die bereits skizzierte empirische Welt der aus Konflikt- und Krisengebieten zurückgekehrten Praktiker verstehen, die sich mir auf Tagungen und in Workshops, in Berichten und Büchern präsentierte. Entsprechend arbeite ich mit einer Herangehensweise, die „dem hartnäckigen Charakter der untersuchten empirischen Welt“ (Blumer 2013: 90) entspricht – einer Welt, die Kontra gibt „in dem Sinne, dass sie unsere Vorstellungen oder Konzeptionen in Frage stellt, ihnen widersteht oder sich ihnen nicht beugt“ (ebd.). Die *Grounded Theory*-Methodologie, von Barney Glaser und Anselm Strauss in den 1960er-Jahren entwickelt und zu Beginn dieser Einführung bereits erwähnt, ist ein solcher Forschungsstil. Er baut auf den Begriffsleistungen der Beforschten auf und zielt darauf ab, „den in Worten und Taten ausgedrückten Auffassungen, Interpretationen, Absichten und Perspektiven der Menschen gerecht zu werden und sie nach ihren eigenen Bedingungen zu erforschen“ (Clarke 2012: 45).

Es ist die Verknüpfung von „empirical observation with imaginative interpretation“ (Bryant/Charmaz 2014: 19). Dies tut die Forscherin mithilfe analytischer Fragen an das empirische Material, mit Abduktionen und Abstraktionen, ständigen Vergleichen und der Reflexion durch Schreiben. Zentral für die Methodologie der *Grounded Theory* ist es, ständig zwischen Datenerhebung, Dateninterpretation und Konzept-/Theorieentwicklung hin und her zu wechseln, also das Forschen im Zusammenspiel von „fieldwork, headwork and textwork“ zu gestalten, wie es van Maanen (2011: 150) für die Ethnologie formuliert hat.

Ich folge diesem Forschungsansatz in der Lesart, wie sie vor allem Strauss (1994), Strauss/Corbin (1996) bzw. Corbin/Strauss (2008) und daran anschließend Charmaz (2014) und Clarke (2005, 2012) beschrieben und vertreten haben. Ziel ist, empirische Daten zu analysieren, zu vergleichen und zu abstrahieren, um schließlich in diesen Daten begründete theoretische Konzepte zu entwickeln. Theoretische Konzepte meint an den konkreten Fall, die konkrete empirische Beobachtung anschließende, aber über diese hinausgehende Überlegungen und systematisierende Reflexionen. Es ist der Versuch, das Beobachtete auf seinen Sinn (bzw. seine Sinne) hin zu befragen und in daraus abgeleiteten Begriffen und Konzepten zu denken. Es ist „ein fortlaufender Prozess der Erzeugung sensibilisierender Konzepte, des gegenstandsverankerten Theoretisierens, provokanten, wenn auch provisorischen Analysierens“ (ebd.: 35).

Zugleich wird unter dem Begriff *Grounded Theory* keine theorieleose, wissenschaftlich frei schwebende Forschung betrieben. Auch der *Grounded Theory* liegen sozialtheoretische Annahmen zugrunde, namentlich die des Amerikanischen Pragmatismus und des Symbolischen Interaktionismus. Gerade letzterer wird mir nicht nur im weiteren Verlauf dieses Textes zur üblichen Einbettung in die soziologische Theorielandschaft und damit zur Kontextualisierung und Legitimierung dienen. Er erwies sich auch als fruchtbar in der Arbeit mit dem empirischen Material, weshalb ich ihn an verschiedenen Stellen in den empirischen Kapiteln wieder aufgreife.

1.4 WISSENSCHAFT ALS UNBESCHIEDENE ZEUGENSCHAFT

Im Sinne einer reflexiven *Grounded Theory* (u. a. Breuer 2009, Charmaz 2014, Corbin 2011) und mit Steedman (1991: 53) bin ich überzeugt, dass jegliches Wissen eine oder einen Wissenden voraussetzt – auch wenn es lange als wesentliches Merkmal guter, seriöser Wissenschaft galt, als Wissenschaftler_in möglichst gar nicht in Erscheinung zu treten und sich so unauffällig und bescheiden wie möglich im Hintergrund zu halten. Diese Perspektive geht davon aus, dass nur eine größtmögliche Distanz zum Forschungsgegenstand und die unbedingte Zurückhaltung sämtlicher persönlicher Eindrücke, Erfahrungen und Meinungen verhindern können, dass Forschungsprozesse und -ergebnisse beeinflusst werden. Entsprechend wurden Wissenschaftler_innen als „bescheidene Zeugen“ (Clarke 2012: 63)¹⁶ gese-

16 Der Begriff „bescheidener Zeuge“ oder „modest witness“ wurde durch Donna Haraway (1997) bekannt und geformt. Er geht zurück auf Steven Shapin und Simon Schaffer (1985), die fragen und beschreiben, wie Wissenschaftler mit Autorität sprechen konnten. Demnach war es die Tugend der Bescheidenheit, die garantierte, dass Wissenschaftler

hen, die quasi aus der Totale, unberührt über allem stehend, die Dinge überblicken und beurteilen konnten. Es ist in gewisser Weise faszinierend, wie diese Perspektive sich weiterhin in weiten Teilen der Wissenschafts-Community halten kann, wenn doch seit Rorty (1989: 21) von vielen akzeptiert wird, „dass Wahrheit gemacht, nicht gefunden wird“. Was viele für ihre Forschungsobjekte akzeptieren, ja, sogar postulieren und deshalb zum Forschungsgegenstand, zum Mittelpunkt ihres Erkenntnisinteresses machen, wird in seiner erkenntnistheoretischen Konsequenz kaum konsequent für die eigene Forschungspraxis reflektiert. Tatsächlich aber überwindet keine Methode „die Situiertheit ihrer Nutzer“ (Clarke 2012: 74). Und weil es gerade in der qualitativen Interviewforschung kein Entkommen vor dem Selbst geben kann (Roulston 2010: 127)¹⁷, wird es umso wichtiger, sich als Forschende nicht zurückzuziehen, sondern mit Clarke „sichtbarer [zu] werden und Verantwortung [zu] übernehmen für, in und durch unsere Forschung“ (Clarke 2012: 56). Wir müssen „unbescheidene Zeugen“ sein (ebd.: 63-64).

Was sich bereits in den methodologischen Ausführungen Blumers (2013) und den Anfängen der *Grounded Theory* andeutete, ist seither u. a. von Kathy Charmaz (2014), Juliet Corbin (2011) und Adele Clarke (2005, 2012) deutlich ausgeführt worden: Während die Beforschten weiterhin im Mittelpunkt der Betrachtung stehen, ist es von zentraler Bedeutung, auch die Betrachtenden und ihre Sehapparate sichtbar zu machen. Auch wir Forschenden haben wie alle Menschen Vor-Bilder: Vorstellungen und Konzepte von unserem Gegenstand, die es im Laufe des Forschungsprozesses zu be- und hinterfragen gilt (Blumer 2013: 108-109) – gerade, um dem Gegenstand *nicht* die eigene Logik aufzuzwingen, sondern durch das Bewusstmachen derselben bewusst von dieser Abstand nehmen und für die Eigenlogik des Gegenstandes offen sein zu können.

quasi „als legitime und autorisierte Bauchredner für die Objektwelt“ (Haraway 1997: 24) sprechen konnten und so die Macht hatten, Fakten zu etablieren. Haraway fährt fort: „His narratives have a magical power – they lose all trace of their history as stories, as products of partisan projects, as contestable representations, or as constructed documents in their potent capacity to define the facts. The narratives become clear mirrors, fully magical mirrors, without once appealing to the transcendental or the magical.“ (Haraway 1997: 24)

17 Norman Denzin und Yvonna Lincoln formulieren entsprechend und schön: „Qualitative research is a situated activity that locates the observer in the world. It consists of a set of interpretive, material practices that make the world visible. These practices transform the world. They turn the world into a series of representations, including field notes, interviews, conversations, photographs, recordings, and memos to the self.“ (Denzin/Lincoln 2005: 3)

Lora Bex Lempert geht noch einen Schritt weiter und fordert, nicht nur Vorannahmen, Begriffe und Prämissen zu reflektieren, sondern auch die eigene Biografie mit ihren Anschlüssen an das Forschungsprojekt sichtbar zu machen (Lempert 2007: 261). Schließlich bilden sich wissenschaftliche Überzeugungen nicht abseits vom ‚echten Leben‘, sondern in Gesprächen und durch Erfahrungen in wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Lebenswelten, in der Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Texten und mit zunehmender Erfahrung in empirischen Projekten.¹⁸ Franz Breuer nennt es das „Konzept der reflexiven Offenheit“ (Breuer 2009: 29). Man solle achtgeben „auf ein aufmerksames und überlegtes Umgehen mit den eigenen Erkenntnisvoraussetzungen, auf ein achtsames Registrieren ihrer Auswirkungen auf die eigenen Erlebnisse und Anschauungen sowie auf den eigenen ‚Reizwert‘ und dessen Auslösungen im Untersuchungskontakt“ (ebd.). Entsprechend will ich Grundüberzeugungen, Vor-Bilder und biografische Verflechtungen mit meinem Forschungsgegenstand skizzieren, um daraus resultierende Weichenstellungen für meine Forschung zu begründen, selbst an bestimmte wissenschaftliche Diskurse anzuschließen und zugleich Anschlussmöglichkeiten für andere offenzulegen.¹⁹

So fühlte ich mich als Wissenschaftlerin bei der Lektüre ethnografischer oder soziologischer Texte oft an das erinnert, was ich als Jugendliche im Schüleraustausch gelernt hatte. Denn erstmals geweckt wurde mein Interesse daran, wie Menschen ihre Welt(-en) machen, wie sie sich selbst und andere sehen und sortieren, lange vor der ersten Begegnung mit Wissenschaft durch meine Erfahrungen als Austauschschülerin. Im Alter von 16 Jahren verbrachte ich ein Jahr im Mittleren Westen der USA, im mentalen Gepäck die zuvor im Rahmen eines Seminars kennengelernten Konzepte zu Kultur, Kommunikation und interkultureller Verständigung. Ich sollte beobachten, mich anpassen, mitmachen und in Ruhe für mich über Hintergründe reflektieren, um die neue Kultur so intensiv wie möglich kennenzulernen.

18 Mit Leonard Schatzman und Anselm Strauss sind diese Vorannahmen und persönlichen Prägungen ebenso wie die eigene berufliche und private Vernetzung in Organisationen und Gruppen, bestehende Beziehungen zum Feld in ihren Auswirkungen nicht nur mitzudenken, auch bewusst als Ressourcen für die Forschung nutzbar (Schatzman/Strauss 1973: 2-3). So nutzte ich z. B. Kontakte aus der Studienzeit, früheren Forschungsprojekten und anderen beruflichen Zusammenhängen, um Interviewpartner zu finden.

19 Wo hier die erkenntnistheoretische und methodologische Grundüberzeugung aufhört und Narzissmus anfängt, ist m. E. eine empirische Frage und nicht prinzipiell, quasi vor dem Schwimmen noch an Land stehend, auszumachen. Ich schlage vor, das Urteil hierüber erst am Ende der Lektüre zu fällen.

Was Manning für die empirische Sozialforschung beschreibt, galt und gilt auch für die Wirkungen des Schüleraustauschs: „Consciousness of one’s role is often enhanced by the process of withdrawal from one system of roles and ‚looking back‘ upon previous roles.“ (Manning 1967: 315) Es ist das Heraustreten aus dem bisherigen Alltag mit all seinen sozialen Situationen und Kontexten, das es ermöglicht (wenn auch nicht garantiert), sich darüber bewusst zu werden, wie Rollen, Werte, Regeln gemeinsam ausgehandelt werden und wie man sich zu anderen verhält, in welche Beziehung man sich stellt, wenngleich man natürlich die bereits erworbenen, ansozialisierten Deutungsmuster, Werte und Normen nicht ablegen kann, sondern in die neuen Situationen mitnimmt. Mein Austauschjahr war ein erstes solches Zurücktreten aus dem eigenen sozialen Kontext, eine erste Ahnung und Erfahrung davon, dass Beziehungen und Rollenverhalten sowie grundlegende Bedeutungen und Interpretationen alltäglicher Praxis nicht festgeschrieben sind, sondern von Situation zu Situation variieren können, situativ und kontextgebunden zwischen den Beteiligten ausgehandelt werden.

Insofern waren mir das Beobachten, das bewusste Teilnehmen oder Nicht-Teilnehmen, das Suchen nach Regelmäßigkeiten und unausgesprochenen Regeln vertraut, als ich 2007 und 2008 die ersten Interview- und Feldforschungserfahrungen mit Bundeswehrsoldaten machte. Auch eine entsprechende analytische Brille konnte ich gut wieder aufsetzen.²⁰ Die Bundeswehr als ‚fremde Kultur‘ zu betrach-

20 Während des Studiums hatte ich ‚Militär‘ als möglichen Akteur in gewaltsamen Konflikten kennengelernt. Jenseits dessen hatte ich nur wenige, indirekte Berührungspunkte. Ich erinnere mich, dass ich mit einem amerikanischen Freund (und Air-Force-Soldaten) leidenschaftlich über die Sinnhaftigkeit militärischer Konfliktlösung stritt und er, ganz Clausewitz, argumentierte, wenn Akademiker und politisch Interessierte wie ich mit politischen Mitteln am Ende seien, sei es eben Zeit fürs Militär. Ein deutscher Freund begründete seinen Wehrdienst bei der Bundeswehr damit, dass er etwas Sinnvolles tun wolle, was bei mir nur Kopfschütteln und absolutes Unverständnis auslöste. Dass an einer Einrichtung wie der Bundeswehr etwas sinnvoll sein sollte, konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen. Es waren das Studium der Friedens- und Konfliktforschung und die Beschäftigung mit den Kriegen in Ruanda und im ehemaligen Jugoslawien, die hinter diese Überzeugung ein Fragezeichen setzten. Die Frage, ob es Militär nicht zumindest für derartige ‚Notfälle‘ geben sollte, konnte ich zumindest nicht mehr eindeutig verneinen, so dass ich mich schließlich dafür zu interessieren begann, wie denn so ein Militär funktioniert, wie Soldaten ihre Tätigkeit erleben und inwiefern die Staatsform sowohl für das Innenleben als auch das Agieren eines Militärs einen Unterschied macht. Aus dem einen erwuchs meine Masterarbeit (Bake 2007), aus dem anderen das Interesse an dem Forschungsprojekt „Das Bild vom demokratischen Soldaten“ der Hessischen Stiftung Frie-

ten, half mir, den Einstieg in die Feldforschung und meine eigene Rolle zu finden: aufmerksam zu beobachten, nach Regelmäßigkeiten und Regeln Ausschau zu halten, mit dem Unterschied, dass ich mich als nicht-uniformierte Frau in diesen Kontexten nur begrenzt anpassen konnte bzw. meist zu einer Minderheit gehörte. Während ich zuvor alles Militärische mindestens mit Distanz und Skepsis betrachtet hatte, nahm das Fremdheitsgefühl mit der Zeit ab, ich bewegte mich sicherer ‚im Feld‘, aber auch in den entsprechenden wissenschaftlichen Diskursen und trotz manchem Unverständnis wuchs die Sympathie mit den Menschen, die mir begegneten, und die Freude am tiefergehenden Verständnis einer mir bis dahin fremden Institution.²¹ In meinem damaligen Arbeitsfeld der Friedens- und Konfliktforschung²² war die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Militär bei weitem nicht mehr so umstritten wie in den Jahrzehnten zuvor.²³

Der Arbeitskontext von Entwicklungs- und Nothilfeorganisationen, den Vereinten Nationen, EU-Institutionen – auch, aber nicht nur in Post-Konflikt-Ländern – wiederum war mir aus der Literatur und aus Erzählungen zu Studienzeiten vertraut, weil die große Mehrheit meiner Kommiliton_innen dort über mehrere Jahre hinweg

dens- und Konfliktforschung, kurz HSK (Bake 2010, Bake/Meyer 2009, Bake/Meyer 2012).

- 21 Natürlich lässt sich diese ‚Befremdung‘, diese Herstellung von Distanz zum Zweck der Erkenntnis, auch als problematisch auffassen. Indem etwas als ‚exotisch‘ und ‚fremd‘, als ‚andere Kultur‘ gelabelt wird, wird es auch als ‚dem eigenen fern‘ konstruiert. Genau dies entsprach ja auch meinen wenigen biografischen Begegnungen mit militärischen Institutionen. Ohne diese weitergehende ‚Befremdung‘ (mit all ihren Auswirkungen) ausschließen zu können, sind mir mehrere Dinge wichtig. Erstens handelt es sich bei dieser Distanzierung um eine bewusst ausgewählte Strategie der Feldforschung, zu der zweitens spiegelbildlich auch das ebenso wichtige Moment der Empathie und Identifikation mit dem Feld und den Beforschten gehört. Drittens beschränkte sich diese Doppelstrategie nicht auf meine Begegnungen mit dem Militär, sondern fand ebenso in allen weiteren Feldforschungskontexten und -situationen ihren Einsatz. Und schließlich greife ich dieses Interpretationsschema in den empirischen Kapiteln dieser Arbeit wieder auf, nicht zuletzt, weil ich im (universitären) Alltag immer wieder Momente erlebte, in denen ‚Militär‘ als ‚äußerst fremd‘ konnotiert wurde.
- 22 Erst war ich 2008 für ein halbes Jahr am Zentrum für Konfliktforschung der Philipps-Universität Marburg, dann von 2008 bis 2014 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Politikwissenschaft mit Schwerpunkt Friedens- und Konfliktforschung der Universität Augsburg angestellt. Von 2006 bis 2009 arbeitete ich außerdem als wissenschaftliche Hilfskraft und Honorarkraft bei der HSK.
- 23 Für einen Überblick über den Forschungsgegenstand Militär in der Friedens- und Konfliktforschung siehe Bake 2011.

Praktika absolviert und gejobbt hatte. Mein Spaß an der Arbeit im Ausland und dem Kontakt zu anderen Nationalitäten hatte sich bis dahin nicht in Praktika o. ä. niedergeschlagen. Aber die Frage, ob man kurz- oder langfristig in diesen Arbeitsfeldern tätig sein und im Ausland, genauer Asien, Afrika oder arabischen Ländern leben wollen würde, wurde im Kommiliton_innenkreis immer wieder besprochen.²⁴

Mein Interesse an den hitzigen Debatten über ‚zivil-militärische Zusammenarbeit‘ kam also nicht von ungefähr, hatte ich doch vorher schon direkten oder indirekten Kontakt zu beiden Arbeitsfeldern und war auch aufgrund der Beschäftigung mit der wissenschaftlichen Debatte zum Militär in der Friedens- und Konfliktforschung für mögliche konflikthafte Wahrnehmungen sensibilisiert.

1.5 WISSENSCHAFTSVERSTÄNDNIS UND ERKENNTNISTHEORETISCHER ANSPRUCH

Die Perspektivität von Forschung bedeutet nicht nur, die Forscherin mit ihren Vorerfahrungen und Vorannahmen in den Blick zu nehmen. Das Bekenntnis zu einer reflexiv-konstruktivistischen *Grounded Theory* rührt letztlich auch an der Frage, welches Wissenschaftsverständnis dieser Art von Forschung zugrunde liegt und welche Gültigkeit ihre Ergebnisse beanspruchen.

Laut Strauss müssen die im Laufe des Prozesses gezogenen und anschließend präsentierten analytischen Schlüsse nicht als die einzig mögliche Interpretation gelten, aber sie müssen nachvollziehbar sein, an das Material anschließen und weiteren Ausarbeitungen und Überprüfungen standhalten (Strauss 1994: 37). Diese Weigerung, wenn man so will, eine allgemeingültige Theorie zu entwickeln, ist auch der bereits beschriebenen Erkenntnis geschuldet, dass jegliches Wissen perspektivisch²⁵ und vielleicht intersubjektive Übereinstimmung, aber keine Forscher_innen-

24 Lange vor der intellektuellen Beschäftigung mit postkolonialen Perspektiven fremdelte ich eher mit dem Gedanken, als *Expatriate* vor allem im ‚Globalen Süden‘ zu arbeiten, und spürte ein nicht weiter definiertes Unbehagen. Letzteres kam womöglich auch bei meiner Entscheidung zum Tragen, nicht zu einer bestimmten Weltregion zu promovieren bzw. zur Expertin zu werden. Unter Doktorand_innen in der Friedens- und Konfliktforschung schien es üblich, nicht nur einer bestimmten Theorieschule zu folgen, sondern sich auch geografisch festzulegen.

25 Der Amerikanische Pragmatismus versteht Wahrheit „in Begriffen von Handlungsfolgen [...] Wahr ist, was funktioniert.“ (Denzin 2008: 142) Aus dieser Betonung des Handelns gegenüber der Erkenntnis erwachsen nach Dellwing/Prus drei Perspektiven: „eine Sicht der Welt als gemacht, eine Sicht des Wissenschaftlers als Mit-Handelndem, und eine Sicht des Wissens als Werkzeug“ (Dellwing/Prus 2012: 18).

unabhängige, absolute Wahrheit zu erreichen ist. Denn „we may all yearn for certainty, but most knowledge claims are couched in provisional terms“ (Bryant/Charmaz 2014: 24). Deutungsakte seitens der Forscherin sind als genau diese zu berücksichtigen (Keller 2014: Abs. 6) und machen es entsprechend unmöglich, die Situiertheit der Forscherin zu überwinden.

Es ist die soziale Wirklichkeit, die zwischen der Forscherin und dem Material entsteht, die im Rahmen der *Grounded Theory* in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt werden soll. Die Forscherin wird damit zum „interpreter of the scene“ anstelle der „ultimate authority defining it“ (Bryant/Charmaz 2014: 25). Dies gilt auch/besonders für die interviewbasierte Forschung, so Rapley:

„If we understand interviews as unique situated interactions, where the talk is co-constructed in and through the ongoing collaborative work of the interviewer and interviewee, we have no real sense of how the talk relates to talk or actions beyond the interview space.“ (Rapley 2012: 551)

Der geforderten Verankerung der Forschung in den Daten, die so oft als Wesensmerkmal der *Grounded Theory* genannt wird, stellt Clarke deshalb – entgegen dem „hegemonic reach of over-generalization“ (Bryant/Charmaz 2014: 23) – als weiteres wesentliches Merkmal eines guten Prozesses die Bereitschaft der Analytikerin an die Seite, „alles Verstehen, alles Wissen und Handeln der Erforschten – sowie ihrer selbst – als perspektivisch darzustellen“ (Clarke 2012: 45). Zugleich kann die bloße Reproduktion der Aussagen von Beforschten kaum das legitime Ziel von Forschung sein. „Nicht die Konservierung und neuerliche Wiedergabe („re-representing“) einer ‚Wahrheit‘ oder einer Reihe von ‚Wahrheiten‘ (üblicherweise) in Form von Geschichten und Zitaten von einem oder einer Reihe von Individuen“ (ebd.: 51) ist in Clarkes Worten das Ziel. Stattdessen gehe es um „eine kritische Analyse zur Generierung einer ‚Wahrheit‘ oder möglicher ‚Wahrheiten‘ – d. h. von ausgeprägten analytischen Auffassungen, Interpretationen und Darstellungen eines bestimmten sozialen Phänomens“ (ebd.).²⁶

Die Gleichsetzung von Wissen mit Interpretation, die Unmöglichkeit der „epistemological certainty“ (Steedman 1991: 58) kann Forschende leicht resignieren lassen. Für Wissenschaft als solche ist das natürlich eine recht problematische Per-

26 Auch Corbin stellt die Frage, inwiefern die Entwicklung einer Theorie als Forschungsziel noch möglich oder zweckmäßig ist, wenn es da draußen doch mannigfache Wirklichkeiten gebe und man anerkennen müsse, dass jede Theorie in ihrer Erklärungskraft beschränkt ist. Eine recht demotivierende Erkenntnis. Corbin formuliert keine Antwort. Und nichtsdestotrotz macht sie sich an die Arbeit, sichtet Material, interpretiert und findet Gefallen daran (Corbin 2011: 169).

spektive: Welche Existenzberechtigung hat ein System, das Wissen schaffen soll, wenn es heutzutage zugleich weiß, dass dieses nicht allgemeingültig sein kann? Forscherinnen und Forscher finden darauf wenig zufriedenstellende Antworten.²⁷ Daten nur mehr als Illustration bereits ausformulierter theoretischer Gedanken zu nutzen scheint mir jedenfalls absurd – dient doch Wissenschaft nicht nur im Sinne Blumers dazu, Konzepte zu entwickeln, die die empirische Welt zur Grundlage nehmen. Und das wiederum ist dann auch Zielsetzung meiner Arbeit: Ideen und Gedanken zutage zu fördern, die ohne Analyse nicht da wären – Perspektiven zu eröffnen und Dinge sichtbar und explizit zu machen, die bislang ‚verschluckt‘ wurden.

Damit beerdigt wird in gewisser Weise auch der Anspruch, um jeden Preis ein kohärentes Ergebnis ohne Widersprüche zu präsentieren, obwohl es definitiv reizvoll und auch üblich wäre. Denn, so Clarke, wir vereinfachen in Forschungsberichten (Clarke 2012: 58). Wir bügeln aus, formen und schnitzen, verzerren zugunsten von Kohärenz und Gemeinsamkeiten. Clarke schlägt vor, stattdessen

„unsere Geschichten zu verkomplizieren, nicht nur Verschiedenheit(en), sondern selbst Widersprüche und Ungereimtheiten in den Daten abzubilden, sowie auf andere mögliche Deutungen und wenigstens einige unserer Besorgnisse und Auslassungen hinzuweisen, [...] ohne dabei die Fähigkeit zu verlieren, kohärente analytische Geschichten zu erzählen“ (ebd.).

Nun setzt allein die Anforderung, im Rahmen des Forschungsprozesses einen Text zu demselben zu verfassen, zumindest ein gewisses Maß an Kohärenz der entwickelten theoretischen Konzepte voraus, besteht doch genau darin das Wesen des Erzählens: in der Herstellung von Kohärenz und Konsistenz. Und dennoch möchte ich nicht ausschließen, dass die empirische Welt sich mir in einer Weise präsentiert, die ich nicht an allen Ecken und Enden „zusammendenken“ kann, kann ich nicht versprechen, dass am Ende alles zueinander passt. Im Sinne Clarkes gilt es nicht mehr nach der „runden“ Theorie zu streben, einer Ordnung, in die alles ohne Widersprüche einsortiert werden kann und seinen Platz hat. Und zugleich ist doch der Anspruch, nicht nur der *Grounded Theory*-Heuristik, sondern überhaupt grundsätzlich in der Wissenschaft sehr präsent, stimmige Überlegungen zu präsentieren und sich nicht durch Lücken oder Widersprüche angreifbar zu machen. Anstatt nun aber die mir begegnenden widersprüchlichen Logiken aus dem Feld ‚glatt zu bürsten‘ und ‚über einen Kamm zu scheren‘, ist es im Anschluss an Guilhot meine Aufgabe „to show how these opposed logics, far from excluding each other, coexist within the field [...] many repertoires pragmatically mobilized by the actors involved“ (Guil-

27 Siehe Corbin 2011: 169, Keller 2014: 29-30.

hot 2005: 22).²⁸ Und dies möchte ich tun: anregende analytische Geschichten über die Selbst- und Fremdwahrnehmungen von zurückgekehrten Praktiker_innen erzählen, bei der die Empirie das letzte Wort hat (Blumer 2013: 92) und die vorgefundene Vielfalt und Widersprüchlichkeiten derselben nicht ausgespart wird.

1.6 RELEVANZ DER FRAGESTELLUNG

Warum aber ist eine solche Perspektive auf diesen Bereich der internationalen Interventionen überhaupt relevant? Angesichts deutlicher Kritik, dass Intervenierende viel zu sehr mit ihren Konzepten und Prioritäten beschäftigt seien, um sich genügend mit den Gesellschaften und Gegebenheiten zu befassen, in die sie intervenieren, wirkt eine Arbeit zu den Selbst- und Fremdverständnissen von Intervenierenden auf manchen vielleicht egozentrisch. Doch Berit Bliesemann de Guevara und Florian Kühn bieten insofern ein erstes Gegenargument, als sie den Selbstverständnissen der Intervenierenden eine entscheidende Rolle für internationale Friedens- und Staatsaufbauinterventionen zuweisen (Bliesemann de Guevara/Kühn 2010: 11;15). Nicht nur die Zielsetzung, der gesamte politische und wissenschaftliche Diskurs zu *Statebuilding* ergebe sich weit stärker aus den Ideen und dem Selbstbild der Intervenierenden als aus Analysen tatsächlicher politischer Entwicklungen und den sich daraus ergebenden Erfordernissen in den Interventionsgebieten. Es seien die „already existing categories and models of the world“ (Berner/Mergenthaler/Rotmann 2011: 222) der Intervenierenden, die bestimmten, welches Wissen in der Interventionssituation als relevant eingeschätzt und welches ignoriert werde – mit den entsprechenden Handlungsfolgen und Auswirkungen. Bislang allerdings bleibt das „international self“ eine Art „black box in statebuilding research“ (Bliesemann de Guevara 2012a: 14) – ein Wissensvorrat, der bisher verborgen bleibt.

Allgemeiner formuliert Ronald Hitzler, es sei generell der Nutzen sozialwissenschaftlichen Verstehens, auf die Selbstverständlichkeiten des Alltagswissens aufmerksam zu machen (Hitzler 1993: 228). Denn während wir im Alltag verstehen wollen und Wissen verwenden, um praktische Situationen, Fragen, Probleme zu

28 Pluralität ist hier das Stichwort – und mit der muss man leben können: die Pluralität der Sinnmuster und Wissensregister in einem Akteur (Hörning 2004: 36), die Pluralität der Prozesse. Denn während die klassische *Grounded Theory*-Literatur (Glaser/Strauss 1970, Strauss 1994, Strauss/Corbin 1998) den Analytiker ermutigt, einen Hauptprozess auszuwählen und die anderen Prozesse als ‚Teilprozesse‘ zu beschreiben, möchte Clarke analytisch die Möglichkeit multipler Hauptprozesse zulassen und sogar, dass einige davon vielleicht noch dazu paradox oder widersprüchlich sind (Clarke 2012: 58).

klären, einen Sachverhalt praktisch bewältigen zu können, möchte der Soziologe sie analysieren:

„Der praktische gesellschaftliche Nutzen der Soziologie liegt darin, die Menschen auf die im Alltagsverstand nicht thematisierten Umstände, Zusammenhänge und Regeln aufmerksam zu machen, in deren Rahmen sie ihr Leben vollziehen. Und der Nutzen sozialwissenschaftlichen Verstehens liegt auch darin, auf die ‚selbstverständlichen‘ *Strukturen* und *Funktionen* des Alltagswissens und des Alltagsverstandes aufmerksam zu machen.“ (Hervorh. i. O.; ebd.)

Für die Interventionsforschung bedeutet das: Akteur_innen voraussetzen und dann erst mit dem wissenschaftlichen Fragen zu beginnen, verkennt die Unnatürlichkeit, die Geschaffenheit, die Kontingenz von Zuschreibungen und Unterscheidungen. Und das verschenkt nicht nur Forschungsgegenstände, sondern auch Erkenntnisräume. Wenn an den Unterscheidungen zivil–militärisch, staatlich–nichtstaatlich, international–lokal – um die drei dominanten zu nennen – so viel hängt, ist es dann nicht sinnvoll, sich diese Dichotomien mal genauer anzusehen? Entsprechend lässt sich fragen: Was ist denn ‚Militär‘? Inwiefern stellen ‚militärisch‘ und ‚zivil‘ dichotome Kategorien dar? Und welche anderen Kategorien werden benutzt, welche sind außerdem denkbar, um z. B. von „intervenierenden Akteuren“ zu sprechen?

Dies untersuche ich anhand der Erzählungen zurückgekehrter ‚Praktiker_innen‘, die sich beruflich bedingt in Kriegs- und Krisengebieten aufgehalten haben. Ich frage, wie diese sich im Gespräch mit mir und wie sie andere positionieren, wie sie sich zu anderen in Bezug setzen, welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten sie aufmachen, mit wem sie sich gemein machen und von wem sie sich abgrenzen und welche Rollen, welche Funktionen, welche Aufgaben sie sich und anderen in diesem Interventionssetting zuweisen und zugestehen. Die selbstverständliche, dominante Unterscheidung ‚zivil vs. militärisch‘ ist damit als *eine* mögliche identifiziert, andere Kategorisierungen stehen als weitere Möglichkeiten im Raum.²⁹ Während

29 Ein solches Erkenntnisinteresse schließt auch an das an, was Julia Reuter und Paula Villa für postkoloniale Ansätze in der Soziologie formulieren und was meines Erachtens für Forschung in kritisch-reflexiver Tradition verallgemeinert werden kann. Demnach ist keine Bedeutung und keine Kategorie selbst-evident, keine zwingend – insbesondere „vermeintlich selbstverständliche, faktisch asymmetrische Begriffspaare“ (Reuter/Villa 2010: 16). Kritik verstehe ich damit zunächst sehr grundlegend als Benennen und Aufzeigen von selbstverständlichen Kategorien sowie deren Machtverwobenheit, ohne im Vorhinein schon sicher zu sein, wer welche Machtposition inne hat, wer dominiert und wer marginalisiert wird. Es gehe darum, so Reuter/Villa, „die Gegenstände ihrer Analyse von ‚außen‘, von ihrer ‚Begrenzung‘ beziehungsweise ‚Grenzziehung‘ her zu betrachten.

sich die empirische Untersuchung auf deutsche Intervenierende beschränkt, stelle ich viele Bezüge zu internationaler, vor allem englischsprachiger Forschungsliteratur her. Entsprechend würde ich meine Arbeit als einen Beitrag zur Interventionsforschung aus deutscher Perspektive begreifen.

1.7 AUFBAU UND ARGUMENTATION DER ARBEIT

Das empirische Rätsel, die hitzigen Debatten um zivil-militärische Zusammenarbeit in internationalen Interventionen wollte ich zu Beginn dieser Einführung als Ausgangspunkt meines Forschungsinteresses deutlich machen. Meine an dieses Rätsel anschließende Fragestellung nach den relevanten Kategorien für die Selbst- und Fremdverständnissen von Intervenierenden habe ich in einem *Grounded Theory*-geprägten Forschungsprozess bearbeitet. Wie das genau vonstattenging und zu welchen Schlüssen ich gekommen bin, stelle ich im Folgenden dar.

Ich werde meine Arbeit und ihre Fragestellung zunächst im wissenschaftlichen Diskurs verorten (Kapitel 2), genauer in der Forschung zu internationalen Interventionen und den Debatten zu beruflichen Identitäten von Intervenierenden. Beide Themenstränge wenden sich aus unterschiedlichen Perspektiven den Zusammenhängen von internationalen Interventionen in Krisen- und Konflikten, Leben und Arbeit in diesen Szenarien sowie Berufsbildern von und Beziehungen zwischen Intervenierenden zu. Es sind diese Diskurse, zu denen ich etwas beitragen kann, diese Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich in Dialog treten möchte.

Dann gehe ich auf den sozialtheoretischen Rahmen meiner Arbeit ein, d. h. ich stelle diejenigen Grundpfeiler meiner Perspektive dar, die meine Forschung wesentlich geprägt haben (Kapitel 3). Bezugnehmend auf den Symbolischen Interaktionismus, allen voran die Gedanken und Ideen von George Herbert Mead und Herbert Blumer, lege ich dar, wie Bedeutungen im sozialen Raum einerseits ausgehandelt und andererseits wirkmächtig werden. Strauss' Konzept der „sozialen Welten und Arenen“ und der Feldbegriff Bourdieus helfen, sozialen Raum in Form von Handlungsfeldern und Lebenswelten zu begreifen bzw. die Empirie genau hiernach zu befragen. Auch Selbstverständnisse werden von uns mittels Sprache und in der Interaktion ausgehandelt, weshalb ich Identität als eine Erzählen erfordernde Unter-

Denn jedes Phänomen, jeder Gegenstand [...] existiert nur in Relation zu einer Macht-Wissens-Struktur und wird durch diese geformt.“ (Ebd.: 17) Nicht zuletzt entspricht diese Forscher_innenhaltung dem, was Christoph Weller als eine Art Tradition in der Friedens- und Konfliktforschung beschreibt – nämlich die eigene Perspektivität selbstkritisch zu reflektieren und den Mainstream der Forschung immer wieder zu hinterfragen, um blinde Flecken entdecken zu können (Weller 2017: 11-12).

scheidungspraxis verstehe und entsprechend die Selbst- und Fremdverständnisse von Intervenerenden als solche empirisch untersucht habe.

Das daran anschließende Kapitel beinhaltet die Konzeption dieser empirischen Untersuchung inklusive ihrer methodologischen Reflexion (Kapitel 4). Dazu beschreibe ich mein Forschungsfeld der zurückgekehrten Praktikerinnen und Praktiker in Deutschland und erläutere, wie ich Zugang zum Feld und Kontakt zu individuellen Interviewpartner_innen fand. Mit 26 Menschen aus der Nothilfe, der Entwicklungshilfe, dem Militär, der Polizei, der Diplomatie und dem Justizwesen führte ich Gespräche.³⁰ Entsprechend gehe ich anschließend auf Interviews als Datengenerierungsmethode, den thematischen Ablauf der geführten Gespräche und die Interviewsituation aus interaktionistischer Sicht ein. Eine Schilderung und Reflexion des Interpretationsprozesses nach *Grounded Theory*-Prinzipien bildet den Abschluss dieses Teils.

In den Empiriekapiteln fächere ich auf, welche Deutungsmuster die erzählten Erfahrungen und Erlebnisse von deutschen Intervenerenden prägen. Kapitel 5 ist den wesentlichen Merkmalen der Interventionssituation und ihrer Bedeutung für die Kategorisierungen von Intervenerenden gewidmet. Für eine ausführliche Beschreibung herausgegriffen habe ich die Interventionssituation als komplexes Setting (5.1), die vorherrschende Sicherheit und Unsicherheit (5.2), die Grenzen und Grenzenlosigkeit im Interventionsalltag (5.3) sowie die belastenden Eindrücke und Erfahrungen von Intervenerenden und deren Umgang mit diesen. Kapitel 6 beschreibt anhand von drei Begriffspaaren, mithilfe welcher alltagsrelevanten Dimensionen sich Praktiker_innen in Konfliktgebieten fruchtbar unterscheiden lassen. Was Intervenerende ausmacht, so argumentiere ich, ist ihre Sichtbarkeit bzw. Unsichtbarkeit (6.1.), ihre Nähe bzw. Distanz zu den *Peers* und/oder den Anwohnern vor Ort (6.2) sowie Ungleichheit und Macht (6.3).

30 Deutsche Polizisten sind vergleichsweise wenig, wenn auch zunehmend, im Rahmen internationaler Polizeimissionen oder bilateraler Projekte im Ausland tätig. Sie sollen die Sicherheitsorgane in Krisenländern unterstützen und haben deshalb meist ausschließlich beratende Funktion, z. B. beim Aufbau bzw. der Verbesserung des Polizeiwesens vor Ort. Deutsche Polizisten gehen meist einzeln und für eine Dauer von einem Jahr in den Einsatz, um anschließend in den Dienst in ihrem jeweiligen Bundesland zurückzukehren. Im Rahmen internationaler Rechtsmissionen werden vermehrt auch deutsche Richter_innen, Staatsanwält_innen, Justizvollzugsbeamte_innen für eine begrenzte Zeit ins Ausland geschickt. Meistens haben sie beratende Funktion und sollen beim Aufbau bzw. der Verbesserung rechtstaatlicher Elemente unterstützen, manchmal haben sie exekutive Aufgaben und führen selbst eine bestimmte Aufgabe aus (z. B. indem sie als Richter_in Recht sprechen).

Das Fazit (Kapitel 7) gibt eine Antwort auf die Fragen, erstens inwiefern die Unterscheidung von Intervenierenden in die Kategorien ‚zivil‘/‚militärisch‘ sinnvoll ist, um die Alltagserfahrungen vor Ort zu erfassen und zweitens, anhand welcher anderer Kategorien sich Intervenierende in Kriegs- und Krisengebieten vergleichen und unterscheiden lassen. Während man argumentieren kann, dass Soldaten besondere Erfahrungen machen und sich von anderen Intervenierenden maßgeblich unterscheiden, ist letztlich wenig, was sie kennzeichnet, wirklich militärspezifisch. Fast alle Aspekte lassen sich wechselweise auch anderen Intervenierenden zuschreiben, was die Sinnhaftigkeit einer Kategorisierung in ‚zivil‘/‚militärisch‘ infrage stellt, wenn es darum geht, Interventionserfahrungen und Intervenierende zu fassen.

2 Verortung des Projekts im wissenschaftlichen Diskurs

„In learning how to pursue their own theoretical and empirical interests in ways that connect them with rather than separate them from the larger collectivity, researchers may find their own experience of alienation reduced.“

Mishler 1986: 141

Im folgenden Kapitel möchte ich meine Forschung im wissenschaftlichen Diskurs verorten, wobei ich auf die beiden Themenstränge fokussiere, die mir wesentlich erscheinen: die Forschung zu internationalen Interventionen und die Forschung zu beruflichen Identitäten von in diesem Rahmen Tätigen. Beide Themenstränge befassen sich aus unterschiedlichen Perspektiven den Zusammenhängen von internationalen Interventionen in Krisen und Konflikten, Leben und Arbeit in diesem Szenario sowie Berufsbildern von und Beziehungen zwischen Intervenierenden zu.

Neben der Vergewisserung, nicht allein dazustehen, wie Elliot G. Mishler (ebd.) andeutet, ist diese Verortung im wissenschaftlichen Diskurs aus zweierlei Gründen sinnvoll und notwendig. Zum einen haben die im Folgenden dargestellten Diskussionsstränge mein Forschungsinteresse informiert und auch geformt. Zwar dient die Literatur im Rahmen eines *Grounded Theory*-orientierten Vorgehens explizit nicht dazu, einen konzeptuellen Rahmen – eine ‚Forschungslücke‘, sinnvolle Hypothesen, Leitlinien für mögliche abhängige Variablen – abzuleiten. Aber sie spielt eine begleitende Rolle, so Breuer in Bezug auf Strauss/Corbin (1996: 33-40): „Sie kann die theoretische Sensibilität der Forscherin anregen [...] sie kann Fragen anregen, die bei der Datenerhebung nützlich sind; sie kann Hinweise für eine sinnvolle Stichprobenezusammenstellung geben.“ (Breuer 2009: 57) Eben so möchte ich die im Folgenden zusammengefasste wissenschaftliche Literatur verstanden wissen – eine vielgesichtige Begleiterin während meines Forschungsprozesses, die mir Vokabeln an die Hand gab, die Ideen und Dinge greifbar machte und die sich im Laufe des Prozesses (bei) der Interpretation und Analyse des empirischen Materials als

fruchtbar erwies.¹ Entsprechend möchte ich hier vor allem die Grundlinien der relevanten wissenschaftlichen Debatten aufzeigen. Detaillierte Querverweise und konkrete Anknüpfungspunkte hebe ich für die inhaltlichen Kapitel auf, wo sie mir am ehesten fruchtbar und gewinnbringend scheinen, um meine eigenen Interpretationen in Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Diskurs zu stellen und in der Analyse gewonnene Konstrukte zu kontrastieren bzw. zu stärken.²

Kenntnisse von und ein Bewusstsein über diese wissenschaftlichen Diskurse waren zum anderen auch deshalb wichtig, weil ich erwarten konnte, dass sich meine Interviewpartner darauf beziehen. Die entsprechenden Hinweise von Adele Clarke zur Bedeutung von Diskursen in Situationen (Clarke 2005, 2012) bestätigten insofern, was ich auf den zuvor erwähnten Tagungen erlebt hatte. Als Expertinnen und Experten in spezialisierten Arbeitsfeldern verwendeten die Teilnehmenden vielerlei Fachbegriffe und verwiesen auf Debatten, bei denen es für mich als Interviewerin später wertvoll war, Verstehen signalisieren zu können anstatt nachzufragen (auch Selbstverständliches zu hinterfragen hat seine – zeitlichen – Grenzen). Entsprechend begriff ich das, was ich las, als einen potenziell maßgeblichen diskursiven Rahmen und damit, wenn man so will, sowohl als das potenzielle Bühnenbild, eine große Deutungsfundgrube der von mir Befragten als auch als Ressourcenpool für meine eigenen Interpretationen im Anschluss an die Gespräche.³

Doch zunächst sollen die Erkenntnisse, Ergebnisse und Überlegungen der Kolleginnen und Kollegen als eine Art Kulisse dienen, vor der ich dann im anschließenden Kapitel beginne, mein eigenes Projekt aufzustellen – eine Kulisse, die aufzeigt, was die Wissenschaft schon zu wissen glaubt und an der ich deutlich mache, zu welchen Forschungsfeldern meine Arbeit einen Beitrag leistet.

-
- 1 In guter *Grounded Theory*-Tradition (siehe Clarke 2012: 105) ziehe ich neben wissenschaftlicher Literatur vereinzelt auch anderes diskursives Material wie journalistische Artikel, Romane oder Filme heran, von dem ich glaube, dass es „innovative Sichtweisen des Themas sowie Begriffe und Schilderungen von Subtilität und Differenziertheit [enthält], die zur Schärfung der theoretischen Sensibilität und zu produktiven Untersuchungsideen“ (Breuer 2009: 57) beitragen.
 - 2 Denn, so Strauss/Corbin, es ist zwar ratsam, mit Hintergrundwissen in die Forschung einzutreten, dieses anzuerkennen und zu nutzen, aber man sollte sich in seiner Kreativität nicht von Literatur und Wissen ersticken lassen (Strauss/Corbin 1996: 33).
 - 3 Auch Judith Heusinger stellt bei ihren Interviews mit EZ-Mitarbeitenden fest, „dass die Expert_innen – unabhängig vom spezifischen kulturellen Kontext und Arbeitsbereich, in dem sie agieren, – auf gleichbleibende symbolische Drehbücher zurückgreifen und stets gleiche weltkulturelle diskursive Skripte bedienen. Immer wieder tauchen Schlagworte wie Partizipation, Capacity Building, Local Ownership, Facilitation, usw. in den Interviews auf.“ (Heusinger 2014: 19)

2.1 INTERNATIONALE INTERVENTIONEN IN RÄUME (EHEMALS) BEWAFFNETER KONFLIKTE

Der erste, für meine Arbeit zentrale wissenschaftliche Diskurs ist der zu internationalen Interventionen in Räume (ehemals) bewaffneter Konflikte. Nach einer Zusammenfassung der großen Linien dieses Diskurses, was solche Interventionen ausmacht und wie sie funktionieren (2.1.1) fokussiere ich mit Blick auf meine Fragestellung auf die soziologische Interventionsforschung unter dem Stichwort „Interventionskultur“ (2.1.2). Abschließend gehe ich darauf ein, wie Interventionsakteure bislang in und von der Forschung kategorisiert werden, welche Rolle ihnen in *Peacebuilding*-Prozessen zugeordnet wird und wie ihre Beziehungen zueinander beschrieben werden (2.1.3).

2.1.1 Internationale Interventionen: Was ist das, funktioniert es und wie geht es besser?

Die wissenschaftliche Debatte rund um internationale Interventionen in Räume (ehemals) bewaffneter Konflikte entwickelte sich, ähnlich wie das empirische Phänomen, Mitte der 1990er Jahre und nahm unter den Schlagworten *Peacebuilding*, *Statebuilding*, *Nationbuilding* zügig Fahrt auf. Beiträge kamen und kommen vor allem aus der Politikwissenschaft und dort schwerpunktmäßig aus den Internationalen Beziehungen bzw. der Friedens- und Konfliktforschung, weshalb politikwissenschaftliche Begriffe und Theorien wie Staatlichkeit, *Governance* u. Ä. dominieren. Darüber hinaus beteiligen sich angrenzende Disziplinen wie die Sozialwissenschaften, Rechtswissenschaften, Geografie u. Ä. Erforscht und diskutiert wird, wie sinnvoll solche Interventionen sind (dazu gehört, was vor Ort konkret und tatsächlich passiert, ob es funktioniert und wie man es besser machen kann), wie legitim solche Interventionen sind und wer an ihnen warum und in welcher Funktion beteiligt ist.

So stand für viele zunächst die Frage im Vordergrund, wie genau sich ‚Frieden‘, ‚Staatlichkeit‘ und ‚Nation‘ definieren und operationalisieren lassen. Dass der Begriff *Statebuilding* oft im selben Atemzug wie *Peacebuilding* verwendet wird, deutet an, dass viel Autor_innen „dem Staat“ in derlei Prozessen eine wesentliche Rolle zuweisen (analog der Begriff *Nationbuilding*, der davon ausgeht, dass Frieden wahrscheinlicher ist, wenn sich die bislang gespaltene Gesellschaft als Gemeinschaft versteht). Daran anschließend wird die Frage diskutiert, wie sich derartige große Begriffe sinnvoll in politische Leitlinien und politische Praxis übersetzen lassen. Viele Politikwissenschaftler stellen entsprechend die Schaffung legitimer und funktionsfähiger politischer Institutionen in den Mittelpunkt ihrer Analyse (Fukuyama 2005, Chandler 2010). Oft ohne ausformulierten Rückbezug, aber dennoch auf ein liberal-demokratisches Staatskonzept rekurrierend gehen Autorinnen und

Autoren davon aus, dass Staatlichkeit eine Voraussetzung für Frieden im Sinne der langfristigen, nachhaltigen Abwesenheit gewaltsamer Konflikte ist und fragen anschließend, welche Bestandteile von Staatlichkeit gegeben sein müssen, um Frieden zu gewährleisten (so z. B. Call/Wyeth 2008, Heathershaw/Lambach 2008) sowie welche Maßnahmen und Projekte internationale Akteure anregen bzw. durchführen können, um dazu beizutragen.

Vermutlich wegen des akuten Politikberatungsbedarfs und der drängenden realpolitischen Fragen angesichts der großen EU- und UN-Friedensmissionen handelt es sich um einen oft dezidiert *policy*-orientierten Diskurs. Insgesamt steht für viele Autor_innen die Frage im Mittelpunkt, wie sich derlei Friedensinterventionen – auch angesichts langjähriger Engagements und mancher ausbleibenden Erfolge – verbessern lassen. So wird beispielsweise anlässlich des zehnten Jahres der USA-geführten Afghanistanintervention Bilanz gezogen und gefragt, ob die zuvor formulierten Ziele erreicht wurden.⁴ Aber auch in anderen Fällen ist es den Autor_innen ein Anliegen, zu untersuchen, inwiefern Interventionen zum Zwecke der Befriedung durch Staatsaufbau und Friedensförderung erfolgreich sind und welche Faktoren zum Erfolg bzw. Misserfolg beitragen (so auch Gizelis/Kosek 2005, Pushkina 2006). Und auch wenn dann festgestellt wird, „that the relationship between peacebuilding and statebuilding is complicated, contingent, and context-dependent“ (Call 2008: 3), bleibt doch der Wunsch zu formulieren, wie *Statebuilding* zu einem dauerhaften Frieden beitragen kann (ebd.: 19). Letzterer wiederum ist so komplex und vielschichtig, dass Peacebuilder_innen lernen müssen, wie mit den Dilemmata und widersprüchlichen Anforderungen umzugehen ist, die ihnen begegnen, und Prioritäten zu setzen (Paris/Sisk 2007, Paris/Sisk 2009, Schneckener 2008). Bliesemann de Guevara/Kühn kommen zu dem Schluss, dass die Gestaltung und die Erfolgsbeurteilung internationaler Interventionen nur begrenzt eine Frage des jeweiligen Einsatzkontextes ist. Am Ende sei *Statebuilding*-Politik in „erster Linie selbstreferentiell, spiegelt also vor allem Befindlichkeiten der westlichen Interventen wider“ (Bliesemann de Guevara/Kühn 2010: 191). Sie führen aus, humanitäre Organisationen

„können ihre Existenz rechtfertigen, wenn sie ihren humanitären Auftrag sichtbar erfüllen. Mitarbeiter staatlicher oder internationaler Organisationen, die mit der direkten politischen

4 Siehe Justenhoven/Afsah 2011, Brummer/Fröhlich 2011, Ehrhart/Gareis/Pentland 2012; Tettweiler kommt derweil zu dem naheliegenden Schluss, dass eine „echte“ Auswertung der deutschen Afghanistan-Mission und damit ein potenzielles Lernen für künftige ähnliche Einsätze klare und ggf. sogar unter den verschiedenen Akteuren abgestimmte Ziele voraussetze, diese aber nicht vorhanden seien (Tettweiler 2011). Ein Schelm, wer Böses dabei denkt.

Betreuung des *Statebuilding* beauftragt sind, verdienen ebenfalls gut, weil sie Entbehrungen hinsichtlich Komfort und Lebensqualität in Kauf nehmen müssen. All dies zieht die Motive dieses Personals nicht in Zweifel, trägt aber dazu bei, dass das *Statebuilding* als unabgeschlossen verstanden wird, Verlängerungen der Mission und höhere Ausgaben verlangt werden. Auch erschließen sich die internationalen Organisationen immer neue Betätigungsfelder und prägen die Wahrnehmung von Problemen wie beispielsweise Korruption, Kriminalität, mangelnder Bildung und Gesundheitsversorgung.“ (Ebd.: 190-191)

Auch wenn diese Logiken zur Folge haben, dass sich Intervenierenden neue Einsatzmöglichkeiten und berufliche Perspektiven bieten, kann auch das Gefühl bleiben, nie fertig zu sein, nie das erreicht zu haben, was Geld, Zeit und Härten rechtfertigt.

Wiederum andere Autor_innen beleuchten die Aktivitäten einzelner internationaler bzw. externer Organisationen oder Institutionen⁵ und fragen nach Bewertungskriterien für den Einsatz⁶ bzw. den Erfolg einzelner Strategien wie der deutschen „Vernetzte[n] Sicherheit“ (Gareis 2012) oder Aufstandsbekämpfung (bzw. der amerikanische/britische Begriff *Counterinsurgency*, COIN; Münch 2010, Münch 2012, Rudolf 2011, Tettweiler 2011). Und aus dieser Vielfalt an Akteuren und Strategien ergeben sich auch die Fragen, wer mit welchem Vorgehen welche Ziele verfolgt und inwiefern diese miteinander kompatibel sind. Besonders prominent in der Debatte sind dabei die Leitmotive ‚Entwicklung‘ und ‚Sicherheit‘ und die Frage, inwiefern diese erreicht werden können (Kühn 2010, Koehler 2010a), welche Implikationen bestimmte Konzeptverständnisse für die Prozesse vor Ort haben (Bonacker/Distler/Ketzmerick 2017) bzw. wie das Nebeneinander verschiedener Zielsetzungen wie Aufstandsbekämpfung und humanitärer Hilfe von beteiligten Akteuren bewertet wird (Fürstenhofer 2010, Maass 2012, Slim 2003).

Für einige liegt die Erklärung für ausbleibende Erfolge (bzw. ein grundsätzlicher Kritikpunkt) in der unhinterfragten Beschränkung internationaler Interventionen auf ‚westliche‘, marktwirtschaftliche und partizipativ-demokratische Staatsmodelle. Unter dem Stichwort *Liberal Peacebuilding* sind es allen voran die Briten Mark Duffield (2001, 2007), Oliver Richmond (2004, 2006, 2009, 2014) und Michael Pugh samt Kolleg_innen (Pugh/Cooper/Turner 2011, Pugh 2013), die lautstarke Zweifel an der grundsätzlichen Legitimität bzw. der Uneigennützigkeit internationaler Interventionen äußern und *Peacekeeping* als machtvollens *Governance-*

5 Siehe z. B. für NGOs Fahrenhorst 2007, Reimann 2007, Leeuwen 2009.

6 Siehe z. B. für die Bundeswehr El-Mogaddedi 2005b, Handrick 2005, Buric 2005; für die deutsche staatliche Entwicklungszusammenarbeit in Afghanistan Böhnke/Koehler/Zürcher 2013, Koehler/Zürcher 2007.

Instrument verstanden wissen möchten.⁷ Mandy Turner und Florian P. Kühn schreiben gar von Peacebuilding-Interventionen als „a method of ‚policing (colonial) differences globally“ (Turner/Kühn 2016: 8) durch die Verbreitung und das Aufdrängen kapitalistischer Sozialformen.

Diese Diskurse um die Legitimität von Interventionen, um die Vielfältigkeit der Akteure, ihre Ziele und Kompetenzen, um fehlende Koordination und verschiedene Zielsetzungen, um Herausforderungen und Erfolgsfaktoren waren und sind insofern für meine Arbeit relevant, als ähnliche Motive, Themen und Fragen auch in den Interviews zur Sprache kamen. Ob es daran lag, dass der jeweiligen Gesprächspartnerin bzw. dem jeweiligen Gesprächspartner die wissenschaftlichen Debatten bekannt waren oder ob diese so eng an die politischen Forderungen an die Praxis bzw. die Debatten unter den Praktiker_innen vor Ort anknüpfen, ob sie die eigenen Gedanken widerspiegeln oder von der Gesprächssituation mit mir geprägt waren, ist nicht sicher und nicht für alle einheitlich zu sagen. Aber „Warum habe ich das gemacht? War es sinnvoll? War es legitim? Würde ich es nochmal machen?“ waren Fragen, die mindestens mitschwangen, selbst wenn sie nicht explizit ausformuliert und/oder beantwortet wurden.

Die Frage ist, ob man sich der Grundsatzkritik entziehen kann, dem Vorwurf, uneigennützig zu handeln oder dem Vorwurf, ungebeten westliche Gesellschaftskonzepte auf andere Länder übertragen zu wollen. Wer Teil einer EU- oder einer UN-Mission ist, dem wird die Distanzierung schwerfallen, wie Jan Free argumentiert: „In Afghanistan und anderswo gibt es jedoch im Rahmen der bestehenden Mandate keine Alternative, als daran zu glauben, dass Interventionen und die mit ihnen verbundenen massenhaften Reformvorhaben helfen und gelingen können.“ (Free 2010: 53) Und Free führt weiter aus: „Intervenierende Akteure, „die konkret an Ort und Stelle handeln“, können gar keine „andere Erwartungshaltung an den Tag legen, als die, dass State-Building und Interventionen zu einer sicheren Gesellschaftsordnung führen werden“ (ebd.). Er kommt sogar darüber hinaus zu dem Schluss, dass sich kein Akteur der übergreifenden Interventionslogik entziehen könne: „Auch wer nur regional konzentriert seinem philanthropisch [sic!] Job nach-

7 Ähnlich formulieren es Berit Bliesemann de Guevara und Florian Kühn in der deutschsprachigen Debatte (siehe Kühn 2010 sowie Bliesemann de Guevara/Kühn 2010); weniger prinzipiell liest sich da Conrad Schetters analytischer Vergleich von Entwicklungszusammenarbeit und internationalen Friedensinterventionen (Schetter 2010), die beide von einem treuhändischen Habitus zeugten, weil sie die Probleme anderer feststellten und gleich auch die Lösung kennen und liefern. Jan Selby (2013) wiederum argumentiert m. E. zurecht, Post-Konflikt-Interventionen seien weder so durchweg liberal noch bestehe dazu ein globaler Konsens, wie es uns die Kritiker am sogenannten *Liberal Peacebuilding* glauben machen wollten.

geht, dient letztlich der social engineering-Mentalität, die hinter der Intervention steckt.“ (Ebd.)

2.1.2 Interventionen aus soziologischer Sicht, oder: „Interventionskultur“

Auf einer anderen, eher einer Meta-Ebene kritisieren Thorsten Bonacker und Werner Distler (2012: 163), dass Interventionsforschung bis auf wenige Ausnahmen eine „Einbettung in theoretische Rahmen oder die Entwicklung theoretischer Perspektiven“ vermeide. Es dominierten die praxisorientierten Arbeiten mit Evaluationsduktus und Optimierungswillen⁸, die sich auch methodisch nur selten und erkenntnistheoretisch noch viel seltener explizit positionieren. Meiner Ansicht nach vermischt sich hier die Kritik der theorieleeren *policy*-orientierten Forschung mit Unzufriedenheit mit den zu kurz greifenden politikwissenschaftlichen Konzepten von Staatlichkeit und *Governance* und den im Mainstream der Teildisziplin der Internationalen Beziehungen konzipierten Erklärungen für zwischenstaatliche Beziehungen und gewaltsame Konflikte. Keine Überraschung also, dass u. a. diese beiden Soziologen dazu aufrufen, mehr wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf die so benannten sozialen Interaktions- und Vergesellschaftungsprozesse zu richten, die sich während einer Intervention vor Ort entwickeln. Diese Perspektivenverschiebung beruht auf der Überlegung, dass sich der Erfolg oder Misserfolg einer internationalen Intervention nicht allein durch die Strategie oder das Verhalten der internationalen Akteure, sondern vielmehr durch die vor Ort entstehende soziale Dynamik zwischen allen Beteiligten erklärt (Daxner/Free/Bonacker/Zürcher 2010: 8). Es ist der kleine, aber feine Unterschied von „Funktionieren Interventionen?“ zu „Wie funktionieren Interventionen?“.

Diese zunächst von Bonacker/Daxner/Free/Zürcher (2010) propagierte soziologische Wende unter dem Stichwort „Interventionskultur“ ist insofern interessant, als sie die sozialen Beziehungen in Interventionssituationen in den Fokus rückt. Schon zuvor hatten einzelne soziologisch-ethnologische, theoretisch und methodisch reflektierte Arbeiten aus dem englischsprachigen Raum⁹ darauf hingewiesen, dass es

8 Gerade im Gegenstandsbereich der Friedens- und Konfliktforschung, und dazu zähle ich die Forschung zu internationalen Interventionen, mag diese Orientierung menschlich naheliegen – wer möchte schließlich nicht gern zum Frieden in der Welt beitragen? Mehr als die normative, friedensorientierte Ausrichtung, die zu Beginn der Friedens- und Konfliktforschung prägend war (siehe Bonacker 2011), ist es heute vielleicht auch die Finanzierung durch praxisnahe Drittmittelgeber, aber auch eine gewisse *social engineering*-Mentalität, die nicht nur die politische, sondern auch die wissenschaftliche Praxis prägt.

9 Siehe u. a. Coles 2007, Guilhot 2005, Higate/Henry 2009, Leeuwen 2009.

für den Verlauf und Erfolg einer *Peacebuilding*-Intervention weniger auf *Policies* als auf die (Interaktions-)Praxis ankomme. Guilhot fragt, wie sich Individuen mit ihren Kompetenzen und Erfahrungen in die Strategie- und Programmentwicklung von Institutionen wie den UN einbringen (Guilhot 2005). Leeuwen fragt, wie *Peacebuilding*-Diskurse im Feld mit Bedeutung versehen werden, schließlich reiche es nicht, sie vom Hauptsitz aus strategisch zu verbreiten oder sie von externen Geldgebern aufgedrückt zu kriegen (Leeuwen 2009). Und Paul Higate und Marsha Henry widersprechen zwar nicht dem Vorwurf an UN-Friedensmissionen, neoliberalen Kolonialismus zu betreiben anstatt zu Sicherheit und Frieden beizutragen, plädieren aber für eine Analyse jenseits der Makroebene, um zu sehen, wie sich die Macht von *Peacekeepern* in alltäglichen Erfahrungen zeigt:

„The concept of space reveals how peacekeepers carry with them the ability to shape the spaces in which post-conflict populations and international staff live and work together, and how physical proximity impacts on security perception. Performance is about the power within the social relations and space between peacekeepers and their audience.“ (Higate/Henry 2009: 157)

Entsprechend sei es an der Zeit, die Makroebene der Analyse zu verlassen und sich mit den Erfahrungen und Deutungen von Intervenierenden zu beschäftigen. Daran anschließend plädieren Daxner und Kollegen dafür, sich mit der Struktur und den Akteuren der jeweiligen Gesellschaften auseinanderzusetzen und die Transformation der ursprünglichen Konflikte in Folgekonflikte als Ergebnis der Intervention zu verfolgen (Daxner/Free/Bonacker/Zürcher 2010: 11). Insbesondere die sozialen Dynamiken

„des Zusammenwirkens von Exponenten verschiedener gesellschaftlicher Felder [sind von Interesse]: Intervenierende und Intervenierte, aber auch Soldaten und Zivilisten, Repräsentanten von Staatlichkeit oder privaten Unternehmen, Angehörige verschiedener Wertegemeinschaften, etc.“ (ebd.).

Schließlich entstünden im Rahmen von Interventionen neue „Symbol- und Normenkataloge, die Interaktionen regeln und möglich machen – also das, was man gemeinhin als ‚Kultur‘ versteht“ (ebd.: 12). Dabei kann die Interventionsgesellschaft als Krisen- und Ausnahmesituation begriffen werden, in der Akteure ihre erlernten und gewohnten Handlungsweisen verändern (Distler 2010). Aber auch das Alltägliche, das Nicht-Krisenhafte gilt es m. E. nicht aus den Augen zu verlieren. Schließlich ist es umso interessanter, wie und wo Interaktion funktioniert und gemeinsame bzw. aneinander anschließende Deutungen hergestellt werden. Diese Perspektive nehme ich in meiner Arbeit ein und wende mich den Erfahrungen und Deutungsmustern von Intervenierenden zu. Davon ausgehend, dass diese zentral

sind für die sozialen Dynamiken der Interventionssituation, will ich wissen, wie Intervenierende sich selbst in Bezug zum großen Szenario, zum Alltagsleben in der Intervention und zu den Menschen, denen sie begegneten, beschreiben und verorten.

2.1.3 Kategorisierungen von Akteuren in Interventionen: Wer sind „Intervenierende“?

Für viele Forschende stehen unter dem Label „Interventionskultur“ nicht nur soziologisch geprägte Perspektiven im Mittelpunkt, sondern auch – konsequent daraus abgeleitet – die Interaktion von Intervenierenden und „Intervierten“, also den lokalen Eliten, der lokalen Bevölkerung des Interventionslandes. Schon zuvor wurden letztere in die wissenschaftlichen und politischen Debatten eingebracht, unter den Stichworten *Ownership*, *Zivilgesellschaft* oder lokale Institutionen. So sei für einen erfolgreichen Friedensprozess entscheidend, inwieweit er in der Hand der jeweiligen Bevölkerung des betroffenen Landes liege und ob diese genug Anteil am selben habe, aber auch wie nicht nur der Prozess, sondern auch die internationalen Intervenierenden von der lokalen Bevölkerung gesehen würden. Worauf Beatrice Pouligny (2006) in ihrer ethnografischen Forschung zu UN-Friedensmissionen („Peace Operations Seen From Below“) und Andrea K. Talentino (2007) in ihrem Aufsatz zur Wahrnehmung internationaler Interventionen (Untertitel „The Dynamic of Imposer and Imposed Upon“) bereits hinwiesen¹⁰, wird mit dem Label „Interventionskultur“ nochmal in den Fokus gerückt.¹¹ Zugleich wird von anderen infrage gestellt, inwieweit die dichotome Unterscheidung zwischen Internationalen/Intervenierenden und Lokalen/ Intervenierten zutreffend (Nadjivan 2010) bzw. für eine Analyse des Phänomens *Peacebuilding* wesentlich ist (Jabri 2013: 6). Andreas Hirblinger und Claudia Simons kommen zu dem Schluss:

„Despite its ambiguity, the term ‚local‘, which more resembles a floating signifier than a well-defined concept, continues to be used and produced in a distinct politics of scale, not only as an epistemological ordering device but as a vehicle to define what right and good peacebuilding entails.“ (Hirblinger/Simons 2015: 434)

10 Die von Caroline Abu-Sada herausgegebene Studie „In the Eyes of Others. How People in Crises Perceive Humanitarian Aid“ ist ebenfalls sehr interessant, beschränkt sich aber auf die Wahrnehmungen zu humanitärer Hilfe von *Médecins Sans Frontières* (MSF) in gewaltsamen bzw. volatilen Kontexten (Abu-Sada 2012).

11 Siehe Bonacker 2010, Distler 2010, Free 2010, Zürcher 2010.

Sie fordern sowohl Forschende als auch Praktiker_innen dazu auf, die politischen Dynamiken zu reflektieren, die Repräsentationen des „Lokalen“ zur Folge haben. Ich wiederum lese daraus die Aufforderung, Akteurskategorien in ihren Entstehungsbedingungen, Konnotationen und Konsequenzen zu reflektieren.

Auch wenn das Label Interventionskultur u. a. ein bisheriges Missverhältnis korrigieren und die Perspektiven der Intervenierten in den wissenschaftlichen Mittelpunkt rücken möchte, kann eine Arbeit, die sich den Beziehungen Intervenierender untereinander widmet, an den Begriff anknüpfen. Denn auch für die Untersuchung der Interaktion von Intervenierenden untereinander gelte es, so Christoph Zürcher, die Präferenzen, die sinnstiftenden Deutungsmuster, das strategische und taktische Verhandeln und die symbolischen und materiellen Ressourcen, die sie mobilisieren, um ihre jeweilige Position im Feld der Intervention zu stärken, zu identifizieren (Zürcher 2010: 27). So thematisieren Autorinnen und Autoren, wie Intervenierende auf der Organisations- bzw. individuellen Ebene, sprich Soldaten, Polizisten oder humanitäre Helfer ihre Aufgabe und ihre Rolle interpretieren, welche Rolle ihre räumliche Standortgebundenheit für ihre Deutungen und Handlungen spielt.¹²

Chiari weist darauf hin, dass der soziale Kontext, die Bezugsgruppe, innerhalb derer Intervenierende sich aufhalten, eine entscheidende Rolle spielt. Im Militär seien es die jeweiligen Einsatzkontingente, also die Soldatinnen und Soldaten, die für eine bestimmte Zeit mit einem bestimmten Auftrag im Auslandseinsatz seien und danach wieder zerfallen, die „ein strukturelles, soziales und mentales Eigenleben“ (Chiari 2012: 27) entwickeln:

„Sie ‚funktionieren‘ bei näherem Hinsehen mit einem anderen zeitlichen und inhaltlichen Bezugsrahmen als ihn diejenigen ihrem Handeln zugrunde legen, die die Gesamtoperation planen und steuern bzw. deren Erfolge bewerten. Eigenes Erleben und individuelle Situation weisen in ein- und demselben Einsatzgebiet – bei Soldaten, aber auch bei Journalisten und Mitarbeitern von NGOs – eine ganz erhebliche Bandbreite auf.“ (Ebd.)

Aber auch die Beziehungen und Bezüge der verschiedenen Akteure zueinander sind vielfach Thema im wissenschaftlichen, praxisorientierten Diskurs.¹³ Angesichts der

12 Siehe z. B. Distler 2014, Free 2010, Hensell 2012, Koddenbrock 2012, Koddenbrock 2016, Smirl 2012, Schlichte/Veit 2010, Veit/Schlichte 2012.

13 Im Zentrum stehen dabei immer diejenigen, die „aktiv“ und „vor Ort“ tätig sind, wobei es inzwischen einige wenige Beiträge zu den Beziehungen von Intervenierenden und „Zuhausegebliebenen“ bzw. in Deutschland Tätigen gibt, seien es Bundestagsabgeordnete und Regierungspolitiker oder die deutsche Bevölkerung (Bliesemann de Guevara 2012b, Daxner/Neumann 2012).

Vielzahl der Akteure in einer internationalen *Peacebuilding*-Intervention liegt der Schluss wohl nahe, dass häufig ein „Koordinationsproblem“ (Paris 2009) vorliegt und die maßgebliche Frage ist, wie sich die verschiedenen Akteure mit ihren jeweiligen Aufgaben, Projekten und Maßnahmen unter einen Hut bringen lassen. Das beispielsweise aus dieser Frage entstandene Konzept der „UN Integrated Mission“, d. h. die Integration der humanitären UN-Organisationen mit anderen UN-Akteuren wie dem Sicherheitsrat und dem *Department of Peacekeeping Operations* (DPKO) zeigt, dass Integration nur möglich ist, wenn die teilweise fundamentalen Unterschiede zwischen den Mandaten der beteiligten Organisationen respektiert werden (Benner/Mergenthaler/Rotmann 2011). Berit Bliesemann de Guevara und Florian Kühn weisen allerdings ganz richtig darauf hin, dass mehr Kooperation und Koordination keine Antwort auf die konzeptionellen Probleme des *Statebuilding* sein können (Bliesemann de Guevara/Kühn 2010: 197).

Eine Intervention als solche wird nicht nur als Raum potenzieller Schnittstellen verschiedener Akteure betrachtet (Klingebiel/Roehder 2004), als ein Szenario, in dem staatliche und nichtstaatliche Akteure komplementäre Rolle einnehmen können (Beisheim/Fuhr 2008) bzw. verschiedene Konstellationen aus internationalen, nationalen und lokalen Akteuren Wirkungszusammenhänge entfalten (Koehler 2008, Koehler 2010b). Eine Intervention wird auch als Konkurrenz- und Wettbewerbssituation verstanden (Braem 2008), als Ringen um Deutungs- und Handlungshoheit sowohl im Feld selbst als auch in der (für viele auftrag- oder geldgebenden) deutschen Politik. Gerade die Kooperation von ‚zivilen‘ und ‚militärischen‘ Akteuren wird von Wissenschaftler_innen, ähnlich wie auf den von mir besuchten Tagungen, sehr unterschiedlich bewertet.¹⁴ Einige äußern sich angesichts des wahrgenomme-

14 Was die Sache zusätzlich erschwert, ist die verschiedene Nutzung und Konnotation der Begriffe. So wird das Schlagwort ‚zivil-militärische Zusammenarbeit‘ zunächst als allgemeine Beschreibung verstanden. Mit *Civil-Military Cooperation* (CIMIC) wiederum „beschreibt das Militär alle Maßnahmen, Kräfte und Mittel, die die Beziehungen zwischen den Streitkräften auf der einen Seite und den zivilen Ansprechpartnern im Einsatzland auf der anderen Seite regeln, unterstützen oder fördern. [...] Die CIMIC-Anteile der Einsatzkontingente haben dabei jeweils ein ganzes Aufgabenbündel, das den militärischen Auftrag zur Herstellung von Sicherheit unterstützen soll (*in support of the mission*): humanitäre Soforthilfe, Auf- und Ausbau der lokalen und regionalen Infrastruktur, strukturelle Entwicklung von Institutionen des öffentlichen und privaten Sektors. Hauptfunktion und wichtigster Auftragsbestandteil haben unmittelbar mit ‚Stabilität‘ zu tun, denn mit CIMIC-Aktivitäten soll ein sicheres Umfeld für die Truppen geschaffen werden, um den Schutz der eigenen Soldaten (*Force Protection*) zu erhöhen.“ (Hoerschelmann/Voget 2007: 16, Hervorh. i. O.). ‚Zivil‘ kann also sowohl die lokale/einheimische Bevölkerung und ebensolche staatliche und nichtstaatliche Organisationen als auch aus-

nen Kooperationseifers skeptisch oder auch deutlich warnend¹⁵ – die Befürchtung überwiegt, dass die Prinzipien und Projekte gerade nichtstaatlicher Akteure in der humanitären Hilfe und Entwicklungszusammenarbeit nicht mit militärischen vereinbar seien, diesen zugleich im Budget und der Mitarbeiterzahl deutlich unterliegen und damit „Gefahr“ laufen, sich unterzuordnen. Viele Beiträge, nicht zuletzt von Vertretern humanitärer Hilfsorganisationen, üben deutliche Kritik an der Idee einer zivil-militärischen Zusammenarbeit, wie sie insbesondere der *Comprehensive Approach* der NATO bzw. das CIMIC der Bundeswehr formulieren: 1. die Unparteilichkeit humanitärer Hilfe sei nicht länger gegeben, 2. Wiederaufbau und Entwicklungsarbeit fänden dort statt, wo es militärisch, nicht aber zwangsläufig entwicklungspolitisch sinnvoll sei, 3. die Gefahr für die Mitarbeiter von Hilfsorganisationen steige dramatisch an, weil alle Intervenierenden in einen Topf geworfen werden – um nur die drei häufigsten Kritikpunkte zu nennen. Bonacker/Distler fassen zusammen, es seien die hoheitlichen Abgrenzungen zwischen Entwicklungsorganisationen, Nichtregierungsorganisationen und dem Militär, um die gefürchtet wird (Bonacker/Distler 2012: 164).

Andere stellen den grundsätzlichen Mehrwert von Kooperation kaum infrage. Eher geht es um die Bewertung und die Verbesserung.¹⁶ Die Erfahrungen der ISAF-Truppen in Afghanistan sind insgesamt das dominierende Fallbeispiel¹⁷, wenn auch andere Beiträge ihre Schlussfolgerungen an Ländern wie dem Kosovo (Voget 2008, Voget), der Demokratischen Republik Kongo (Polet 2008) oder Liberia (Klem/van Laar 2008) festmachen. Unstimmigkeiten, Kooperationsunlust und mögliche Misserfolge zwischen ‚zivilen‘ und ‚militärischen‘ Akteuren werden auf verschiedene Gründe zurückgeführt. Während einige Autoren unterschiedliche Organisationskulturen bzw. Berufsverständnisse von militärischen und nicht-militärischen Intervenierenden anführen (Rubinstein 2008, Schmelzer/Gienanth 2005), weisen andere

ländische bzw. internationale Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen meinen. Die Begriffe Kooperation/ Zusammenarbeit werden für verschiedene Interaktionsformen benutzt, von gegenseitiger Information über Absprachen bis zu Vereinbarungen zu gemeinsamen Auftritten und Projekten.

15 Siehe Baumann/Köbller 2011, Brand 2011, Pospisil 2011, Lindner 2010, Lindner 2011, Lindner 2012.

16 Siehe Brzoska/Ehrhart 2008, Eide/Kaspersen/Kent/Hippel 2005, Feichtinger/Gauster 2008, Greiner 2010, Metcalfe/Haysom/Gordon 2012, Rietjens 2008a, Rietjens/Bollen 2008. Der Band von Ankersen (2008) unterscheidet sich hiervon zumindest insofern, als er den Anspruch hat, Beobachtungen von CIMIC zu konzeptualisieren und mit Konzepten wie *Peacebuilding* oder „menschlicher Sicherheit“ zusammenzubringen.

17 Siehe Dreist 2012, El-Mogaddedi 2005a, Hadjer 2010, McNerney 2008, Pradetto 2011, Rietjens 2008b, Savage 2008.

darauf hin, dass die Unterschiede zwischen Organisationskulturen komplexer sind, als die dichotome Unterscheidung ‚zivil/militärisch‘ es nahelegt. Tamara Duffey führt aus:

„The organizational dichotomy often referred to as military-civilian is, in fact, more complex. There are several very different organizational cultures operating in any peacekeeping operation. The most notable components are the diplomatic (including UN agencies and regional organizations); military (the land, naval and air forces – each with its own branch culture – comprised of both armed and unarmed soldiers); civilian police; and civilian (government and non-government organizations, including humanitarian aid, human rights, development, and conflict resolution agencies, which can be further categorized as international, multinational, national, and community-based or grassroots organizations). Each operates within its own cultural sphere, according to its own understanding of the situation and its own intervention policies and practices. Guided by experiences over time, each component has developed a unique organizational culture that helps to promulgate and reinforce the norms, values, attitudes, beliefs, and behaviours, which, in a reciprocal relationship, have created that particular culture.“ (Duffey 2000: 148)

Auch Benner/Mergenthaler/Rotmann argumentieren, dass ‚zivil‘ versus ‚militärisch‘ nur eine der relevanten Konfliktlinien in UN-Friedensmissionen sei:

„Between strict neutrality vis-à-vis the state and its violent competitors on the part of humanitarians and the imperative of local (state) ownership held by development agencies, between ‚emergency‘ and ‚sustainability‘ approaches, military and civilian mindsets, or ‚field-driven‘ and ‚headquarters-based‘ organizations, each of these shifting boundaries carries at least as much cultural significance as it reflects material priorities and constraints.“ (Benner/Mergenthaler/Rotmann 2011: 178-179)

An diese differenzierende Sichtweise möchte ich anknüpfen und mir die Akteurskategorien der Interventionsforschung genauer ansehen. Akteure immer vorauszusetzen und dann erst mit dem wissenschaftlichen Fragen zu beginnen verkennt die Unnatürlichkeit, das Geschaffen-werden, die Kontingenz von Zuschreibungen und Unterscheidungen. Das verschenkt nicht nur Forschungsgegenstände, sondern auch Erkenntnisräume. Denn mit der Übernahme und Verwendung gängiger Kategorien reproduzieren Forschende ebendiese, anstatt grundlegend anders anzusetzen und ihren Gegenstand aus ganz anderer Perspektive zu betrachten. Darüber hinaus sind die bestehenden Kategorien inadäquat, weil die Situation und das Zusammenwirken der Akteure komplexer sind als die Kategorien es suggerieren.

Vor diesem Hintergrund möchte ich Intervenierende und ihre Interventionserfahrungen nicht von vornherein auf bestehende Rollenmuster festlegen, sondern über eine Annäherung an ihr Selbstverständnis, ihre gefühlte und erfahrene Selbst-

wahrnehmung/Identität als Intervenierende zu einem neuen und vielleicht anderen Verständnis der Akteurskategorien und ihrer Kooperationsmöglichkeiten bzw. -herausforderungen kommen.

2.2 BERUFLICHE IDENTITÄT – SELBSTVERSTÄNDNISSE UND ROLLENBILDER VON INTERVENIERENDEN

So wie ich meine Fragestellung im wissenschaftlichen Diskurs zu „internationalen Interventionen“ verorte, weil ich Interventionen als das Setting, den Raum voraussetze, in dem sich die Erzählungen meiner Gesprächspartner abspielen, betrachte ich die Forschung zu den beruflichen Identitäten und Selbstverständnissen derer als wesentlich, die als Intervenierende in eben diesen Interventionen bzw. Kriegs- und Krisengebieten beruflich tätig sind. Entsprechend meiner Ausgangsfrage und dem Rätseln über die von mir beobachteten hitzigen Tagungsdiskussionen zu zivil-militärischer Zusammenarbeit beschränke ich mich an dieser Stelle auf die Forschung zu Soldat_innen der Bundeswehr einerseits und Mitarbeitenden in der Nothilfe bzw. Entwicklungszusammenarbeit andererseits.

2.2.1 Warum Berufsdiskurse?

Berufe prägen die Identität. Die Organisationssoziologin Maja Apelt argumentiert, dass Berufe die Identität immer noch besonders prägen, auch wenn „die Erwerbs- und Berufsarbeit – aufgrund zunehmender Diskontinuitäten – die Identität nicht mehr in gleichem Maße wie früher absichern kann“ (Apelt 2009: 151). Auch heute bestimmen Berufe „die sozialen Räume und Felder, in denen wir uns bewegen und beeinflussen damit auch die Aneignungsweisen und Interaktionsformen in den sozialen Feldern“ (ebd.). Berufsbiografische Interviews können dementsprechend einen Einblick in die Auseinandersetzung mit dem beruflichen Feld und den Prozess der Konstruktion einer beruflichen Identität bieten. Auch Rolf Eickelpasch und Claudia Rademacher schreiben dem Beruf wesentliche Bedeutung für die Selbst- und Fremdentifikation, die Herausbildung von Selbst- und Fremdwahrnehmungen zu. So seltsam es scheinen möge, eine Person mit ihrem Beruf gleichzusetzen, diene der Beruf doch „als Sinn- und Identitätsanker [...], als Identitätsschablone, mit deren Hilfe wir uns selbst unserer Umwelt präsentieren und andere Menschen bzgl. Einkommen, Ansehen, Sozialkontakten, Interessen, Lebensstil und Geschmack ta- xieren“ (Eickelpasch/Rademacher 2004: 30).

Weil Berufe unsere Identitäten prägen, die sozialen Räume bestimmen, in denen wir uns bewegen, und unsere Interaktion mit anderen, weil Berufe eine wesentliche Bedeutung für unsere Selbst- und Fremdwahrnehmung haben, skizziere ich im Fol-

genden die wissenschaftlichen Debatten zu den Berufsgruppen in Interventionen mit dem Ziel, Beobachtungen und Interpretationen zu identifizieren, an die ich anschließen kann bzw. muss.

2.2.2 Selbstverständnisse und Berufsbild in der Bundeswehr

In der Militärsoziologie, aber auch in der Politikwissenschaft ist die Betrachtung des Soldatenberufs seit der Verstetigung der Auslandseinsätze im Laufe der 1990er Jahre zunehmend populär. Für den heutigen Diskurs weiterhin maßgeblich ist Ruth Seiferts „Militär, Kultur, Identität“ (1996). Sie argumentiert, dass der einzelne Soldat angesichts der gesellschaftlichen Wertepluralität und dem wachsenden Spannungsverhältnis zwischen zivilen und militärischen Werten gezwungen sei, individuelle Bewältigungsstrategien bezüglich seines Berufs zu entwickeln. Gerade Soldaten, deren Berufsverständnis stark am Ost-West-Konflikt und der Orientierung an der sogenannten Inneren Führung¹⁸ ausgerichtet gewesen sei, hätten sich mit einem „Bruch des Selbstbildes“ (ebd.: 196) konfrontiert gesehen, der mit dem Wunsch nach gesellschaftlicher Zustimmung kompensiert würde.

„Je stärker die persönliche Krise, desto höher werden die Legitimationsanforderungen. Insbesondere die Zustimmung der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung zu einem Einsatz, den man individuell nicht mehr hinreichend politisch oder moralisch bewerten kann, ist dabei von Bedeutung. Auf diese Weise kann die empfundene Eigenverantwortung delegiert werden.“ (Ebd.)

Die Balance zwischen dem Selbstverständnis als ausführendes Organ („Primat der Politik“) und der institutionell geführten, persönlichen Aneignung des jeweiligen Auftrags, zwischen Auftragnehmer-Sein und Eigenverantwortung, ist immer wieder ein wichtiges Thema – gerade angesichts der sich ändernden Aufgabenbeschreibung der Soldat_innen. Insgesamt wird die Bedeutung der erst seit den 1990er Jahren relevanten Auslandseinsätze für das Rollenverständnis von Bundeswehrsoldaten in der Wissenschaft ausführlich diskutiert. Während zuvor vor allem der Wehr-

18 Nicht nur die Institution Bundeswehr, auch ihre Soldat_innen sollten so weit wie möglich in die neuen demokratischen Strukturen integriert werden. Die eigens dafür entworfene Konzeption des „Staatsbürgers in Uniform“ oder auch der „Inneren Führung“ wurde nicht nur von Bundeswehrangehörigen, sondern ebenso von Friedens- und Konfliktforschern kritisch diskutiert. Sie zielte darauf ab, Soldaten mit bürgerlichen Rechten auszustatten und anstatt eines reinen Befehlsgehorsams auf die Werte des Grundgesetzes zu verpflichten (siehe auch Bake 2011 sowie Meyer 2009: 5-15).

dienst als Zeit und Instanz militärischer Sozialisation untersucht wurde¹⁹, kommt dem ersten Auslandseinsatz heute fast eine ebenbürtige Bedeutung als Initiationsinstanz zu: „Einmal muss man schon dabei gewesen sein ...“ überschreibt die Ethnologin Maren Tomforde (2006) einen Aufsatz. Insgesamt wird Einsatzerfahrungen große Wirkung zugesprochen, was Veränderungen für das Organisationsgefüge, die Organisationskultur und das Selbstverständnis des Einzelnen betrifft.²⁰

So sind sich viele Autor_innen einig, dass mit den neuen Einsatzszenarien in *Peacekeeping*- oder *Peacebuilding*-Prozessen vielfältige neue Anforderungen an Soldatinnen und Soldaten einhergehen²¹. Gerhard Kümmel zählt auf:

„Sie überwachen und sichern Friedensvereinbarungen; sie vermitteln und schlichten unter den beteiligten Konfliktparteien [...]; sie sichern Grenzen[...]; sie übernehmen Aufgaben der inneren Sicherheit und bewachen Personen, Objekte, Einrichtungen und Veranstaltungen, die anschlaggefährdet sind; sie schützen bedrohte Volksgruppen bzw. ethnische Minderheiten; sie leisten humanitäre Hilfe im Fall von Naturkatastrophen; [...] sie sind sozialarbeiterisch tätig; sie organisieren Wahlen und Abstimmungen; sie stellen die öffentliche Ordnung wieder her; sie assistieren lokalen Polizisten; sie bauen Infrastruktur wieder (mit) auf, die durch den Krieg zerstört worden ist; und sie unterstützen den Wiederaufbau bzw. den Neuaufbau von politischen und gesellschaftlichen Institutionen, die in den gewaltsamen Auseinandersetzungen zerrieben worden sind.“ (Kümmel 2012: 120)

Interessant ist, dass bei all dieser Vielfalt weiterhin das klassische soldatische Berufsbild, die Fähigkeit zum Kampf und der Einsatz von Gewalt, als „Ausgangspunkt der Beschreibung des eigenen Tätigkeitsfeldes, als Fluchtpunkt der Selbstbeschreibung“ für die Konstruktion der Identität bedeutungsvoll ist – sowohl für Soldaten in Kampfseinheiten als auch für solche mit einem neuen Aufgabenprofil wie CIMIC (Apelt 2009: 154). Vielleicht gerade aufgrund dieses Selbstbilds stellt der „Spagat zwischen traditionellen und nicht-traditionalen Rollen“ (Bredow/Kümmel 1999: 25), zwischen „Kämpfer, Helfer, Vermittler und Schlichter“ (Warburg 2010) die Soldaten vor unauflösbare strukturelle Widersprüche. Widersprüche, die situativ

19 Zum Prozess „militärischer Sozialisation“, also der Frage, wie Soldaten zu solchen „gemacht werden“ siehe z. B. Apelt 2004, Kliche 2004, Pahs 1993, Piecha 2006, Treiber 1973. Insgesamt basiert das wissenschaftliche Konzept der „militärischen Sozialisation“ auf der Annahme sehr grundsätzlicher Unterschiede und Widersprüche von ziviler Gesellschaft und Militär: Demokratische Gleichheit, Mündigkeit, Gewaltfreiheit vs. Hierarchie, Befehlsgehorsam, Waffengewalt.

20 Siehe Kümmel 2009, Kümmel 2012, Seiffert 2005, Tomforde 2006, Tomforde 2010.

21 Siehe Bredow 2008, Bredow/Kümmel 1999, Haltiner 2004, Warburg 2010.

und letztlich autonom bewältigt werden müssten, da der Dienstherr keinerlei Angebot mache, wie mit den verschiedenen Ansprüchen umzugehen sei (ebd.: 58).

Bei allen individuell zu bewältigenden Schwierigkeiten könnte dieser Rollenwandel zu eher zivilen Aufgaben in einer zunehmend vom Militär distanzierteren Gesellschaft²² positiv aufgenommen werden – und doch befürchten Forschende eine wachsende Entfremdung. So warnt Anja Seiffert davor, dass sich eine auf den Einsatz spezialisierte, hochmotivierte Gruppe von Soldaten herauskristallisiere, die zwar multifunktional international einsetzbar seien, aber sich immer mehr vom Leitbild des gesellschaftlich eingebundenen und eigenverantwortlichen Staatsbürgers in Uniform entfernten (Seiffert 2005: 297) – wo das „Primat der Politik“ eine formale Verfahrenskorrektheit wird, die politische Exekutive als Bezugspunkt dient und nach dem übergeordneten Sinn militärischen Handelns nicht mehr gefragt wird (ebd.: 300).²³

Für meine Arbeit stellt sich die Frage, was die Rollenvielfalt und gerade auch die Übernahme ziviler Aufgaben im Rahmen internationaler Interventionen für die Selbstverständnisse meiner Gesprächspartner und ihre Abgrenzung zu anderen Intervenierenden bedeuten. Gerade diejenigen, die für zivil-militärische Zusammenarbeit im Einsatz zuständig sind, sind doch weit vom Bild eines Kämpfers entfernt und müssen ja doch ein stimmiges Bild von sich und ihrem Arbeitsalltag entwickeln. Außerdem ist zu fragen, welche Rollen die Politik als Auftraggeber und die zivile Gesellschaft zu Hause für das soldatische Selbstverständnis in Interventionen spielen, waren sie bislang wesentliche Bezugspunkte, bevor die Bundeswehr regelmäßig in Auslandseinsätze ging.

22 Gerhard Kümmel fasst zusammen: „Charles Moskos (1990) etwa hat den Begriff der kriegsfreien Gesellschaft eingeführt, Martin Shaw (1991) spricht gar von der post-militärischen Gesellschaft, und Herfried Münkler (2002) verwendet den Begriff der post-heroischen Gesellschaft.“ (Kümmel 2012: 127). Doch wie Laura Mae Herzog und Mitautor_innen zeigen, findet der öffentliche Diskurs auch dafür eine Lösung, indem der Soldat als Kämpfer einfach nicht gedacht oder gar diskutiert wird. Selbst wenn Kämpfe und Gewalt thematisiert würden, geschehe dies entweder wie bei der Süddeutschen Zeitung mit der Betonung von Selbstverteidigung und der Verwendung schwammiger Begriffe wie ‚Operationen‘ und ‚Schutzmaßnahmen‘ oder aber wie im Y-Magazin der Bundeswehr mit der Hervorhebung der ehre, souveränen Gewissenhaftigkeit, mit der Bundeswehrosoldat_innen ihre Arbeit machten (Herzog/Kobsda/Neumann/Oehlaf 2012: 162-163).

23 Gerade das Ideal des „Bürgers in Uniform“ und die Leitkultur der „Inneren Führung“ sind in den letzten Jahren daraufhin untersucht worden, inwiefern sie mit den Aufgaben und Anforderungen im Auslandseinsatz vereinbar sind (Bald/Fröhling/Groß 2009, Manitz 2007, Meyer 2009).

2.2.3 Selbstverständnisse und Berufsbilder in der Entwicklungszusammenarbeit

Entwicklungshelfer und Entwicklungspraxis als von Entwicklungshelfern gelebte, geformte, konstituierte Praxis sind bis in die 2000er Jahre keine Themen in der Wissenschaft. Zwar argumentiert Aram Ziai in seiner Analyse des Entwicklungsdiskurses überzeugend, dass das Selbstverständnis von Entwicklungshelfer_innen eng mit ihren Wahrnehmungen der „Unterentwickelten“, der Welt und ihren eigenen Handlungen verknüpft ist (Ziai 2006: 50-53). Mit der Aufgabe betraut, im jeweiligen Einsatzland „die sozialtechnologische Transformation wirtschaftlicher, politischer und sozialer Strukturen“ zu betreuen, werden Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Entwicklungszusammenarbeit zu Experten mit treuhänderischem Habitus (ebd.: 49).²⁴ Doch empirische Studien zu den Selbstverständnissen von Personal in der Entwicklungszusammenarbeit blieben lange aus. Im Rückblick stellt David Mosse fest:

„The rich literature on the intended and unintended effects of development interventions on populations, regions and communities is hardly matched by accounts of the internal dynamics of development’s ‚regimes of truth‘ or of the production of professional identities, disciplines and the interrelation of policy ideas, institutions and networks of knowledge workers who serve the development industry.“ (Mosse 2011b: 2)

Zum selben Schluss kommen Kathy Gardner und David Lewis. In ihrem Überblick zu anthropologischen Arbeiten über Entwicklung und Entwicklungszusammenarbeit unterscheiden sie die frühere Forschung in die Themen 1) Soziale und kulturelle Effekte wirtschaftlichen Wandels, 2) Soziale und kulturelle Effekte von Entwicklungsprojekten (und warum diese scheitern) und 3) Interne Funktionsweisen und Diskurse der „Hilfsindustrie“ (Gardner/Lewis 2015: 3). Letztere Forschung fragt, mit Foucaults „Ordnung der Dinge“, danach, in welchen Diskursen und innerhalb welcher Machtverhältnisse Wissen über Entwicklung konstruiert wird – und richtet den Blick doch wenig und kaum ethnografisch geprägt auf die alltägliche Praxis und das berufliche Selbstverständnis von Mitarbeitenden in der Entwicklungszusammenarbeit. Auch Heather Hindman und Anne-Meike Fechter stellen fest, dass „the contradictions and tensions inherent in their lives and labors have been more prominently discussed in popular accounts authored by aid practitioners themselves“ (Hindman/Fechter 2011: 12) wie „The Development Game“ von Leonard Frank (1986) und „A Short-Term Consultancy in Bangladesh“ von Edward Green (1986) – ethnografisch anmutende Berichte über den Berufsalltag in der

24 Siehe auch Schetter 2010: 32-35.

Entwicklungshilfe, die jedoch eher reflektierten, nachdenklichen Reiseberichten entsprechen als wissenschaftlichen Arbeiten. Hindman und Fechter führen diese Unsichtbarkeit, diese Forschungslücke sowohl in der Entwicklungsforschung als auch der kritischen Anthropologie auf eine Vielzahl von Gründen zurück, „including an interpretation of their work as mere policy implementation and an occlusion of their importance justified by the need to emphasize the suffering of aid recipients rather than aid workers“ (Hindman/Fechter 2011: 3-4).

David Mosse wird von vielen als der erste Anthropologe gesehen, der in „Cultivating Development“ für die Erforschung von Entwicklungsarbeit als sozial konstituierter Praxis argumentiert: „Despite the enormous energy devoted to generating the right policy models, strangely little attention is given to the relationship between these models and the practices and events that they are expected to generate or legitimise in particular contexts.“ (Mosse 2005: 1-2) Zuvor hatte Richard Rottenburg in ungewöhnlicher fiktionalisierter Form ein mehrschichtiges, veränderliches Bild des Arbeitsalltags in und der Folgen von Entwicklungszusammenarbeit gezeichnet (Rottenburg 2002). Unter dem Schlagwort *Aidnography* – laut Gardner/Lewis „defined by Raymond Apthorpe as ‚exploring the représentations collectives‘ by which Aidmen and Aidwomen say they order and understand their work“ (Gardner/Lewis 2015: 107) – sind es darüber hinaus zwei Sammelbände, die sich dem neuen Forschungsgegenstand widmen: der von Mosse herausgegebene „Adventures in Aidland“ (2011a) und Fechter und Hindmans „Inside the Everyday Lives of Development Workers“ (2011). „In turning attention to the everyday lives of aid workers, we seek to uncover the space in which transformation happens and the motivations of a group of often-invisible professionals.“ (Ebd.: 17)²⁵

Basierend auf Interviews und Beobachtungen macht Anne-Meike Fechter das berufliche Selbstverständnis von Menschen in der Entwicklungszusammenarbeit an

25 Für manche Forscherkolleg_innen wiederum bleibt der Blick auf die Selbstverständnisse und Deutungsmuster von Intervenierenden moralisch fragwürdig. Zwar mache *Aidnography*, so Gardner und Lewis, *Policy* und Praxis prägende Ir-/Rationalitäten, Kulturen und Geschichten sichtbar und sei deshalb eine wichtige Ergänzung (Gardner/Lewis 2015: 110). Aber es seien doch der Klimawandel, die globale Rezession, Ressourcenknappheit, wachsende Ungleichheit und Gewaltkonflikte „and not the study of aid organisations, that, by the second decade of the twenty-first century, urgently require robust anthropological critical inquiry“ (ebd.). Gegen, wenn man so will, gleich fünf Totschlagargumente auf einmal lässt sich natürlich schlecht etwas einwenden. Und auch Emma Crewe und Richard Axelby halten eine wissenschaftliche Beschäftigung mit den Selbstverständnissen und der alltäglichen Praxis von EZ-Mitarbeitenden offenbar für verzichtbar. Ihr Lehrbuch „Anthropology and Development“ kommt zumindest ohne Stichwort-Eintrag zu Entwicklungshelfern oder zur *Aidnography*-Debatte aus (Crewe/Axelby 2013).

drei Dimensionen auf: 1) an gemischten Motivationen, 2) Mobilität und Unsicherheit sowie 3) Raum-/Ortsbezügen und lokalem Wissen (Fechter 2011). Wer in der Entwicklungszusammenarbeit tätig ist, arbeitet nicht im eigenen Heimatland. Je nachdem welchen Weg er/sie einschlägt, ist der Aufenthalt in einzelnen Ländern kürzer (sechs Monate, ein Jahr, zwei Jahre) oder länger (bis zu 30 Jahre). So oder so gehört Mobilität dazu und hängt oft von den Umständen ab: welche Projekte, welche Jobmöglichkeiten zur Verfügung stehen. Häufig ist die berufliche Entwicklung wenig vorhersehbar, „neither their professional nor their geographical trajectories are mapped out long in advance“ (ebd.: 142). Das kann Freiheit verheißen, aber auch Anstrengung. Zugleich hat Mobilität auch Folgen für die Beziehungen zu Raum und Ort und damit auch für den Zugang zu ‚lokalem Wissen‘, was wiederum die Arbeit beeinflusst. Insgesamt zeichne den Alltag von Mitarbeitenden in der Entwicklungszusammenarbeit aus, dass das Berufliche/Professionelle und das Persönliche eng verknüpft seien: „the combination of their personal commitment and overseas residence creates exceptionally close linkages between the personal and the professional for international aid workers“ (Fechter 2012: 1392). Im Gegensatz zu *Corporate expatriates*²⁶ wollen sie das Leben anderer verbessern; im Gegensatz zu daheim arbeitenden NGO-Angestellten sind sie weit weg von Zuhause, von Familie-/Freunde-Netzwerken.

Darüber hinaus werden Aspekte des EZ-Alltags wie Ungleichheit, Macht, Identität thematisiert.²⁷ So stellen Emma Crewe und Elizabeth Harrison die „Wir/sie-Dichotomien“ der Entwicklungszusammenarbeit infrage und beschreiben, wie sich Machtungleichheiten (basierend auf Geschlecht, Klasse, Rasse) in Entwicklungsprozessen widerspiegeln (Crewe/Harrison 1998). Insofern betrachten sie auch die *Developers* und deren Annahmen und Deutungen: Technologie ist die Lösung, Hindernisse sind kulturell bedingt und partnerschaftliches Arbeiten dient als *Management tool* anstatt als Ansatz, Machtungleichheiten anzugehen. Auch laut Bettina Engels haben an postkolonialer Theorie orientierte Studien gezeigt, wie Freiwillige und Hauptamtliche in Entwicklungszusammenarbeit und humanitärer Hilfe eigene Identitäten eines ‚humanitär‘ und ‚partnerschaftlich‘ helfenden Selbst konstruieren (Engels 2014: 138).²⁸ Daran, so Engels, können Analysen zu Post-Konflikt-Kontexten anschließen und den Blick auf die Selbst-Bilder der militärischen und

26 Der englische Begriff *Expatriate*, kurz auch *Expat*, bezeichnet jemanden, der nicht in seinem Heimatland arbeitet. *Corporate expatriates* sind solche, die für Wirtschaftsunternehmen arbeiten, in Abgrenzung zu staatlichen oder nichtstaatlichen Organisationen in Arbeitsfeldern wie Entwicklungszusammenarbeit oder Friedensförderung.

27 Das Zusammenspiel von Rasse, Gender und Macht in der Entwicklungsarbeit analysieren Nancy Cook (2007) und Barbara Henron (2007).

28 Siehe auch Eriksson Baaz 2005 und Kontzi 2011.

nicht-militärischen Beteiligten von Interventionen der Konfliktbearbeitung und Friedensförderung richten (ebd.).

Jeffrey T. Jackson wiederum argumentiert, dass „Globalisierung“ in Form von Entwicklungspraxis hochpolitisch sei. Mitarbeitende der Entwicklungs- und Nothilfe seien „agents who actively create, promote, and sustain the global agendas responsible for bringing the remote places of the planet closer together economically and socially“ (Jackson 2005: 301, Hervorh. i. O.).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Entwicklungsforschung ihren Blick erst spät und nur teilweise auf Entwicklungshelfer_innen und deren Perspektiven gerichtet hat. Die existierenden Arbeiten zeichnen insgesamt ein sehr diverses Bild dieser Personengruppe, in der viele hochgradig intrinsisch motiviert sind, aber sich ansonsten sehr unterscheiden. Das spricht für einen Forschungsansatz wie den hier vorgesehenen, der durch den Vergleich von Selbstbeschreibungen Gemeinsamkeiten erkennen, Muster ableiten, (gemeinsame) Motivationen beschreibbar machen möchte.

Für meine Datenerhebung gilt es wiederum, neben den offenen Fragen nach Alltagserfahrungen und Kontakten in der Intervention im Blick zu behalten, wie Entwicklungshelfer_innen mit den Ansprüchen der *Stakeholder*-Gruppen Politik und ‚lokale Bevölkerung‘ umgehen, inwieweit sie sich von militärischen Akteuren marginalisiert oder beeinflusst fühlen und wie sie mit den persönlichen Belastungen aufgrund der Unplanbarkeit von Einsätzen und der Ferne von Zuhause umgehen.

2.2.4 Selbstverständnisse und Berufsbilder in der Nothilfe

Ähnlich wie die EZ zeichnet sich die humanitäre Szene durch einen lebendigen Selbstverständigungsdiskurs aus, auch wenn die wissenschaftlichen Beiträge fast ausschließlich englischsprachig erscheinen. Humanitäre Organisationen sind dort tätig, wo aufgrund einer Notsituation dringend akute Hilfe nötig ist. Naturkatastrophen und Kriege sind die häufigsten Anlässe. Für z. B. *Médecins Sans Frontières* ist die Einstufung als „Notsituation“ dennoch zentral, so Peter Redfield:

„For MSF, the operational category of the emergency constitutes the most specific form of a vital present. Not only is time of the essence when combating an outbreak disease such as cholera, but decisions remain focused on short-term and technical goals. [...] Within the parameters of a sharply defined emergency, humanitarian morality appears relatively simple: Lives are at risk, and lives should be saved.“ (Redfield 2010b: 188)

Und dennoch sei die Abwägung, wann es sich um eine Notsituation handelt und wann eigentlich andere, längerfristig orientierte Hilfsorganisationen und staatliche Akteure Aufgaben übernehmen sollten, schwierig: „Uncertainty and anticipation

make up a good deal of the fabric of humanitarian experience and complicate the temporal profile of humanitarian practice.“ (Ebd. 181) Hugo Slim betrachtet humanitäre Helfer als „non-combatant third parties in war“ (Slim 1997: 343), deren leitende Prinzipien Neutralität, Unabhängigkeit, Unparteilichkeit und Menschlichkeit seien. Es sind diese Prinzipien, die in Bezug auf die Rolle der Nothilfeorganisationen in internationalen Interventionen immer wieder betont und diskutiert werden.

Zu den gängigen Deutungsmustern unter humanitären Akteuren, wie Larissa Fast sie beschreibt, gehört auch, dass Nothilfe eine unpolitische Rolle und einen „humanitären Raum“ für sich beanspruchen könne, der mit den Gewalt- bzw. Konfliktträumen, in denen sie agiert, nicht verschränkt ist (Fast 2014). Entsprechend habe die zunehmende Bedrohung für Körper und Leben von Mitarbeiter_innen wenig mit den humanitären Akteuren an sich zu tun, sondern sei vor allem in den externen Rahmenbedingungen zu finden (ebd.).²⁹

Nicht ‚politisch‘ zu sein ist ein Anspruch humanitärer Organisationen, dessen Zutreffen inzwischen einige Autor_innen infrage stellen. Michel Agier argumentiert beispielsweise, dass humanitäre Praxis *on the ground* politisch ist: Ungleichheit und Macht spielen auch in Flüchtlingslagern eine Rolle und wer (im Namen der Flüchtlinge) sprechen darf und wer nicht, ist auch in diesem Kontext eine politische Entscheidung. Insofern müsse der Zusammenhang von Humanitarismus und Politik neu gedacht werden (Agier 2010: 42). Auch Fast weist darauf hin, dass humanitäre Hilfe das ökonomische Gleichgewicht vor Ort beeinflusst und über Ressourcen und Werte verfügt, die andere gern hätten (Fast 2014: 106). In der humanitären Kernaufgabe sei ein entscheidender Unsicherheitsfaktor bereits angelegt: „In fulfilling their mandate to provide assistance, aid agencies often interfere with the winners and losers in conflict settings and with the economic agendas of war and insecure environments [...] [they] introduce new resources and assets that can provide tempting and valuable targets“ (ebd.). Desweiteren ist die Beziehung zwischen Helfern und ‚Geholfenen‘ ein wesentlicher Bezugspunkt für das Selbstverständnis von humanitären Akteuren. Volker Heins spricht von einer enormen „Kluft zwischen Opfern und Helfern“ (Heins 2004: 300). Er führt aus:

29 Unter humanitären Akteuren herrscht tatsächlich die Wahrnehmung, dass Mitarbeitende seit den 2000er Jahren in deutlich größerer Gefahr sind, angegriffen, entführt, verletzt oder getötet zu werden. Eine gängige Erklärung ist die (erzwungene) größere Nähe zu militärischen Akteuren bzw. die These, dass Konfliktparteien nicht mehr zwischen den unparteilichen, unabhängigen Nothilfeorganisationen und internationalen Konfliktparteien unterscheiden können. Diese Erklärungen seien „potent and persuasive, even if they also remain empirically unproven across time and location“, so Fast (2014: 91). Trotzdem seien sie zu Axiomen geworden, „constituting generally accepted social facts and obviating the need for closer scrutiny“ (ebd.).

„Die unüberwindbare Asymmetrie und die Undenkbarkeit des Rollentauschs zwischen humanitären Aktivist:innen und den Opfern komplexer Notlagen“ werde noch verschärft durch die „Entstehung eines regelrechten ‚humanitär-industriellen Komplexes‘, der inzwischen eigene Handelsmessen für Hilfsgüter und Logistik organisiert und große Bevölkerungskontingente an beliebigen Orten der Welt buchstäblich abspeisen kann“ (ebd.).

Heins stellt, wenn auch in mancher ironischen Note versteckt, hohe Ansprüche an humanitäre Helfer und EZ-Personal: Moralisch einwandfrei, um Gleichheit auf allen Ebenen bemüht, aus Altruismus sollen sie sich dem Feld anschließen, aber bitte keinen persönlichen Nutzen, keine Karriere im Sinn haben, so scheint es. Dazu passt Larissa Fast's Feststellung, dass Stereotype die Bilder von Nothelfenden prägen: Während die einen Heilige oder selbstlose Helden sehen, die Leib und Leben riskieren um anderen zu helfen, sehen die anderen eigennützige Neokolonialisten, die von der Misere der Armen und Verletzlichen profitieren. Beide Stereotype, so Fast, haben wie immer, wahre Wurzeln, sehen aber wie so oft darüber hinweg, dass auch Nothelfer gewöhnliche Menschen sind (Fast 2014: 129).

Dem Wunsch nach Gleichheit mit *Beneficiaries*, der nicht nur aus derlei Berufsbeschreibungen, sondern auch aus Debatten um Zusammenarbeit und Partnerschaftlichkeit in der humanitären Hilfe spricht, erteilt Mary Anderson eine deutliche Absage. Anstatt – wie es der Trend ist – möglichst partizipative Programme zu fahren, maximale Verantwortung an Hilfsempfänger abzugeben und basisdemokratisch entscheiden zu lassen (und so die strukturell und systematisch bedingte Ungleichheit zu verschleiern), sei es deutlich angemessener, unabwendbare Ungleichheit zu akzeptieren, ja sogar transparent zu machen und sich an Beziehungen zu orientieren (Anderson 2000: 496-497).

Organisationsinterne Sozialisationsprozesse, das heißt, wie neue Mitarbeitende integriert und Berufsbilder in der Entwicklungszusammenarbeit oder humanitären Hilfe geprägt werden, sind im Gegensatz zur Sozialisation von Soldaten bislang kein Forschungsthema.

Insgesamt sehe ich auch in der Nothilfe eine Vielfalt an Begriffen und umstrittenen Zuschreibungen – unpolitisch vs. stets politisch, heldenhaft selbstlos oder opportunistisch karrieristisch, unabhängig von oder angebunden an militärische Akteure ... Entsprechend möchte ich mit meiner Arbeit einen Einblick in die Erfahrungen von Nothelfer_innen ermöglichen und mit einzelnen Foki auf das Arbeitsfeld inklusive der Zuständigkeiten, Problembereiche und Spannungen auch zu der Frage beitragen, inwiefern die erwähnten Zuschreibungen sich in der Empirie wiederfinden. Für meine Interviews heißt das zu beobachten, wie sich der/die Einzelne zwischen Humanitarismus und Politik, zwischen ‚Heldentum‘ und ‚Neokolonialismus‘ verortet und welchen Einfluss das gestiegene Gefühl von Gefährdung auf das eigene Rollenverständnis hat.

2.2.5 So verschieden und doch so gleich? Ähnlichkeiten von Intervenierenden

Insgesamt zeigt sich in den wissenschaftlichen Diskursen zu beruflichen Identitäten, dass die übliche Unterscheidung zwischen ‚zivilen‘ und ‚militärischen‘ Akteuren mitsamt der Annahme, beide hätten jeweils klar unterscheidbare Deutungs- und Handlungsmuster, grundverschiedene Sichtweisen und gänzlich andere Motivationen, so nicht ganz greift. Hier und da verwischen die so oft betonten Unterschiede zwischen Entwicklungszusammenarbeit, humanitärer Hilfe und militärisch gestützten UN-Missionen – im Alltag vor Ort, im Selbstverständnis, im Blick auf die Zielgruppen.

So bescheinigen sowohl Schetter (2010) als auch Duffield (2010) Entwicklungsakteuren ähnliche Deutungsmuster wie dem Militär. Beide, so Schetter, seien vom gleichen, treuhänderischen Habitus geprägt: Sie handelten aufgrund der Annahme, dass eine eigenständige Problemlösung im Land selbst unerwartbar und damit ein Einschreiten Dritter als notwendig legitimiert sei (Schetter 2010). Dabei reproduziere diese Praxis paternalistische Machtstrukturen. Betroffene von Entwicklungsprozessen blieben so Objekte externer Akteure. Auch Didier Fassin und Mariella Pandolfi argumentieren, dass sowohl militärische als auch humanitäre Interventionen als Herrschaftsform und dauerhafter Ausnahmezustand verstanden werden können, und stellen strukturelle Ähnlichkeiten zwischen Nothilfe und Militär fest:

„Beyond the differences between humanitarian actors and the military that the aid organizations insistently highlight, the two sides come together on the same scene [...] Both military and the humanitarian actors share the temporality of emergency, both reject the sovereignty of states in the name of a higher moral order, and both are thus similarly engaged with extralegality and extraterritoriality, justified, in their view, by the legitimacy of their actions and the mobility of their sovereignty. [...] It is this reality that leads increasing numbers of belligerents, in some regions of the world, such as Afghanistan, Chechnya, Sri Lanka, and Sudan, to make no distinction between these actors, or at least to construe aid workers as characters among others on the war stage.“ (Fassin/Pandolfi 2010: 15)

Auch Duffield stellt eine Annäherung zwischen militärischem Sicherheitsdenken und dem Habitus von zivilen UN-Missionen fest (Duffield 2010). Er konstatiert, dass sich die Beschreibung humanitär Tätiger vom sich aufopfernden, bescheidenen, in die Gastkultur eintauchenden, intrinsisch motivierten und autonom agierenden freiwilligen Helfer der 1960er und 1970er Jahre zu einem heute räumlich und innerlich von der Zielgruppe distanzierenden, an weltweit standardisierten Sicherheitsprozedere orientierten, infantilisierten UN-Mitarbeiter entwickelt habe (ebd.:

462-464). Dies manifestiere sich auch in den „fortified aid compounds“ (den befestigten Anlagen der Hilfsorganisationen), in denen UN-Mitarbeiter hinter meterhohen Mauern, Stacheldraht und doppelten Zugangstoren vor (Anschlägen) der lokalen Bevölkerung geschützt sind (ebd.: 464).

In der wissenschaftlichen Analyse von Interventionspraxis (ob als Praxis der Nothilfe, der Entwicklungszusammenarbeit, der militärischen Intervention, von Friedensmissionen) haben bislang weder die sinnlichen Dimensionen der Interventionserfahrung noch die Körperlichkeit von Intervenierenden und die darüber hinaus gehende physische Umgebung eine große Rolle spielt.³⁰ Hannah Hacker ist mit ihrem „Ausbruch in Schweiß. Erinnerungen an Körper in Entwicklungshelfer_innen-Memoiren“ (2012) eine Ausnahme in der EZ-Literatur. Explizite raumsoziologische Bezüge finden sich beispielsweise in den Analysen humanitärer Praxis von Karen Büscher und Koen Vlassenroot (2010), Mark Duffield (2010) und Lisa Smirl (2015). Öfter finden materielle Aspekte eher am Rande Erwähnung, ohne großartig theoretisch eingebettet oder wirklich eingehend analysiert zu werden.³¹ Dabei spielt jede dieser Formen eine wesentliche Rolle in der Entwicklung und Gestaltung von Interventionspraxis, hinterlassen doch räumliche Strukturen und Materialitäten Eindrücke, prägen Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie Interaktion.³² Entsprechend wird zu beobachten sein, welche Rolle Räume, Strukturen und Objekte für die Erfahrungen und Deutungen von Intervenierenden spielen.

2.3 SCHLUSSFOLGERUNGEN AUS DER VERORTUNG IM DISKURS

Nach den Selbst- und Fremdpositionierungen verschiedener Intervenierender zu fragen bedeutet auch, den Gemeinsamkeiten und Widersprüchen nachzugehen, die von den hier vorgestellten wissenschaftlichen Diskursen beschrieben werden. Diese Form der subjektorientierten Forschung, die ihr Augenmerk auf die Eigenlogik des Forschungsgegenstandes und die aktive Auseinandersetzung, Bearbeitung und Konstruktion Einzelner mit der Welt legt, lohnt sich, weil es deren Selbstverständnisse und Positionierungen, deren Wahrnehmungs- und Deutungsmuster sind, die in Interventionssituationen handlungsmächtig werden. Das haben vor allem soziolo-

30 In der populären Erlebnisliteratur werden diese regelmäßig angesprochen (siehe z. B. Cain/Postlewait/Thomson 2006) – ein weiterer Hinweis auf ihre Relevanz für die Praxis.

31 Siehe z. B. Marriage 2006, Roth 2006, Redfield 2010a; Koddenbrock 2012, Fast 2014.

32 Das legt auch der Symbolische Interaktionismus als sozialtheoretischer Hintergrund dieser Arbeit nahe, der in Kapitel 3 ausführlich beschrieben wird.

gisch und sozialwissenschaftlich Forschende mithilfe des Begriffs „Interventionskultur“ überzeugend argumentiert.

Die Selbst- und Fremdpositionierungen näher zu betrachten und zu hinterfragen lohnt sich nicht nur, es ist auch notwendig. Denn es ist bei weitem nicht so klar umrissen, wie man annehmen könnte, wie die – auch in diesem Kapitel aufgegriffene – Unterscheidung anhand von Berufsfeldern suggeriert, wer diese Intervenierenden eigentlich sind, die mit unterschiedlichen Agenden in Konfliktregionen reisen und woran sich ihre Erfahrungen und Deutungsmuster festmachen. Ähnlich lassen die heftigen, emotionalen Debatten um als falsch empfundene Zuschreibungen vermuten, dass Akteure sich unverstanden fühlen, dass bisherige Rollenbilder nicht mehr greifen oder aber die Realität nicht in ihren wesentlichen Merkmalen abbilden. Zudem ist es an der Zeit, bislang in Wissenschaft und Praxis gängige Akteursunterscheidungen wie etwa ‚zivil‘ und ‚militärisch‘ auf ihre Konnotationen und Zuschreibungen hin zu befragen und Akteursbegriffe, Akteursbilder neu zu füllen – bzw. neue zu finden – auch deshalb, weil dies die Grundlage ist, um im Gespräch zu bleiben über Zuständigkeiten, Machtstrukturen, Abhängigkeiten, Kooperationen.

Im folgenden Kapitel werde ich die sozialtheoretischen Annahmen beschreiben, die meiner Forschung zugrunde liegen. Sie speisen sich vor allem aus dem Symbolischen Interaktionismus und schließen damit nicht nur an die klassische *Grounded Theory* nach Anselm Strauss an, sondern machen auch noch einmal die hier vorgenommene Verortung des Projekts im wissenschaftlichen Diskurs plausibel.

3 Sozialtheoretische Annahmen.

Puzzleleile meiner Perspektive

„We read, listen, converse with others in our academic and social circles; we read and ruminate about different but attractive concepts and theories; we sometimes try them out; we judge them in accordance to what is currently going on in our respective fields and then attempt to put them to use in the context of the work we are doing.“

van Maanen 2011: 157

„In diesem Sinne ist es ausgeschlossen, allein ein Selbst zu sein.“

Taylor 1994: 71

Im Folgenden führe ich aus, auf welchen sozialtheoretischen Grundannahmen meine Arbeit beruht. Diese speisen sich vor allem aus dem Symbolischen Interaktionismus als Entstehungshintergrund der *Grounded Theory*; seine Wurzeln liegen im Amerikanischen Pragmatismus nach Mead, Peirce, James und Dewey.¹ Diese sahen „reality as dynamic, individuals as active knowers, meanings as linked to social action and perspectives, and knowledge as an instrumental force that enables people to solve problems and rearrange the world“ (Sandstrom/Martin/Fine 2003: 217). Ich möchte in diesem Kapitel – nach einem kurzen Zwischenruf – zunächst darstellen, wie Bedeutungen aus der Sicht des Symbolischen Interaktionismus ausgehandelt werden, wofür ich vor allem auf Gedanken und Ideen von George Her-

1 Michael Dellwing und Robert Prus gehen so weit, eine klare Unterscheidung von Pragmatismus und Interaktionismus für sinnlos zu halten, so sehr seien sie verflochten (Dellwing/Prus 2012: 20-21). Üblich ist, dass beide unterschieden werden, was ich auch tue und mich im Weiteren auf den Symbolischen Interaktionismus beschränke.

bert Mead und Herbert Blumer zurückgreife. Daran schließt an, wie sich in Folge der soziale Raum in Form von Handlungsfeldern und Lebenswelten greifen lässt, wofür neben Blumer auch Anselm Strauss' Konzept der sozialen Welten und Arenen hilfreich ist. Ebenso wie Strauss knüpft auch Adele Clarke mit ihrem Plädoyer für die Einbeziehung der „Situation“ an interaktionistische Theorie an. Beide ziehe ich für die Frage heran, welche Rolle Strukturen, Kontexte, Diskurse für Bedeutungen spielen. Abschließend fokussiere ich auf Identität als ausgehandelte Bedeutung, greife die skizzierten Thesen dafür auf und bringe sie mit dem Konzept der narrativen Identität zusammen, um zu beschreiben, inwiefern Identität als eine Erzählen erfordernde Unterscheidungspraxis verstanden werden kann.

Doch warum eigentlich theoretische Grundannahmen? Ist das nicht gerade der Punkt an *Grounded Theory*, dass diese Heuristik, dieser teilweise sehr ausdifferenzierte methodische Zugang sich vollends auf die Daten konzentriert und aus ihnen mit Abduktion, Induktion, Deduktion theoretische Überlegungen zum Untersuchungsgegenstand entwickelt? Ja. Aber natürlich liegen auch dieser Herangehensweise nicht nur die in der Einleitung skizzierten erkenntnistheoretischen Thesen, sondern auch sozialtheoretische Annahmen zugrunde.² Zu Recht argumentiert Clar-

-
- 2 Das mag offensichtlich klingen, wird aber häufig vergessen bzw. nicht weiter ausgeführt (siehe z. B. Böhm 2008, Breuer 2009, Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008). Meist stehen mehreren hundert Seiten praktischer Anleitung zur Methodenumsetzung ein oder zwei Sätze zu den theoretischen Hintergründen gegenüber, wenn sie überhaupt mitaufgenommen werden. Den Autor_innen kann man dies kaum zum Vorwurf machen, schließlich weisen auch die Gründungsväter des Forschungsansatzes und ihre Co-Autorinnen in ihren Büchern (siehe z. B. Glaser/Strauss 1970, Strauss 1994, Strauss/Corbin 1996, Corbin/Strauss 2008) nur kurz darauf hin, dass der Amerikanische Pragmatismus und die Chicagoer Schule mit ihrer Fokussierung auf soziale Interaktion und soziale Prozesse zur Entwicklung der *Grounded Theory* beigetragen hätten. Die weiterreichenden Implikationen und Folgen dieser Wurzeln für die dargelegte Forschungspraxis/Forschungsprogramm werden nicht weiter thematisiert (siehe für ähnliche Feststellungen auch Bryant 2009, Clarke 2012). Vermutlich ist diese Darstellungslücke dem Entstehungskontext der *Grounded Theory* geschuldet. Wie Strauss in einem Interview schildert, wollten Barney Glaser und er u. a. qualitative Forschung an sich legitimieren und inspiriert von den theoretischen Ausführungen anderer wie Mead oder Blumer für eine neue empirische Forschung jenseits des Thesentestens argumentieren (Legewie/Schervier-Legewie 2004). Erst Jahrzehnte nach der ersten Veröffentlichung wird die theoretische Basis der *Grounded Theory* thematisiert, z. B. in späten Werken (Strauss 2008) oder eben im Gespräch mit anderen Forschenden (Legewie/Schervier-Legewie 2004). Juliet Corbin erzählt wiederum davon, dass die zweite Auflage des von Strauss und ihr verfassten Lehrbuchs (Strauss/Corbin 1998) ein derartiges Kapitel beinhaltet hätte, das dann aber „aus Platz-

ke, dass es sich bei *Grounded Theory* und Symbolischem Interaktionismus um ein „Theorien-Methoden-Paket“ (Clarke 2012: 46) handle, das man nicht einzeln buchen, sondern aufgrund verwobener erkenntnistheoretischer und ontologischer Annahmen sowie konkreter Verfahrensweisen nur gemeinsam verwenden könne.³ *Grounded Theory* sei eine von vielen Möglichkeiten „of ‚performing‘ or ‚doing‘ interactionism“ (Clarke 2005: 4), also Interaktionismus in die Praxis umzusetzen.

Trotzdem will ich hervorheben, dass ich keineswegs am Anfang des Projekts bereits wusste, mit welchen theoretischen Überlegungen ich arbeiten wollte und mit welchen nicht, selbst wenn der Symbolische Interaktionismus nahelag. Den Ausschlag gaben meine Erfahrungen im Laufe der Interviewführung und -interpretation und der Wunsch, die Interaktion, die ich dort beobachtete, angemessen reflektieren

gründen“ vom Verlagslektor gestrichen worden sei (Cisneros-Puebla 2004: Abs. 20-22) – was sie heute nicht mehr akzeptieren würde. Jedenfalls kann bei der Begeisterung über so nützliche forschungspraktische Hinweise vielleicht weniger bei den Autor_innen, aber mehr bei den Leserinnen und Lesern schnell in Vergessenheit geraten, dass Forschungsvorgehen und -methoden nicht wie Werkzeugkoffer funktionieren, sondern jedes *Tool* mit bestimmten sozial- und erkenntnistheoretischen Annahmen verknüpft ist.

- 3 Clarke kritisiert genau dies für den Umgang mit *Grounded Theory* (Clarke 2012: 45-46). Nach Ansicht von Keller lässt sich dieser Trend insgesamt in der qualitativen Forschung feststellen. Er kritisiert die wenig reflektierte, technik-konnotierte Anwendung von Methoden, ohne die dahinterliegenden Theorien wahrzunehmen: „Methodenlehrbücher versprechen Orientierung [...] Sie sind zur Auswahl gezwungen (sic!) und zudem auch dazu, Ansätze, Methoden, Begriffe, Techniken als de-kontextualisierte reine Lehren vorzustellen. Damit werden Vorgehensweisen aus dem konkreten Forschungs- oder Gegenstandsbezug herausgeschält, aus dem sie entstanden sind und in dem sie Verwendung fanden. [...] Dies wird vielleicht am deutlichsten in der Vermischung von komplexen Grundlegungen, Methoden und Techniken, etwa dann, wenn Biografieforschung oder *Grounded Theory*-Methodologie als bloße Verfahren etikettiert und auf beliebige Gegenstände bezogen werden.“ (Keller 2014: Abs. 19) Zurück bleibt für mich die Frage, welche Forschungsentscheidungen „erlaubt“ sind, was an Nicht-Übernahme bzw. Veränderung legitim ist, ohne die *Grounded Theory* zu dekontextualisieren. Darf *Grounded Theory* fortan nur auf medizin- oder gesundheitssoziologische Gegenstände angewendet werden, weil Strauss' eigene Projekte dort angesiedelt waren? Sollte man nur Prozesse in den Blick nehmen, die sich mithilfe ethnografischer Methoden beobachten lassen? Oder geht es darum, die Grundannahmen über soziale Interaktion zu teilen und ggf. für andere Forschungsinteressen zu übersetzen, auf andere Formen der Materialgenerierung/Datenerhebung zu übertragen? Wie viel und welche Innovation ist zulässig? Wie ich diese Frage für die vorliegende Arbeit beantwortete, wird in Kapitel 4 Methodologie und Vorgehen ausgeführt.

zu können. Und so verwoben mit der Zeit angelesene theoretische Gedanken, empirische Forschungserfahrung und persönliche Neigungen zu einem starken, wirkmächtigen Geflecht⁴, das ich im Folgenden darstellen möchte. Den Anfang macht der Grundstein des Symbolischen Interaktionismus: die Überzeugung von der Aushandlung von Bedeutungen in der Interaktion.

3.1 GRUNDSTEIN DES SYMBOLISCHEN INTERAKTIONISMUS: DIE AUSHANDLUNG VON BEDEUTUNGEN IN DER INTERAKTION

Im Folgenden schildere ich zunächst, wie Bedeutungen entstehen und was Interaktionisten meinen, wenn sie von „Symbolen“ bzw. „Symbolischer Interaktion“ sprechen. Anschließend gehe ich auf Bedeutungshorizonte/Diskursuniversen als Basis für und Folge von Interaktion ein – eine zweiseitige/doppelte Funktion, die ebenso wenig widersprüchlich wie sinnwidrig ist, aber auf die Aushandlungs- und Interpretationsarbeit hindeutet, die das für den Alltag heißt.

Grundlegend für die Ansätze, die man unter dem Label „Symbolischer Interaktionismus“ zusammenfassen kann, ist die Auffassung, dass Objekten keine bestimmte Bedeutung inhärent ist. Stattdessen gehen Interaktionisten, hier in der prominenten Formulierung von Blumer, davon aus,

„dass Menschen Dingen gegenüber auf der Grundlage der Bedeutung handeln, die diese Dinge für sie besitzen. Unter ‚Dinge‘ wird hier alles gefasst, was der Mensch in seiner Welt wahrzunehmen vermag – physische Gegenstände [...]; andere Menschen [...]; Institutionen [...]; Leitideale [...]; Handlungen anderer Personen [...]; und solche Situationen, wie sie dem Individuum in seinem täglichen Leben begegnen.“ (Blumer 2013: 64)

Die Bedeutungen dieser „Dinge“ entstehen in der sozialen Interaktion, sie „erwachsen, ‚emergieren‘ im Zwischenraum zwischen Personen“ (Dellwing/Prus 2012: 22). Sie sind Teil und Ergebnis eines dauernden interpretativen Prozesses, müssen sich in der Interaktion immer wieder bewähren und sind entsprechend veränderlich.

4 Ähnlich reflektiert der Ethnologe John van Maanen Theorieentscheidungen: „In practice, theory choices (the rabbits we pull out of our hats) rest as much on taste as fit. And taste in ethnography, as elsewhere, results from what is no doubt a complex interaction involving ethnographers, their readings, their disciplinary orientations, their mentors, their colleagues, their students, their friends, their critics, and their readers, who are increasingly their subjects, too.“ (van Maanen 2011: 157)

Handelnde sind also nicht an Bedeutungen gebunden, sondern handeln diese immer wieder neu aus – aber eben nicht im luftleeren Raum, sondern immer nur in der Interaktion mit (imaginierten) anderen. Dabei ist es wichtig, das „Aushandeln“ von Bedeutungen nicht mit „Verhandeln“ gleichzusetzen. Reiner Keller weist ganz richtig darauf hin, dass dieser Prozess der Aushandlung nicht wörtlich als tatsächlicher Argumentationsgang verstanden werden sollte: „Aushandlung meint vielmehr eine sukzessive Abfolge der wechselseitigen Entäußerung und Interpretation von Zeichen in Interaktionsprozessen, also eine intersubjektive und fortlaufende Abstimmung von Interpretationsprozessen zwischen Bestätigung und Korrektur.“ (Keller 2008: 74) Blumer verwendet entsprechend auch die Begriffe „Anzeigen“ und „Interpretieren“ – so sei menschliches Zusammenleben ein riesiger Prozess von Definitionen, in denen anderen angezeigt werde, was sie tun sollten, und in dem deren Definitionen wiederum interpretiert würden (Blumer 2013: 74). Und, so fährt Blumer fort:

„So lernen wir allmählich durch das Anzeigen von anderen, dass ein Sessel ein Sessel ist, dass Ärzte eine bestimmte Art von Fachleuten sind [...] Aus einem Prozess gegenseitigen Anzeigens gehen gemeinsame Objekte hervor – Objekte, die dieselbe Bedeutung für eine gegebene Gruppe von Personen haben und die in derselben Art und Weise von ihnen gesehen werden.“ (Ebd.: 76)

Bedeutungen sind nicht zwangsläufig „bewusst“ im Sinne von reflektiert/reflexiv, artikulierbar. Sie sind von früh an beigebracht, ansozialisiert, eingeübt (Mead 1987). Sie gehen uns „in Fleisch und Blut“ über, werden Teil des Körpers bzw. des körperlichen Wissens, über das wir nicht mehr nachdenken müssen, sondern das uns in Gestalt eines „praktischen Sinns“, eines Know-hows zur Verfügung steht. Interpretation und Verstehen sind damit menschliche Wesenszüge, eine Haltung, die dem Menschen in all seinen alltäglichen Handlungen/Bezügen eigen ist.

Der Begriff „symbolisch“ hebt dabei auf die Bedeutung von Symbolen, d. h. allerlei Signifikantem wie zum Beispiel Sprache, Gesten oder Mimik für diese Prozesse ab, denn erst sie machen eine Vermittlung und damit auch eine Verständigung über Bedeutungen möglich. Symbole, führt Keller aus, „sind in diesem Verständnis ganz einfach alle Zeichen, die auf etwas verweisen, die Träger einer über sie selbst – d. h. über ihr konkretes materiales Erscheinungsbild etwa als Folge von Lauten oder Folge von Linien auf Papier – hinausweisenden Bedeutung sind“ (Keller 2012: 92). Es war Mead, der dem Menschen die wesenseigene Fähigkeit zuschrieb, signifikante Symbole zu erzeugen und zu verwenden – signifikant deshalb, weil sie von mehreren Menschen, Mitgliedern einer sozialen Gruppe, auf die gleiche Art und Weise benutzt und verstanden werden und den Umgang untereinander ermöglichen (ebd.). Durch wiederholte Interaktion und mithilfe symbolbasierter Kommunikation etablieren sich so ganze Bedeutungs- und Referenzsysteme, auf die wir uns

beziehen – von Mead „Diskursuniversen“ (1968) genannt. Und in dem Maße, wie dem eigenen und dem Verhalten anderer Bedeutung zugemessen wird und Handeln sich an Verhaltenserwartungen orientiert, ist folglich „ein gemeinsam verbindliches Muster wechselseitiger Verhaltenserwartungen Voraussetzung kollektiven Handelns“ (Joas 2006: 177).⁵

Menschen werden dabei in bestehende „Diskursuniversen“, d. h. in soziale Gruppen und Gemeinschaften hineingeboren, die bereits über ein ausgebildetes System signifikanter Symbole verfügen (Keller 2012: 100-101). Sie werden in diese Bedeutungssysteme hineinsozialisiert und entwickeln so die Kompetenz, in diesen und mit diesen zu interagieren und sich zu verständigen. Und zugleich sind Interaktionsprozesse/Interpretationsprozesse als Entstehungsort und Schauplatz großer menschlicher Kreativität zu verstehen – zwar sind viele Bedeutungen über eine längere oder kürzere Zeit stabil, aber sie müssen sich letztlich doch immer wieder aufs Neue in der Interaktion bewähren und den sozialen Erfordernissen angepasst werden.

In eine Interaktionskrise geraten wir, wenn sich grundlegende Bedeutungen, Symbole, Interpretationen der Beteiligten unterscheiden und dadurch infrage gestellt werden, wobei Carolin Emcke betont, dass einzelne „Fragwürdigkeiten oder Unterbrechungen des Gewohnten“ in der Regel nicht allzu sehr irritieren:

„Wir können überraschenden Dissens [...] in unser Verhältnis zur Welt integrieren, solange sie nur vereinzelt auftreten. Nur so gelingt das Miteinander in einer gemeinsam geteilten Lebenswelt, indem nicht ununterbrochen alles gleichzeitig problematisiert werden muss, aber für einzelne Praktiken und Überzeugungen eine Erklärung abgegeben werden könnte.“ (Emcke 2013: 36)

Weder sind wir auf eine komplett widerspruchslöse Einheitlichkeit unserer Deutungsmuster der Welt angewiesen, noch bedarf erfolgreiche soziale Interaktion der allumfassenden Einigkeit. Im Gegenteil sind wir souverän im alltäglichen Umgang mit Irritationen und der Herstellung von Kohärenz, um nicht ständig alles infrage

5 Richard Münchs Interpretation des Interaktionismus ist mir von den Begrifflichkeiten und Formulierungen zu „strategisch“ und scheint Handeln mehr nach Interessen als nach Bedeutungen zu implizieren (siehe „Menschen, die Interpretationen ‚abstimmen‘, versuchen, bestimmte Ziele individuell durch strategisches Handeln zu erreichen“, Münch 2002: 280); oder auch „Welche Interpretation erfolgreich sein wird, hängt davon ab, wie erfolgreich die Person ihre Interpretation mit den Interpretationen anderer am Interpretationsprozess beteiligten Personen in Einklang bringen kann. Daher ist der Prozess der Symboldeutung ein permanentes gegenseitiges Einpassen von Interpretationen in fortlaufenden Verhandlungen zwischen den Akteuren.“ (Ebd.: 263)

stellen zu müssen. Und zugleich können Situationen Anpassung, Aushandlung und Arbeit erfordern. So spricht Distler für internationale Interventionssituationen insofern von Interaktionskrisen, als Intervenierende und Intervenierete von jeweils verschiedenen Deutungs-, Kommunikations-, Handlungsmustern ausgingen und sich zunächst auf einen gemeinsamen Vorrat verständigen müssten, bevor Interaktion weniger aufwändig sein könne (Distler 2010).

Für mein Projekt stellt sich, an diese Einsichten anschließend, nicht nur die Frage, anhand welcher Deutungsmuster zurückgekehrte Intervenierende die erlebte Situation beschreiben und sich selbst darin verorten, sondern auch, wer welche Bedeutungsuniversen teilt bzw. auf welche Wissensvorräte zurückgreift.

3.2 KONSTITUTION DES SOZIALEN RAUMS – VON DER KONKRETEN EINZELSITUATION ZUR SOZIALEN WELT

Nachdem ich erläutert habe, wie Bedeutungen von uns immer wieder ausgehandelt und in Deutungsschemata eingepasst werden, stellt sich die Frage, wie sich über die einzelne konkrete Situation hinaus der soziale Raum konstituiert. Dabei deutet sich schon an: Ebenso wenig wie Objekten *eine* bestimmte Bedeutung inhärent ist, gibt es ‚die eine Welt‘, in der wir uns bewegen und die unserem Handeln einen Rahmen bietet. So konstatiert Blumer, dass Bedeutungen lokal in Situationen von den jeweils ganz konkret Betroffenen ausgehandelt werden, sich entsprechend immer in ganz bestimmten Kontexten bewähren müssen und sich folglich verschiedene, voneinander getrennte (und zugleich immer mindestens in uns selbst überlappende) Welten herausbilden, „die durch einen Wirkungsbereich unterschiedlicher Lebenssituationen und den Besitz unterschiedlicher Anschauungen und Konzeptionen für die Handhabung dieser Situation gekennzeichnet sind“ (Blumer 2013: 111). Blumer spricht von „Gebieten des Zusammenlebens“ (ebd.: 108) oder „Lebensbereichen“ (ebd.: 130), in denen Menschen auf vielfältige und sich unterscheidende Weisen interagieren. Er führt den Gedanken an dieser Stelle nicht weiter aus, nennt aber als Beispiele zum einen soziale Gruppen (beispielsweise eine Gewerkschaft, einen Bankvorstand, einen religiösen Kult; ebd.: 108) und zum anderen Tätigkeitsfelder derselben (einer Armee, eines Unternehmens; ebd.: 82). Angesichts dieser verschiedenen, in Lebensbereichen gebündelten Situationen bleibe die konkrete, genaue Form der sozialen Interaktion damit letztlich „eine Frage der empirischen Entdeckung“ (ebd.: 132).

Strauss führt diesen Gedanken Blumers weiter aus und spricht von sozialen Welten (wie eine Freizeitgruppe, ein Beruf, eine theoretische Tradition), die eine gemeinsam geteilte Perspektive erzeugen (Strauss 1978, Strauss 2008). Im Gegen-

satz zu früheren Gruppen-Konzepten der Chicagoer Schule sind diese „soziale Welten“ nicht an einen geografischen Raum gebunden, sondern nur durch „the limits of effective communication“ (Clarke 1991: 131) bestimmt. Ihre Grenzen sind eine Frage der erfolgreichen Kommunikation und damit zuallererst empirisch zu bestimmen – solange die an ihnen Teilhabenden Deutungsmuster und Interpretationen teilen und entsprechend erfolgreich interagieren, kann von „einer sozialen Welt“ gesprochen werden. Zudem liege dieser ein gemeinsames Anliegen zugrunde, eine primäre Aktivität oder Handlung wie „Forschen“ oder „Sammeln“, ein „going concern“ in which certain assumptions about what activities are important and what will be done can be taken for granted.“ (ebd.)⁶ Strauss definiert soziale Welten zusammenfassend als „groups with shared commitments to certain activities, sharing resources of many kinds to achieve their goals, and building shared ideologies about how to go about their business“ (Strauss 1991: 131). Soziale Welten sind komplex und höchst fluid: „Every complex social world characteristically has subdivisions or subworlds, shifting as patterns of commitment alter, reorganize, and realign. Two or more worlds may intersect to form a new world, or one world may segment into two or more worlds.“ (ebd.: 133)⁷ Die soziale Konstruktion einer spezifischen Welt und damit die Grenzziehung und -erhaltung zwischen den Welten sei fester Bestandteil der Aktivitäten aller sozialen Welten, so Clarke weiter (1991: 133). In „sozialen Arenen“ kommen dann diejenigen sozialen Welten zusammen, die ein Thema gemeinsam haben und bereit sind, gemeinsam zu agieren, ohne dass sie unbedingt eine gemeinsame Perspektive, einen gemeinsamen Deutungshintergrund miteinander teilen. Der Forscherin komme es zu, „to elucidate which worlds and subworlds come together in a particular arena and why, what their perspectives are, and what they hope to achieve through collective action“ (ebd.).

Auch wenn ich die Betonung des „kollektiven Handelns“ oder der „organized actions“ nicht unbedingt teile, stellen die Konzepte der „sozialen Welt“ und der „sozialen Arena“ möglicherweise fruchtbare Vergleichsheuristiken für meine empirische Analyse dar. Naheliegend ist beispielsweise die Frage, inwiefern ‚die Intervention‘ eine soziale Arena darstellt, in der die Vertreter_innen verschiedener sozialer Welten (der humanitären, der diplomatischen, der militärischen) mit ihren jeweiligen Perspektiven und Deutungsmustern zusammenkommen. Zugleich gilt es, die empirische Welt für sich sprechen und sich irritieren zu lassen anstatt mit festen Schemata auf sie zuzugehen. So schlägt Clarke vor, auch eine Organisation oder

6 Gesellschaft wiederum sei „a mosaic of social worlds“ (Clarke (1991: 131).

7 Insgesamt lassen sich Strauss’ „soziale Welten/soziale Arenen“ für meinen Geschmack viel zu formalistisch lesen, andererseits wird zu meiner Freude ganz im Sinne Blumers und der *Grounded Theory* immer wieder betont, dass deren genaue Ausgestaltung letztlich immer eine Frage der Empirie sei.

soziale Welt „als soziale Arena“ zu analysieren, „to get at internal complexities, conflicts, social movements, worlds, and subworlds“ (ebd.: 135).⁸

In diesen Begriffen gesprochen, geht die Literatur zu zivil-militärischer Zusammenarbeit bislang davon aus, dass zivile und militärische Akteure in getrennten sozialen Welten unterwegs sind und im *humanitarian space* bzw. *military space* entsprechend separate Handlungsregeln und Deutungsmuster gelten. Die Interven-

8 Strauss' Begriff der „sozialen Arena“ weist da meines Erachtens Ähnlichkeiten mit Pierre Bourdieus Feldbegriff auf, der für mich gerade zu Beginn des Forschungsprozesses nochmal mit anderen Vokabeln greifbar machte, wie sich solch unterschiedliche Lebensbereiche konstituieren und woran sie sich (empirisch) festmachen (lassen könnten) – ein kleiner Umweg ganz im Sinne der *Grounded Theory*, die ja dazu auffordert, das forscherrische Selbst zu irritieren und den eigenen Blick infragezustellen, um ihn zu schärfen. Eine Verknüpfung mancher Überlegungen Blumers mit denen Bourdieus muss dabei nicht notwendigerweise großes theoretisches Chaos provozieren, nimmt man sich die spielerische Freiheit, die Bourdieuschen Begriffe als Heuristik zu verwenden. So geht Bourdieu, für mich quasi direkt im Anschluss an Blumer und Strauss, davon aus, dass sich der soziale Raum „auch durch die Ausdifferenzierung unterschiedlicher und durch Beobachtung der Praxis unterscheidbarer Felder [strukturiert], deren Praxisformen jeweils für sich genommen einer ganz spezifischen Logik gehorchen“ (Ebrecht/Hillebrandt 2002: 9). Unterschiedliche Felder konstituieren sich dadurch, dass die Interaktion in ihnen jeweils einer spezifischen Logik folgt, mit Blumers Worten auf bestimmte Deutungsvorräte zurückgreift. Mit der Zeit entwickeln sich im jeweiligen Feld „gemeinsame Kriterien passenden oder unpassenden Handelns“ bzw. „gemeinsame Maßstäbe, die dem Handeln Richtung und Anschluss vermitteln“ (Hörning 2004: 23). Denn nicht die Rationalität oder Intentionalität der Akteure bestimmt deren Handlungen (ähnlich wie Blumer es ablehnt, über Gedanken oder Psyche der Handelnden nachzudenken), allein die Anforderungen der Praxis tun dies. „Zu diesen Anforderungen entwickeln die sozialen Akteure einen praktischen Sinn, der es ihnen ermöglicht, an Praxisformen zu partizipieren.“ (Ebrecht/Hillebrandt 2002: 8) Es besteht also eine Mehrzahl sozialer Felder, die nach unterschiedlichen Logiken funktionieren, in denen unterschiedliche Habitus gelten/sich herausbilden/legitim sind/funktionieren. Je nachdem zu welchem Feld ich mich als zugehörig begreife, wo ich mitspiele, in welchen Feldern ich sozialisiert wurde, finde ich auch verschiedene Habitus, verschiedene Interaktionsformen legitim, andere sind mir fremd. Es ist diese Vielzahl der sich überlappenden Felder mit ihren jeweiligen Praxisformen, Logiken, Spielanreizen, Positionsnetzen und Kapitalverteilungen, die die soziale Welt zu einem mehrdimensionalen Raum macht (ebd.: 9). Von vornherein war klar, dass ich Bourdieus Begriffe nicht systematisch zur Dateninterpretation nutzen würde. Nichtsdestotrotz kam ihnen im Laufe des Projekts weniger Bedeutung zu als anfangs gedacht, inspirierten sie mich ursprünglich doch sehr.

tionsliteratur hingegen betont die Interventionssituation als gemeinsame soziale Welt, in der alle intervenierenden Akteure – egal ob humanitär, militärisch, diplomatisch – zwar nicht immer einen gemeinsamen Deutungshintergrund, aber ein gemeinsames Thema haben. Für mich ist genau hier die Rückkehr zur empirischen Welt nötig, die Blumer fordert. Wo und inwiefern sich die verschiedenen Akteure als zugehörig definieren, inwiefern sie Deutungen und Handlungsregeln teilen, wird empirisch zu klären sein.

3.3 DEUTUNGSHORIZONTE JENSEITS DER KONKRETEN PRAXIS? ZU STRUKTUR, KONTEXT, DISKURS

In dem Gedanken, dass Bedeutungen in der Interaktion entstehen und sich dort bewähren müssen, steckt schon, dass es sich jeweils um situatives Wissen handelt, das zur Geltung kommt. Ebenso wenig wie es ‚die eine Welt‘ gibt, kann es ‚das eine Bedeutungsschema‘ geben, das kontextunabhängig gilt. Was aber macht diesen ‚Kontext‘ aus?

Strauss selbst unterscheidet zwischen strukturellen und interaktionellen Bedingungen eines Prozesses. Als Beispiele für strukturelle Bedingungen in seinem Technologieprojekt führt er staatliche Vorschriften zu klinischer Sicherheit oder die enge Beziehung zwischen Krankenhäusern und Geräteherstellern an, die daraus entsteht, dass medizinische Geräte getestet werden müssen (Strauss 1994: 120-121).⁹ Man dürfe aber nicht davon ausgehen, dass diese „Struktur“ Interaktion weitreichend bestimme. Genauso wenig seien gegebene Strukturen per se relevant für die Interaktion. Was eine Situation bedingt/strukturiert, könne letztlich nur empirisch festgestellt werden. Bezugnahmen auf „tieferliegende“ Strukturen sind damit als Erklärungen ausgeschlossen, „wenn nicht gezeigt werden kann, wie solche Strukturen oder Systemlogiken in der *Deutung der Interaktionsteilnehmer* in Gestalt der Definition der Situation zum Einsatz kommen“ (Keller 2012: 122, Hervorh. JB). Entsprechend müsse die Forscherin auf die relevanten strukturellen Bedingungen der Interaktion (in der direkten kontextuellen Umgebung und/oder auf der Makroebene der Schicht bzw. des Systems) achten und diese herausarbeiten, d. h. diese mit interaktionellen/prozesshaften Bedingungen zu verknüpfen (Strauss 1994: 120-121).¹⁰

9 Es sind also *nicht* die Merkmale gemeint, die üblicherweise mit dem Schlagwort „Sozialstruktur“ gemeint sind: Alter, Geschlecht, Schicht-/Klassenzugehörigkeit.

10 Mit Clarke verstehe ich Strauss’ Bedingungsmatrizen – kategorisiert in kausale, intervenierende und kontextuelle Bedingungen und dargestellt in Schaubildern mit konzentri-

Clarke formuliert ähnlich, dass „die Bedingungen der Situation“ (Clarke 2012: 112) in derselben enthalten sind. So etwas wie ‚Kontext‘ gebe es nicht. Stattdessen müssten die bedingten Elemente der Situation in der Analyse der Situation selbst spezifiziert werden, da sie für diese konstitutiv sind und sie nicht etwa nur umgeben, umrahmen oder etwas zur Situation beitragen (ebd.). Mit Clarke wird daher nicht mehr nur nach den konkreten Aushandlungen (à la Strauss), sondern im Anschluss an Foucaults Begriffe von Macht, Disziplinierung und Diskurs auch nach den Möglichkeitsbedingungen eines Prozesses gefragt, insgesamt also nach der Situation samt den in ihr enthaltenen Handlungen, Diskursen und Praktiken (ebd.: 98). Ihre Situationsanalyse als postmoderne, diskursbewusste Weiterentwicklung der *Grounded Theory*-Programmatik möchte damit

„die normalerweise unsichtbaren, unbestimmten sozialen Merkmale der Situation sichtbar machen: nämlich alle Schlüsselemente, die in der Situation enthalten sind und ihre wechselseitigen Beziehungen; die Sozialen Welten und Arenen, in denen die Forschungsgegenstände eingebettet sind; die diskursiven Positionen, die von Akteuren (menschlichen und nicht-menschlichen) in Bezug auf die wichtigsten Fragen eingenommen und nicht eingenommen werden; und die Diskurse selbst als konstitutiv für die Situation.“ (Ebd.: 39)

Während Diskurse im klassischen *Grounded Theory*-Forschungsprogramm zumindest keine explizite Rolle spielen, so Clarkes Kritik, kann man – wie schon Meads Begriff des „Diskursuniversums“ zeigt – den Symbolischen Interaktionismus gut so interpretieren, dass er die Idee eines wirkmächtigen Deutungsvorrats nicht nur kennt, sondern sogar darauf aufbaut. Diskurse können im interaktionistischen Sinne als Bezugssysteme betrachtet werden, an die in der Interaktion angeschlossen wird bzw. werden kann. Es sind bewährte Bedeutungsvorräte, die intersubjektiv geteiltes Wissen zur Verfügung stellen, die aber auch zu verschiedenen Zwecken wie zur Beanspruchung von Charakteristika und Positionen im Feld bedient und genutzt werden können. Clarke spricht von Diskursen auch als sozialen Meso-Formen, die individuelle und kollektive Subjektivitäten produzieren (ebd.: 100). Mit Denzins Worten verleihen Erzählungen und Diskurssysteme „dem Alltagsleben Kohärenz und Bedeutung. Sie fassen Wissen über die Welt zusammen.“ (Denzin 2008: 145) Entsprechend gilt es, Diskurse als solche in die Analyse einzubeziehen.

Darüber hinaus eröffnet Clarkes Unterscheidung zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren neue Perspektiven, die der klassische Interaktionismus nicht kennt. Als Ausgangspunkt kann die Frage dienen, mit wem bzw. in Bezug auf wen oder was eigentlich Bedeutungen in der Interaktion ausgehandelt wer-

schen Kreisen, die sich um das Individuum herumlegen – eher als abstrakte Hinweisgeber denn als absolute Darstellungen (siehe auch Clarke 2012: 106-112).

den. Clarke geht ganz im Sinne Blumers davon aus, dass es neben den offensichtlich physisch Anwesenden auch (durch die Kommunikation) *implicated actors* und *implicated actants* gibt. *Implicated actors* seien, ob physisch anwesend oder nicht, nicht an den Aushandlungsprozessen der Selbstdarstellung beteiligt, „noch werden ihre Gedanken, Meinungen oder Identitäten von anderen Akteuren mittels offener empirischer Untersuchungsmethoden (z. B. indem man ihnen Fragen stellt) erforscht oder ergründet“ (Clarke 2012: 87). Sie wurden entweder „zum Schweigen gebracht oder sind nur diskursiv anwesend, werden also von anderen für ihre eigenen Zwecke konstruiert“ (ebd.: 86) Als *implicated actants* fasst Clarke ebensolche nichtmenschlichen Akteure wie Dinge/Objekte, Diskurse, usw. in Situationen (Clarke 2012: 86-88). Auch diese seien handlungsmächtig, da sie „die Interaktionen in der Situation strukturell durch ihre spezifischen Materialeigenschaften und -anforderungen sowie durch unsere Verpflichtungen ihnen gegenüber“ (ebd.: 104) konditionieren.¹¹ Welche *implicated actors* und *implicated actants* für die Selbst- und Fremdverständnisse von Intervenierenden relevant sind, wird empirisch zu klären sein.

Anschließend an diese Einsichten stellte ich in meiner Sichtung und Interpretation des empirischen Materials immer auch die Frage, wie meine Gesprächspartner die Interventionssituation beschreiben, welche situativen Bedingungen sie als folgenreich für sich, ihr Agieren und ihre Selbstverständnisse wahrnehmen, welche Strukturen, Diskurse und Akteure sie als bedeutsam empfinden.

11 Keller spricht auch davon, dass sich manches Objekt als „renitent gegen so manche Bedeutungszuweisungen“ (Keller 2012: 115) zeigt, wie z. B. die auf mich zu schwimmende Rückenflosse, von der ich mir sagen kann, sie gehöre zu einem Delfin, aber irgendwann erfahren werde, ob dies stimmt oder nicht. So hält zum Beispiel die von Soldaten getragene Schutzweste tatsächlich Schüsse oder Stiche ab, aber keine Beleidigungen. Und zugleich werden aus der Materialität, aus den spezifischen Eigenschaften dieses Dings Schlüsse gezogen, werden ihr Deutungen zugeschrieben, die als solche nicht unabhängig von Menschen existieren. So wird die Weste mal als leicht, d. h. gut zu tragen, mal als zu leicht und damit wertlos, weil nicht ihren Zweck erfüllend, interpretiert. Und diese Interpretationen (!) des Materials werden insofern ganz eindeutig wirkmächtig, als weniger Soldaten die Erlaubnis erhalten, das Lager zu verlassen, wenn die Schutzwesten als wertlos für den Schutz angesehen werden. Im öffentlichen Diskurs um die Bundeswehr wird die Schutzweste so zum Symbol der falschen und schlechten Ausrüstung und damit zum Zeichen dafür, dass der Staat, dass sich die Bevölkerung nicht um die Soldaten schert, obwohl sie es tun sollte.

3.4 IDENTITÄT ALS AUSGEHANDELTE BEDEUTUNG, ALS ERZÄHLEN ERFORDERNDE UNTERSCHIEDSPRAXIS

Dass die Bedeutungen von Objekten in der Interaktion konstituiert werden, gilt auch für das eigene Selbst, das interpretiert und dem Bedeutung zugeschrieben wird. Mit Kerstings Worten geht „die Arbeit an unserer Identität, an dem je besonderen personalen Ich, [...] nicht in privater Abgeschlossenheit vor sich“ (Kersting 2000: 133). Denn „wie die anderen Objekte, so entwickelt sich auch das ‚Selbst-Objekt‘ aus einem Prozess sozialer Interaktion, in dem andere Personen jemandem die eigene Person definieren.“ (Blumer 2013: 77-78) Nach Mead ist das Verhalten des Einzelnen von Verhaltenserwartungen geprägt, weil dieser jenseits eines unabhängigen, kreativen Selbst („I“) immer auch die antizipierten Fremdwahrnehmungen reflektiert („me“) und, alles sinnvoll integriert, entsprechend handelt. Mead führt aus:

„Der Einzelne erfährt sich – nicht direkt, sondern nur indirekt – aus der besonderen Sicht anderer Mitglieder der gleichen gesellschaftlichen Gruppe oder aus der verallgemeinerten Sicht der gesellschaftlichen Gruppe als ganzer, zu der er gehört. Denn er bringt die eigene Erfahrung als einer Identität oder Persönlichkeit nicht direkt oder unmittelbar ins Spiel, nicht indem er für sich selbst zu einem Subjekt wird, sondern nur insoweit, als er zuerst zu einem Objekt für sich selbst wird, genauso wie andere Individuen für ihn oder in seiner Erfahrung Objekte sind; er wird für sich selbst nur zum Objekt, indem er die Haltungen anderer Individuen gegenüber sich selbst innerhalb einer gesellschaftlichen Umwelt oder eines Erfahrungs- oder Verhaltenskontextes einnimmt, in den er ebenso wie die anderen eingeschaltet ist.“ (Mead 1968: 180)

Allein für das bloße Bewusstsein und Verständnis des eigenen Ichs brauche es ein Gegenüber, so Carolin Emcke (2013: 51). Charles Taylor formuliert, es sei „in diesem Sinne [...] ausgeschlossen, allein ein Selbst zu sein“ (Taylor 1994: 71). Und da ich nicht nur mit den Erwartungen eines anderen konfrontiert bin, sondern gleich mehreren bedeutsamen Bezugspersonen entgegentrete, entwickle ich mehrere „me“s, die ich zu einem kohärenten Selbstbild zusammenfügen muss, um eine Identität zu entwickeln (Joas 2006: 177). Dabei beziehen wir unsere „Selbstverständigungsmaterialien aus einem immer schon bereitgestellten Vorrat an Auslegungsmustern, Wertorientierungen, Beurteilungsperspektiven“ (Kersting 2000: 133), wählen aber nicht nur aus, sondern – im Sinne des Interaktionismus – testen aus, probieren das eine und andere, verhandeln mit unseren Gegenüber über legitime, glaubhafte Selbstzuschreibungen: Alles muss sich in der Interaktionssituation bewähren.

Ebenso wie alle anderen Bedeutungen ist Identität damit nicht einfach „da“, sie wird in Praxis hergestellt. Alle müssen sich zu ihrer Umgebung, zu der sie umgebenden Situation in Beziehung setzen. Die Interpretation der eigenen Rolle, die Sinnhaftigkeit des eigenen Tuns wird zwar durch diskursive, institutionelle Angebote erleichtert, muss aber trotzdem von jedem Individuum wieder und wieder geleistet werden – sowohl nicht-reflexiv/unbewusst als auch in Situationen der reflexiven, bewussten Selbstinszenierung oder Selbstreflektion, wie z. B. im Interview oder in einer Interaktionskrise á la Mead – wenn das „Normale“ nicht funktioniert, wo etwas ins Stocken gerät und Anlass ist, sich und andere zu reflektieren und infrage zu stellen, sich zu erklären.

Identifikation als Prozess der Identitätsherstellung funktioniert zu großen Teilen über Vergleich und Unterscheidung. Nur indem ich mich zu anderen in Bezug setze, vergleiche, mich gemein mache oder abgrenze, bestimme ich, wer und was ich sein will. Denn, so Straub, (kollektive) Identitätskonstruktionen fußen nirgends „einfach auf der nüchternen Feststellung empirischer Sachverhalte“, sondern arbeiten vor allem, indem sie „Differenzen zwischen dem Eigenen und dem Anderen bzw. Fremden ausmachen“ (Straub 2004: 297). Entsprechend spannt sich jede Lebenswelt, jedes soziale Feld im Sinne Bourdieus dadurch auf, dass Einzelne in Relation zueinander Statuspositionen beziehen, wobei jeder der Standpunkte seinen Sinn erst in Beziehung zu den anderen erhält.¹²

Doch inwiefern hängen nun Identität und Sprache, Identität und Kommunikation, Identität und Erzählen zusammen? Ich sehe Identität als (Selbst-)Vergewisserung wesentlicher Eigenschaften und Talente, als Positionsbestimmung im sozialen Netz, als Aushandlung und Integration von Selbst- und Fremdentifikation. Und weil Identität nicht als solche existiert, sondern nur aufgrund ihrer stetigen Kommunikation, sind Sprache im Sinne eines strukturierten und intersubjektiv gültigen Symbolvorrats, Kommunikation als Versuche, die Welt durch Nutzung von Sprache und anderen Symbolen (für Sprechende und meistens weitere Adressaten) greifbar zu machen und Erzählen als integrierende und sinnstiftende sprachliche Rahmung ihre Voraussetzung. Carolin Emcke fasst es mit Rückgriff auf Hannah Arendt meines Erachtens gut zusammen:

„Als sprachliche Wesen, die sich dialogisch, im ‚Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten‘, wie Hannah Arendt das nennt, also im Gespräch und in der Verständigung mit und durch

12 Im Sinne Clarkes und den obigen Ausführungen zu *implicated actants* muss ergänzt werden, dass andere Menschen zwar den wichtigsten, aber möglicherweise nicht den einzigen Bezugspunkt für die Positionierung darstellen. Wir positionieren uns ebenso zu Diskursen („Ich bin Feministin.“), zu Orten und Landschaften („Als Hamburgerin fehlt mir hier einfach der Hafen, die Elbe.“).

andere begreifen, sind wir abhängig davon, dass wir als Individuum von anderen bestätigt werden. [...] Ohne das Sprechen mit anderen als eine Form des Miteinanders können wir uns weder unserer selbst noch der Welt wirklich gewiss sein. [...] Es ist das Gespräch mit anderen, worin die Kontinuität der eigenen Identität sich beweisen muss, worin sie bestätigt und hinterfragt wird. Erst im Dialog mit anderen wird das Erlebte eigentlich begriffen und zur Erfahrung ausformuliert, durch die Anerkennung oder Abweisung des Gegenübers zeichnen sich die Eigenheiten und Andersartigkeiten, Ähnlichkeit und Verschiedenheit, die Individualität also, erst ab und aus.“ (Emcke 2013: 51-52)

Mit Fulda ist es gerade die Offenheit des eigenen Lebens – weder der Beginn noch das Ende sind der eigenen Erfahrung zugänglich, die es „narrativen Kohärenz- und Sinnggebung bedürftig“ (Fulda 2004: 261) macht. Und, so Fulda weiter: „Soweit das Leben eine Einheit bildet, verdankt es die ‚einer narrativen Suche‘; zugespitzt: Ich bin, was ich erzähle.“ (Ebd.) Oder: Ich erzähle, also bin ich. Sacks spricht von der „Lebensgeschichte, eine Art innerer Erzählung, deren Gehalt und Kontinuität unser Leben ist. Man könnte sagen, dass jeder von uns ‚eine Geschichte‘ konstruiert und lebt. Diese Geschichte sind wir selbst, sie ist unsere Identität.“ (Sacks 1987: 154)¹³ Ausgehend von einem Paradigma der Erzählung können wir die Bedeutung eines einzelnen Ereignisses nur in zeitlichem und räumlichem Bezug zu anderen Ereignissen herauslesen. Der Erzählung kommt es zu, einzelnes zu verknüpfen mit „a constructed configuration or a social network of relationships (however incoherent or unrealizable) composed of symbolic, institutional, and material practices“ (Somers 1994: 616). Wenn wir von uns selbst erzählen, sind wir angehalten, zu definieren, wer wir sind und von welchem Ort aus wir sprechen, wie es Charles Taylor formuliert:

„Ich definiere, wer ich bin, indem ich den Ort bestimme, von dem aus ich spreche: meinen Ort im Stammbaum, im gesellschaftlichen Raum, in der Geographie der sozialen Stellungen und Funktionen, in meinen engen Beziehungen zu den mir Nahestehenden und ganz entscheidend auch im Raum der moralischen und spirituellen Orientierung, in dem ich die für mich wichtigsten definierenden Beziehungen durch das Leben selbst herstelle.“ (Taylor 1994: 69)

Anhand von Erzählungen eignen wir uns nicht nur die Welt an und machen uns sie verständlich, auch unsere eigenen sozialen Identitäten konstituieren wir so. Margaret R. Somers führt aus: „all of us come to be who we are (however ephemeral, multiple, and changing) by being located or locating ourselves (usually uncon-

13 Assmann spiegelt diesen Gedanken auf der kollektiven Ebene: „Dasselbe Konzept einer narrativen Organisation des Gedächtnisses und der Selbstkonstruktion gilt auch (und vielleicht erst recht) auf der kollektiven Ebene.“ (Assmann 1998: 34)

sciously) in social narratives *rarely of our own making*.“ (Somers 1994: 606, Hervorh. i. O.) Erzählungen werden so einerseits als Sprechakte der Bedeutungszuschreibung verstanden, andererseits als Zurschaustellen und damit Beanspruchung von Gültigkeit, als in-den-Raum-stellen und demonstrative Verhandlungsmasse von Bedeutungen gedeutet. Interaktionismus, so Denzin, das seien „verschiedene Geschichten über die soziale Welt, Geschichten, die sich Menschen selbst über ihr Leben und die Welten, in denen sie sich bewegen, erzählen, Geschichten, die gelingen, aber auch scheitern können.“ (Denzin 2008: 145) Und der Mensch wird zum Geschichtenerzähler: „Er lebt umgeben von seinen Geschichten und von den Geschichten anderer, er sieht alles, was ihm widerfährt, durch die hindurch, und er versucht, sein Leben so zu leben, als ob er es erzählte.“ (Sartre 1981 [1938]: 65)

Damit ist Narration mehr als die Wiedergabe und das In-Bezug-Setzen von Ereignissen – sie konstituiert soziale Wirklichkeit. Dass wir uns nicht in den luftleeren Raum stellen, dass Narrative nicht in irgendeiner Form direkt in das Selbst inkorporiert sind (Somers 1994: 625), sondern wir uns einordnen, uns in sozialen Narrativen verorten, die wir nicht allein fabrizieren, ist aus interaktionisch-pragmatischer Sicht nur folgerichtig.¹⁴ Nicht nur bezieht sich „jede noch so individuelle Narration“ (Dittmer 2009: 89) immer auch auf kollektives Wissen, um kommunizierbar zu sein. Somers spricht auch von „culturally constructed stories composed of (breakable) rules, (variable) practices, binding (and unbinding) institutions, and the multiple plots of family, national, or economic life“ (Somers 1994: 625), in denen wir uns positionieren. Wer wir sind, hängt damit von den Positionen ab, die wir und andere uns in diskursiven Praktiken und Geschichten zugestehen (Davies/Harre 1990: 46).

Entscheidend ist dabei, dass uns eben nicht nur eine Position zur Auswahl steht, wir nicht nur eine Geschichte erzählen können, sondern viele. Jeder Mensch ist nicht nur *eine* einzigartige Erzählung (Sacks 1987: 154), sondern viele Erzählungen. Was Gubrium/Holstein für Narrative im Interview formulieren, gilt meiner Ansicht nach auch darüber hinaus:

„As in producing jazz, themes and improvisation are the hallmarks of narrative practice. Interview narratives are artfully assembled, discursively informed, and circumstantially conditioned. Because the stories we live by refract a world of competing going concerns, they do not uniformly reproduce a collection of accounts.“ (Gubrium/Holstein 2012: 40)

14 Und so werden Interviews gerade aufgrund ihrer interaktiven Natur zur geeigneten Methode, obwohl sie sonst aus demselben Grund von einigen als qualitatives Erhebungsinstrument angezweifelt oder auch ausgeschlossen werden (Lampropoulou/Myers 2013: Abs. 7).

Es mag Themen und Motive geben, die wiederkehren – die passen, die auf Resonanz stoßen, die wir wieder und wieder anbringen, mal in geübter Folge, mal variierend. Weil aber ‚die Welt draußen‘, weil die Interaktionssituationen, in denen wir uns wiederfinden, so unterschiedliche Anforderungen an uns stellen, handelt es sich weniger um einen einheitlichen Vorrat als um einen kreischend bunten Pool an Narrativen.

Insofern das Einordnen von Ereignissen und Eindrücken in ein bestehendes Bedeutungssystem (nach Somers, Taylor) Voraussetzung für deren Verarbeitung und Handhabung ist, wird Erzählen tatsächlich zur Voraussetzung für ein als kohärent und sinnvoll empfundenes menschliches Dasein. Es sei, so Somers, nicht die Unfähigkeit, ein Ereignis oder einen Moment in die passende Kategorie einzuordnen, die uns ernsthaft verwirrt oder aufwühlt: „Rather we tend to become confused when it is impossible or illogical to integrate an event into an intelligible plot.“ (Somers 1994: 616-617)¹⁵ Und selbst dann greifen wir zu einfachen rhetorischen Mitteln, um Störendes einzuordnen: „Das passt gar nicht zu mir“, „So bin ich eigentlich gar nicht“, „Ich weiß auch nicht, was mich da geritten hat“ ...

Auf nochmal andere Weise herausfordernd kann es sein, mit differierenden Selbst- und Fremdwahrnehmungen umzugehen, die ja auch ‚nur‘ verschiedene Interpretationen des Objekts „Ich“ darstellen.¹⁶ Auch diese fordern dazu auf, irgendwie sinnvoll integriert zu werden, sei es z. B. über eine Neuverhandlung des eigenen Selbstverständnisses oder durch eine Positionierung des anderen als ahnungslos, verbohrt oder irrelevant, was wiederum die Nicht-Beschäftigung mit der kommunizierten Fremdwahrnehmung legitimiert.

3.5 SCHLUSSFOLGERUNGEN FÜR MEINE FORSCHUNG

Doch wie sind diese Verständigungsprozesse, diese Identitäten, diese Selbst-Aushandlungen von Praktiker_innen für mich als Forscherin zugänglich? Ich habe entschieden, mir anzusehen, wie Menschen von ihren Erfahrungen in Kriegs- und Krisengebieten erzählen, wie sie sich in diesen Erzählungen deuten und wo sie sich

15 Ähnlich fasst es Emcke, die Traumatisierung als Unfähigkeit beschreibt, ein Erlebnis in die eigene Alltagserzählung integrieren zu können (Emcke 2013). Entsprechend ist es Bestandteil einer Traumatherapie, Erlebnisse erzählen und (entscheidend!) in seine sonstigen Alltagserzählungen und sein bisheriges Selbstbild integrieren zu können.

16 Etwa wenn Soldaten sich in ihren Absichten, Werten, Motiven von NGO-Mitarbeitern oft so falsch verstanden fühlen und gekränkt sind ob der Kritik, die ihnen bzw. dem Militär prinzipiell entgegengebracht wird.

verorten. Gabriele Lucius-Hoene und Arnulf Deppermann sprechen auch von „Selbst- und Fremdpositionierungen“ und meinen damit

„zunächst ganz allgemein die diskursiven Praktiken, mit denen Menschen sich selbst und andere in sprachlichen Interaktionen aufeinander bezogen als Personen her- und darstellen, welche Attribute, Rollen, Eigenschaften und Motive sie mit ihren Handlungen in Anspruch nehmen und zuschreiben, die ihrerseits funktional für die lokale Identitätsher- und -darstellung im Gespräch sind.“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2005: 168)

In Gesprächen positionieren sich Menschen auf verschiedenen Ebenen zueinander. Unterscheiden lassen sich die erzählten Charaktere inklusive des erzählten Ichs auf der einen Seite und das erzählende Ich und die Zuhörenden/das Publikum auf der anderen Seite.¹⁷ Sprache in Form von Erzählungen fungiert so als Grenzzieher zwischen Eigenem und Fremdem (Dittmer 2009: 89), denn Selbst- und Fremdpositionierung bedingen sich gegenseitig: „Indem ich für mich selbst in einer Interaktion bestimmte Identitätsaspekte reklamiere, weise ich auch meinem Interaktionspartner bestimmte Identitätsaspekte zu.“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2005: 170) Mit dem Begriff „Positionierung“ begreife ich also das Selbst immer in Bezug zu anderen und betone die Relationalität eines jeden Selbst-Verständnisses. Für meine Forschung heißt das mit anderen Worten auch, dass ich mir ansehen möchte, wie welche Unterscheidungen getroffen werden, in der Annahme, dass eine Vielzahl von Unterscheidungen möglich ist, aber nicht getroffen wird – oder mit den Worten von Armin Nassehi:

„Sinnhafte Verweisung ist eine Praxis der Negation von Beliebigkeit, besser: der Negation von Kontingenz durch Ausschluss anderer Möglichkeiten. Die soziologische Arbeit beginnt dort, wo nach den empirischen Etablierungen solcher Formen der Negation gesucht wird, wo also die Praxis der Etablierung von Unterscheidungen und Eindeutigkeiten beobachtet wird.“ (Nassehi 2003: 58; Hervorh. im Orig.)

Positionierung ist jedoch kein per se strategisches Manöver. Erzählende können sich natürlich strategisch positionieren wollen, aber der Begriff von Lucius-Hoene/Deppermann zielt auf die nicht reflexive, ständige Einnahme und Zuschreibungen von Positionen. Erzählende wollen nicht in erster Linie Interessen durchsetzen oder taktische Absichten verfolgen, wenn sie sich positionieren – auch wenn sie dies nicht immer auf dieselbe Weise tun. Ebenso wenig kann man aus vielfältigen Analyseergebnissen schließen, dass es sich „um den pathologischen Befund gravie-

17 Siehe Bamberg 1997: 336-337, Deppermann 2013: Abs. 46; Lucius-Hoene/Deppermann 2005: 168.

render Inkohärenzen ihrer Selbstsicht handelt“, so Lucius-Hoene/Deppermann (2005: 181). Schließlich akzeptieren Menschen selbst auch, dass ihre Überzeugungen über sich selbst widersprüchlich sind: „Persons as speakers acquire beliefs about themselves which do not necessarily form a unified coherent whole. [...] most people, most of the time wittingly or unwittingly, accept that their beliefs about themselves and their environment are full of unresolved contradictions which one just lives with.“ (Davies/Harre 1990: 58-59) Narrativ lassen sich Widersprüche sogar gut und einfach integrieren („Der kennt mich einfach nicht.“, „In Wirklichkeit bin ich ja ...“, „Die wissen einfach nicht, wie das ist ...“). Vielmehr können damit die Heterogenität und die situative Flexibilität von Selbsterfahrungen und -präsentationen abgebildet werden, „ein Spiegelbild der vielfältigen Möglichkeiten, zu sich und dem Selbsterlebtem in sozialen Interaktionen Stellung zu beziehen“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2005: 181).

Ich bin überzeugt, dass sich die Darstellungen im Interview zunächst auf die Interviewsituation beziehen und nicht auf irgendeine ihr vorangegangene Situation.¹⁸ Zugleich gehe ich im Sinne der vorhergehenden theoretischen Überlegungen (Meads „Diskursuniversum“, Clarkes Hinweis auf diskursive Narrative) davon aus, dass die Äußerungen im Interviewkontext nicht für sich allein, sondern in Zusammenhang mit vielen, an anderer Stelle vorgebrachten Interpretationen und Aushandlungen des Interviewthemas stehen. So reproduziert sich, mit Deppermann, die soziale Wirklichkeit des Forschungsthemas im Interview; sie wird

„ausschnitthaft und oft auch typisch interaktiv (re-)produziert und in ihren konstitutiven Praktiken greifbar [...]. (Denn) Interviewende elizitieren damit nicht einfach subjektive Wissensbestände und Deutungen. Sie inkarnieren gesellschaftliche Positionen, Anforderungen, Einstellungen und Erwartungen, mit denen sich die Befragten handelnd auseinandersetzen.“ (Deppermann 2013: Abs. 60)

Und Selbst- und Fremdwahrnehmung sind eben nicht nur geprägt vom diskursiven Rahmen (institutionellen Interpretationsangeboten, Schulungen, Materialien, Sozialisation) einerseits und subjektiven Handlungen andererseits – sie sind auch ganz praktisch immer wieder eine Frage dessen, was in der Interaktion verhandelt werden kann, was sich selbst und einander zugestanden und geglaubt wird. Mit den Worten von Dellwing/Prus ist Selbstpositionierung „nur denkbar in einem sozialen Raum mit bestehenden Bedeutungen, zu denen man sich positionieren muss, mit präsenten (oder auch nicht physisch präsenten) anderen Personen, zu denen man

18 Wollte ich die Praxis der zivil-militärischen Zusammenarbeit bzw. die Positionierung der Akteure in der Konfrontation im Sinne der Interaktion untersuchen, wäre es problematisch, dies mit Interviews zu tun.

sich in Beziehung setzt“ (Dellwing/Prus 2012: 37). Dies ist, Dellwing/Prus umgedeutet, auch in einer Interviewsituation der Fall – in einem sozialen (in diesem Fall physischen ebenso wie diskursiven) Raum mit bestehenden Bedeutungen, zu denen man sich verhält und in Beziehung setzt.

Auf Seiten der Forscherin seien deshalb entsprechend dem Symbolischen Interaktionismus drei Haltungen entscheidend: „eine intersubjektive Haltung, die die Bedeutung als Leistung zwischen Personen verortet; eine pluralistische Haltung, die die Multiplizität von Bedeutung und die Unhintergebarkeit von Konflikten betont; und eine situative Haltung, die diese Bedeutungen als in Momenten geleistet erkennt“ (ebd.: 29). Aufgabe von Sozialforschung sei es entsprechend, „die Prozesse und Strategien [zu untersuchen], die diese Menschen verwenden, um in Kontexten Bedeutungen zu schaffen und mit diesen Bedeutungen zu gemeinsamer Handlung zu gelangen“ (ebd.: 22). Gerade die kreative Leistung der Handelnden in der gemeinsamen Zuweisung von Bedeutung erfordert auch auf Forscherseite einen interpretativen Zugang zu sozialwissenschaftlichen Daten (Joas 2006: 188). Und so schauen Interaktionisten

„auf Prozesse, die aus Situationen bestehen, in denen Menschen miteinander handeln und dazu aus einer pluralen Welt Definitionen der Situation fixieren. Sie sehen Menschen als Pioniere einer immer neu zu besiedelnden Gegenwart und beobachten so nicht das Land, wie es ist, sondern wie die Menschen es machen, was sie damit machen, wie sie das bewerkstelligen.“ (Dellwing/Prus 2012: 50)

Ich gehe davon aus, dass Menschen in ihren Positionierungen in Gesprächen nicht nur auf eben diese Prozesse, diese Praxis der Bewerksstellung, diese Aushandlungen Bezug nehmen, sondern dass sie sie wiederum mit mir als Interviewerin verhandeln, sie (re)produzieren und justieren, um der Gesprächssituation und mir als Gesprächspartnerin zu entsprechen. Denn die Positionierung im Interview geschieht nicht im menschenleeren, bezugslosen Raum, sondern immer in Bezug auf die Interviewende – nicht nur, weil diese das Gespräch in der Regel mit Fragen lenkt, sondern auch, weil „Sprechende *turns* auf Vorannahmen, Wissen, Erwartungen und Einstellungen zuschneiden, die sie beim Adressaten bzw. der Adressatin aufgrund gemeinsamer Interaktionserfahrungen oder der Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Kategorien vermuten“ (Deppermann 2013: Abs. 46). Sprechende positionieren damit auch den/die Interviewende „als Person mit bestimmten Eigenschaften, Ein-

stellungen und Kompetenzen“ (ebd.) – eine Fremdpositionierung, mit der wiederum oft eine komplementäre Selbstpositionierung einhergeht.¹⁹

Auch ich als Interviewerin positioniere mich – als legitime Bestimmerin des Gesprächsverlaufs und der Gesprächsqualität (z. B. in meiner Reaktion auf die Interviewee-Bemerkung zum Ende des Gesprächs „Ich weiß nicht, ob Ihnen das jetzt was nützt?“), als „Wissenschaftlerin“ (gegenüber „dem Praktiker“), als vertraut oder fremd in der Lebenswelt des Gesprächspartners (z. B. in meiner Zusicherung ihm gegenüber „Sie wissen auf jeden Fall mehr als ich, Sie sind der Experte, Sie können nichts falsch machen“).²⁰ Und so werden auch im Gespräch mit mir Bedeutungen ausgehandelt. Auch mit mir muss im Sinne Dellwing/Prus’ „getanz“ werden, denn „der Prozess, in dem Bedeutungen sozial fixiert werden, ist ein Tanz, und das bedeutet, dass in seinem Verlauf viele Positionen eingenommen werden, die jeweils immer nur verständlich sind in ihrer Bezugnahme zu den (erwarteten) Positionen der Anderen.“ (Dellwing/Prus 2012: 40) Doch nicht nur ich als physisch anwesendes Gegenüber bin relevant, auch die physisch nicht anwesenden, aber gedachten und beschriebenen Anderen sind wesentlich für Positionierungen im Gespräch. Und so beziehen sich die Narrative meiner Gesprächspartner nicht nur auf mich und die Gesprächssituation, sondern rekurrieren immer auch auf ein ganzes Spektrum an Erwartungen. Insgesamt, so Deppermann,

„reflektieren Positionierungsaktivitäten das weitere Spannungsfeld sozialer Diskurspositionen in Bezug auf das thematische Feld des Interviews und seine pragmatisch-normativen Relevanzen, die sich im Interview partikular reproduzieren und so auch als performative Wirklichkeit *in situ* (und nicht nur als Redegegenstand) analytisch greifbar in Bezug auf ihre konstitutiven Praktiken werden.“ (Deppermann 2013: Abs. 48-49, Hervorh. i. O.)

Und zugleich gilt es nicht nur die jeweils relevanten Deutungsmuster aufzudecken, sondern auch zu klären, wie diese einerseits aneinander anschließen und welche Möglichkeiten sie andererseits ausschließen. Wie lauten die Selbstverständlichkeiten, die unangetastet bleibenden Grundannahmen? Welche Kategorisierungen wä-

19 Darüber hinaus wird die Forscherin natürlich nicht nur im Rahmen von Interviews vom Gesprächspartner positioniert, sondern – ob wir es mögen oder nicht – auch von anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und anderem Publikum (siehe Clarke 2012: 56).

20 Diese metakommunikative Selbstpositionierung durch die Interviewerin erfolgt nicht nur aus praktischen Gründen wie „der lokalen Rechtfertigung des Fragehandelns und der antizipatorischen Vermeidung von Beziehungsbelastungen im Interview. Sie zeigt [auch] an, in welchem Feld antizipierter wechselseitiger Unterstellungen und moralischer Machtpositionen [...] die Interaktion stattfindet.“ (Deppermann 2013: Abs. 48-49)

ren auch noch denkbar, werden aber nicht vorgenommen? Welche Fragen werden nicht gestellt?

3.6 ZUSAMMENFASSUNG

Bezugnehmend auf den Symbolischen Interaktionismus, allen voran die Gedanken und Ideen von George Herbert Mead und Herbert Blumer, habe ich in diesem Kapitel dargelegt, wie Bedeutungen im sozialen Raum einerseits ausgehandelt und andererseits wirkmächtig werden. Strauss Konzept der „sozialen Welten und Arenen“, weitergedacht von Clarke, hilft, sozialen Raum in Form von Handlungsfeldern und Lebenswelten zu begreifen bzw. die Empirie genau hiernach zu befragen. Auch Selbstverständnisse werden von uns mittels Sprache und in der Interaktion ausgehandelt, weshalb ich Identität als eine Erzählen erfordernde Unterscheidungspraxis verstehe und entsprechend die Selbst- und Fremdverständnisse von Intervenierenden als solche empirisch untersucht habe. Im nächsten Kapitel schildere ich die Konzeption der empirischen Untersuchung und reflektiere sie methodologisch.

4 Das Feld der zurückgekehrten Praktikerinnen und Praktiker.

Konzeption und Reflexion der empirischen Untersuchung

„Going into the field‘ sometimes conjures images of sharply circumscribed territories and exquisite control over a multitude of variables. [...] In the kind of research about which we are writing, this conception of circumscription and control is not realistic, nor is the search for them particularly fruitful. The field researcher understands that his field – whatever its substance – is continuous with other fields and bound up with them in various ways.“

Schatzman/Strauss 1973: 2

Im folgenden Kapitel stelle ich dar, wie ich Daten generiert und interpretiert habe, um meine Forschungsfrage zu bearbeiten. Entsprechend gehe ich zunächst (4.1) auf die Konzeption meines Forschungsfeldes, das Aufstellen desselben in meinem Kopf, meinen Zugang zum Feld und die Auswahl meiner Gesprächspartner_innen ein. Der Vorgang der Datengewinnung selbst, meine Perspektive auf Interviews und die Verortung meiner Art der Gesprächsführung im wissenschaftlichen Methodendiskurs werden anschließend (4.2) thematisiert. Dabei soll auch deutlich werden, warum ich meine empirische Forschung als Feldforschung verstehe und welche Rolle Material jenseits der Interviewtranskripte für die Interpretation spielt. Schließlich schildere ich meine Arbeitsweise bei der Interpretation des Materials (4.3), maßgeblich abgeleitet aus der *Grounded Theory*. Ziel des Kapitels ist weniger, in vorauseilendem Gehorsam möglichen Zweifeln an qualitativer Forschung entgegenzutreten, sondern vielmehr ein gutes, im besten Fall mitreißendes Argument machen, ein Plädoyer für das „Wie“, für das Gespräch, für die Erzählung.

4.1 KONZEPTION DES FORSCHUNGSFELDES, ZUGANG UND SAMPLING

Im Fokus dieses ersten Unterkapitels stehen die Konzeption meines Forschungsfeldes der zurückgekehrten Praktikerinnen und Praktiker, mein Zugang zu diesem und die konkrete Auswahl meiner individuellen Gesprächspartner.

4.1.1 Mein Forschungsfeld

Weder ein ‚Forschungsfeld‘ an sich noch die Aktivität ‚ins Feld gehen‘ sind selbst-evident. Beide möchte ich im Folgenden erläutern und für mein Projekt beschreiben. Ich gehe zunächst abstrakt auf den Begriff des Forschungsfeldes ein, das weniger aus einem klar abgegrenzten, gar geografischen Raum besteht, sondern vor allem aus sozialen Zusammenhängen inklusive aller Akteure, aber auch diskursiven und materiellen nicht-menschlichen Objekte wie Symbolen, Regeln, Diskursen. Anschließend beschreibe ich mein Forschungsfeld als das der zurückgekehrten Praktiker aus Kriegs- und Krisengebieten, wie es von Forschenden, Politik und Praxis-Community konstruiert wird, und begründe die Schwerpunktsetzung auf diejenigen Intervenierenden, die von ‚zivil-militärischer Zusammenarbeit‘ betroffen sind.

Meine empirische Forschung als ‚Feldforschung‘ zu verstehen, auch wenn sie im Wesentlichen aus Interviews und nicht aus teilnehmender Beobachtung und Integration in sich mir präsentierende Strukturen bestand, war mir wichtig. Der Begriff spiegelt den interaktionistischen Grundgedanken zu Identitäten und Positionierungen wider, der mein Projekt trug und trägt – die Vorstellung, dass sich aus der Notwendigkeit sich zu positionieren und in Bezug zu setzen ein soziales Netz aufspannt, ein relationales Feld aufgestellt wird. ‚Feldforschung‘ weist darauf hin, dass ich als Forscherin mich in bereits existierende soziale Zusammenhänge hineinbegebe und diesen aufmerksam begegnen muss, dass es nicht ausreicht, Interviews minutiös zu planen und durchzuführen, sondern den gesamten Kontakt, das Auf-das-Feld-zu- und In-das-Feld-Hineingehen bewusst, aufmerksam, kommunikativ und reflektierend zu gestalten. Insofern schärfte er mein Bewusstsein dafür, Interviews nicht als alleinstehende Gesprächssituationen zu denken, sondern meine Schritte drumherum zu reflektieren. Wichtig ist, dass man die Vorstellung aufgibt, beim Feld könne es sich um „ein klar umrissenes Territorium mit einer Reihe kontrollierbarer Variablen“ handeln, so Leonard Schatzman und Anselm Strauss (1973: 2)¹.

1 In der Übersetzung von Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 53.

Jedes Feld schlieÙe immer an andere an und sei auf vielfältige Weise mit ihnen verknüpft:

„Aus der Perspektive eines sozialen Prozesses haben Institutionen und soziale Bewegungen keine absoluten räumlichen Grenzen, keinen absoluten Anfang und kein absolutes Ende. Ihre Parameter und Eigenschaften sind konzeptionelle Entdeckungen, und nur aus theoretischen oder arbeitspraktischen Gründen werden ihnen Grenzen zugewiesen.“ (Ebd.)

Teil des sozialen Prozesses und damit des Forschungsfeldes sind darüber hinaus, wie in Kapitel 3 bereits beschrieben, nicht nur individuelle und kollektive Akteure, sondern auch all jene diskursiven und materiellen nicht-menschlichen Objekte, die Handlungsmacht entfalten wie z. B. Symbole, Institutionen, Regelwerke, Prozeduren, Ressourcen, Artefakte, Kontroversen, Diskurse sowie zeitliche und räumliche Elemente (Clarke 2012: 113). Wer oder was dazugehört bzw. maßgeblich ist, lässt sich zum Teil erst im Laufe der Untersuchung definieren und eingrenzen, wenn etwa deutlich wird, dass es weitere entscheidende Akteure oder Aktanten gibt, die von der Forscherin bislang nicht mitgedacht wurden. Entscheidend ist, sich als Forschende nicht nur Wissen über sein Forschungsfeld anzueignen, sondern auch ein Bewusstsein für es zu entwickeln (Blumer 2013: 112). Doch wo mache ich einen Anfang, um mein Forschungsfeld und meinen Gegenstand zu bestimmen, wenn ich doch frage, wie dieser sich selbst versteht? Es scheint, als käme die Katze gar nicht umhin, sich in den Schwanz zu beißen. Nun denn ... ein Versuch.

Mein Forschungsfeld – nennen wir es ‚das der zurückgekehrten Praktiker aus Kriegs- und Krisengebieten‘: derjenigen, die berufsbedingt ‚vor Ort‘ waren, die sich in Kriegs- und Krisengebieten aufgehalten haben und zurückgekehrt sind. Definitiv wird das Feld von anderen so konstruiert: Wenn sich Politik und Wissenschaft in Deutschland fragen, was oder wie ‚man‘ (will sagen, Deutschland in der Rolle als ‚unbeteiligter Dritter‘) zur Beilegung gewaltsamer Konflikte beitragen und Frieden schaffen kann, wie so etwas wie *Peacebuilding* eigentlich geht, wenn auf Tagungen und Veranstaltungen die Aktivitäten deutscher Organisationen und Institutionen in Kriegs- und Krisengebieten beraten, wenn Interventionsstrategien allgemein oder am Beispiel diskutiert werden, dann werden ‚Leute aus der Praxis‘ eingeladen. Dazu gezählt werden solche mit Erfahrungen in der Entwicklungszusammenarbeit und der Nothilfe, in der Diplomatie und in multinationalen Polizei- und Militärmissionen, Mitarbeitende aus staatlichen und nichtstaatlichen, spenden- und/oder fördergeldfinanzierten Organisationen, haupt- aber auch ehrenamtlich Tätige, um nur die hauptsächlichen Unterscheidungsdimensionen für Menschen in diesem Feld zu

nennen.² Sie werden aufgrund ihrer Erfahrung ‚vor Ort‘ (wo immer das jeweils war) bzw. als Repräsentant_innen ihrer Organisation als Expertinnen und Experten herangezogen und sollen von ihren Erfahrungen berichten, sich zu politischen Richtlinien und Diskursen positionieren, Bundestagsabgeordnete und Ministeriumsangestellte bei der Formulierung und Ausgestaltung von Fachpolitik beraten, ihre Erfahrungen vergleichen und deren Übertragbarkeit auf andere Szenarien, andere Regionen, andere ‚Fälle‘ beurteilen, usw. Und zusätzlich zu allen Unterschieden, die in diesem Rahmen festgestellt, hervorgehoben, zelebriert werden, scheint es mindestens unter den jeweiligen Berufsgruppen so eine Art „Gemeinschaftssinn“, „a sense of belonging“ zu geben. Aber gibt es den auch über die Berufe hinaus? Denn zugleich werden ja auch Unterschiede konstatiert und Grenzen gezogen. Die Frage, inwieweit mein ‚Forschungsfeld‘ auch jenseits meiner Konzeption und der Zuschreibungen von anderen als ‚Feld‘ existiert oder nicht, ob sich die „zurückgekehrten Praktiker“ als Teil *eines* Feldes verstehen, ist insofern Teil meines Forschungsinteresses.

Wie zu Beginn geschildert, interessierte mich zunächst die Unterscheidung zwischen ‚zivilen‘ und ‚militärischen‘ Intervenierenden. Ich ging davon aus, dass sich gerade im Kontext ‚zivil-militärischer Zusammenarbeit‘ die Fragen nach dieser Unterscheidung, nach der Identifikation mit- und der Abgrenzung voneinander besonders intensiv stellten und sich zugleich mehr Möglichkeiten zur Auseinandersetzung mit dem jeweils ‚Anderen‘ boten. Deshalb fokussierte ich auf Soldat_innen, die in einer entsprechenden Verwendung³ im Auslandseinsatz gewesen waren, und

2 Ob diese die relevanten sind und wie diese mit Bedeutungen gefüllt werden, ist mein zentrales Erkenntnisinteresse. Viele weitere Unterscheidungsdimensionen sind denkbar und werden zum Teil verwandt: z. B. Deutsche und nicht-deutsche (aber trotzdem nicht einheimische) Akteure; Akteure, die primäre Entwicklungsprojekte durchführen und Akteure, die primär für Sicherheit sorgen; Akteure, die vor allem selbst ausführen und Akteure, die vor allem lokale Mitarbeiter anleiten; Akteure, die relativ kurze „Stehzeiten“ haben und Akteure, die über längere Zeiträume vor Ort bleiben; Personen, die im militärischen und im zivilen Bereich tätig waren oder tätig sind; Akteure aus verschiedenen Interventionsszenarien: rein zivile Missionen, Missionen mit militärischen Anteil, rein militärische Missionen, Missionen mit wenig bis sehr viel Gestaltungsmacht, UN-geführte Missionen, multilaterale Missionen, Missionen mit wenig bis viel Medienaufmerksamkeit, ‚erfolgreiche‘ und weniger ‚erfolgreiche‘ Missionen; Akteure mit wenig bis viel/mehrfacher Interventionserfahrung; Frauen und Männer ... Wissenschaftler_innen sind damit in der Regel nicht gemeint, sondern werden dem Praxis-Pendant ‚Theorie‘ zugeordnet.

3 „Verwendung“ bezeichnet in der Bundeswehr einen konkreten Posten mit den jeweiligen Aufgaben – ein schönes Beispiel für einen Begriff, der innerhalb der Bundeswehr selbst-

Mitarbeitende von Entwicklungs- und Nothilfeorganisationen und erweiterte diesen Kreis erst später im Laufe der Dateninterpretation um andere Berufsgruppen (siehe 4.1.3 Auswahl der Gesprächspartner).

Im Gegensatz dazu schien mir die Fokussierung auf Menschen mit Erfahrungen in einer bestimmten geographischen Region zu diesem Zeitpunkt wenig sinnvoll. Zwar ergab sich unter den interviewten Soldat_innen der Bundeswehr eine Häufung derer, die in Bosnien-Herzegowina, dem Kosovo und/oder Afghanistan im Auslandseinsatz gewesen waren, was in erster Linie daran lag, dass dies zahlenmäßig die Einsätze mit den mit Abstand größten Kontingenten waren. Im Bereich der Not- und Entwicklungshilfe hingegen überwog der Eindruck, dass potenzielle Gesprächspartner nicht nur in einem Land gewesen waren, sondern in mehreren und ggf. auch für unterschiedliche Arbeitgeber. Vor allem aber wollte ich mein Forschungsfeld nicht an einem bestimmten geografischen Raum der Intervention festmachen, weil es mir zunächst um eine bestimmte, wenn auch abstrakte Situation („die Intervention“), eine Art Setting, und nicht um einen konkreten regionalen Kontext ging.⁴

Zugleich beschränkte es sich auf deutsche Intervenierende bzw. Mitarbeitende deutscher Organisationen und Institutionen – einerseits aus forschungspraktischen Gründen, um das Feld nicht unendlich groß zu machen, andererseits aus inhaltlichen Gründen, hatten doch die Beobachtungen und Gespräche zu zivil-militärischer Zusammenarbeit auf den vor allem deutschen Tagungen mein Forschungsinteresse geweckt.⁵

verständlich, aber für Menschen ohne Berührungspunkte mit der Bundeswehr nicht auf Anhieb nachvollziehbar ist.

- 4 Später wurde mir darüber hinaus die in Politik- und Forschungskreisen nicht unübliche Denkweise zunehmend fremder, Expertin für eine bestimmte „Konfliktregion“ zu sein, die selbstverständlich nicht Deutschland sein konnte und mit der Ausnahme „Balkan“ auch außerhalb Europas liegen sollte.
- 5 Inwiefern dieser diskursive Rahmen ein spezifisch deutscher ist, der sich von denen anderer Nationalstaaten unterscheidet, bleibt an dieser Stelle letztlich Spekulation, war es eben nicht meine Frage. In wissenschaftlicher Literatur wird das Verhältnis von Gesellschaft und Militär in Deutschland oft als von kritischer Distanz geprägt beschrieben, ähnlich beschrieben es mir viele Soldat_innen in Interviews im Rahmen eines früheren Forschungsprojekts (siehe Bake/Meyer 2009, 2012). Ebenso sollte ich an dieser Stelle erwähnen: So sehr die Veranstaltungen Impuls für meine Arbeit waren, so wenig (systematisch) bezog ich sie in die spätere Forschung ein.

4.1.2 Zugang zum Feld

Nachdem ich erst abstrakt das Forschungsfeld konzeptualisiert und dann konkret für den Ausschnitt zivil-militärischer Zusammenarbeit in internationalen Interventionen beschrieben habe, stelle ich im Folgenden dar, wie ich ganz praktisch Zugang zu ihm fand – wie ich Kontakt zu Organisationen und Institutionen aufnahm, wie ich mein Forschungsvorhaben beschrieb und wie ich potenzielle Gesprächspartner ansprach.

Der Kontakt zu Gesprächspartnern, die Erschließung des Feldes kam auf verschiedene Weise zustande. Ausgehend von früheren Forschungserfahrungen mit deutschen Soldat_innen⁶ wusste ich, dass es bezüglich der Bundeswehr einen formellen und einen informellen Zugang gibt. Der formelle Weg bedeutet die Beantragung einer Forschungserlaubnis beim Bundesministerium der Verteidigung (BMVg), d. h. die formlose Beschreibung des Forschungsprojekts, methodischen Vorgehens und der gewünschten Zielgruppe in Umfang und Charakteristika. Einerseits kann eine erteilte Erlaubnis als ‚institutionelle Registrierung‘ und ‚in-Beobachtung-nehmen‘ empfunden werden sowie, bewusst und unbewusst, dazu führen, dass das Projekt als offiziell abgesegnet und damit als institutionell gewünscht und gegebenenfalls auch als institutionell gesteuert wahrgenommen wird. Zugleich birgt ein solcher Antrag das Risiko, abgelehnt zu werden (und, wenn man seine Arbeit trotzdem fortführt, quasi ministeriell ausgewiesen illegitime Forschung zu betreiben). Andererseits ist es mir in früheren Projekten immer wieder passiert, dass auf meine Kontaktanfrage bei Soldaten relativ schnell die Frage nach der Erlaubnis aufkam, mit einer Konnotation von ‚Wenn die nicht vorliegt, kann es sein, dass eine Teilnahme für mich Nachteile hat und ich Ärger bekomme‘. Aufgrund dieser Erfahrung beantragte ich im August 2012 eine Forschungserlaubnis beim BMVg (siehe Anhang), die mir zwei Monate später erteilt wurde.

Meine Kontaktaufnahme zur Gewinnung von soldatischen Gesprächspartner_innen verlief dann auf verschiedenen Wegen, wobei persönlich geknüpfte Kontakte oft in irgendeiner Form eine Rolle spielten.⁷ Schon im Vorfeld der Beantra-

6 Siehe Bake 2007, Bake 2009, Bake 2010, Bake/Meyer 2009, Bake/Meyer 2012.

7 Solche persönlichen Kontakte im Rahmen der Feldforschung werden oft als problematisch angesehen, wobei die Frage ist, was „persönlich“ eigentlich bedeutet. Przyborski/Wohlrab-Sahr zufolge ist es fraglich, inwiefern es gelingen könne, beim Gegenüber wirkliche Offenheit und Vertrauen zu schaffen, wenn Informanten über Freunde oder Bekannte gewonnen worden seien (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 73). Schließlich müssten diese doch befürchten, dass die Gesprächsinhalte an eben diese weitergetragen würden oder sie könnten nicht frei von diesen Personen sprechen und auf sie Bezug nehmen, weil sie vermuten könnten, dass die Interviewerin diese anders sieht. Auch sei die Ano-

gung der Forschungserlaubnis hatte ich nach Gelegenheiten Ausschau gehalten, mit Soldaten bzw. Einrichtungen der Bundeswehr in Kontakt zu treten, die mit Auslandseinsätzen befasst waren. Für eine Wissenschaftlerin bieten sich Tagungen und Workshops zum Themenfeld Auslandseinsätze an. Ich hatte die Absicht, Einblicke in relevante Akteure und Diskurse zu erhalten, Kontakte zu knüpfen und mein Projekt schon einmal ins Gespräch zu bringen, um dann nach Erhalt der Erlaubnis mit einem konkreten Gesprächswunsch auf Menschen zugehen zu können. Die bei diesen Gelegenheiten geknüpften Kontakte nutzte ich, um auf institutionellem Wege über ein Anschreiben an das CIMIC-Zentrum in Nienburg als Ausbildungsort für Soldaten mit einer entsprechenden Verwendung potenzielle Gesprächspartner_innen vermittelt zu bekommen. Zugleich konnte ich über weitere Kontakte⁸ einzelne Soldaten direkt ansprechen und um ein Gespräch bitten – Gespräche, die wiederum per Schneeballsystem Gespräche mit weiteren Menschen zur Folge hatten.⁹

In den Bereichen Entwicklungszusammenarbeit und Nothilfe sprach ich meine Gesprächspartner direkt oder über die Organisation an. Weder der einen noch der anderen Vorgehensweise wurde meiner Wahrnehmung nach Bedeutung beigemes-

nymität von vornherein beeinträchtigt. Zugleich kann man entgegengesetzt argumentieren, dass es im Fall der persönlichen Vermittlung viel leichter ist, Vertrauen herzustellen, weil sich beide Seiten auf die vermittelnde Person stützen können. In meinem Fall war die Vorgehensweise über persönliche, wenn auch nicht freundschaftliche (!) Kontakte wohl dem starken Eindruck geschuldet, dass die Institution Bundeswehr als solche und auch ihre Angehörigen oft Zurückhaltung gegenüber Forschenden üben. Sowohl meine eigenen Erfahrungen zwischen 2007 und 2009 als auch die von Kolleginnen legten nahe, dass eine Erlaubnis und damit auch der genehmigte Zugang nicht leicht zu erhalten sei und es deshalb nützlich wäre, auf verschiedenen Ebenen Kontakte zu knüpfen und zu signalisieren, dass es einem ernst sei, dass man sich schon (ein wenig) auskenne und dass man ein ernsthaftes Interesse an der Bundeswehr und ihren Soldaten habe. Auch wenn es nie ganz ausgeschlossen werden kann, handelt es sich dabei eher nicht um „imaginierte Zugangsschwierigkeiten“ (Loos/Schäffer 2001: 46, zitiert nach Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 72). Jenseits der Tagungskontakte war ich jedenfalls weder mit Vermittelnden noch mit einem meiner Gesprächspartner persönlich bekannt oder befreundet.

- 8 Zum Beispiel: Eine Studentin nimmt mich zu ihrem ehemaligen Praktikumsgeber, einer NATO-Einrichtung mit, deren Kommandeur mir im Gespräch einen Kameraden empfiehlt, der mich weiter vermittelt an zwei Interviewpartner, die wiederum noch zwei auf-treiben.
- 9 Interessant ist dabei natürlich die Frage, warum mir jemand empfohlen wird – das pas-sierte mal mit Hinweis auf die „große Erfahrung“, die jemand hätte, mal weil „der das noch anders sieht“.

sen. Die meisten lernte ich auf Tagungen kennen und bat sie (teilweise Monate) später per E-Mail um ein Gespräch.¹⁰ Andere recherchierte ich online, weil sie sich im Diskurs zu ‚zivil-militärischer Zusammenarbeit‘ explizit positioniert hatten, oder nutzte persönliche Kontakte¹¹, die ihrerseits zu neuen Kontakten führten.

Gelegentlich wurde ich in diesem Zusammenhang von anderen Forschenden gefragt, ob ich potenzielle Gesprächspartner als Individuen oder als Repräsentanten der jeweiligen Organisation ansprechen würde, ob ich „subjektive Deutungsmuster“ oder „kollektive Deutungsmuster“ erheben wollte. Meine Antwort lautete in der Regel: weder noch. Weder ging ich davon aus, dass angesprochene Personen als komplett von ihren Gruppenzugehörigkeiten oder kollektiven Identitäten losgelöste Subjekte sprechen können, deren Wissen ein ganz individuelles, persönliches darstellte, noch nahm ich an, dass die von mir Interviewten einzig eine größere Gruppe oder Organisation vertraten. Wovon ich jedoch ausging, war dass Gesprächspartner – von mir in ein bestimmtes Setting platziert und auf eine bestimmte Identität oder Zugehörigkeit von mir angesprochen – auf diese Positionierung meinerseits reagierten und Gelegenheit hatten, diese zu bestätigen und/oder selbst eine oder die andere zu wählen.¹² Was sie dann wiederum erzählten, welche Deutungsmuster sie mir präsentierten, welches Wissen sie im Gespräch auspackten, ist eng mit diesen Positionierungen verknüpft: „The circumstantial ‚thereness‘ or practical substance of this respondent’s stock of knowledge depends on the position she takes in reaching back into her experience, retrieving information, and formulating an answer.“ (Gubrium/Holstein 1995: 31). Gubrium/Holstein zeigen in schöner Art und Weise, dass diese Positionierungen nicht immer explizit stattfinden: Befragte integrieren oft

„tell-tale phrases such as ‚speaking as a mother‘, ‚thinking like a woman‘, ‚if I were in her shoes‘, ‚after I heard what he said‘, ‚wearing my professional hat‘, ‚on second thought‘, ‚when you bother to think about it‘, ‚now that you ask‘, ‚I’m not sure about that one‘ and ‚I haven’t really thought about it““ (Gubrium/Holstein 1995: 33)

und zeigen damit an, von welcher Position aus sie sprechen. Mein Ziel war explizit nicht, meine Gesprächspartner durch meine Ansprache auf eine Position zu beschränken oder ihnen nur eine legitime Position zuzugestehen, sondern eher – mit Clarke (2012: 58) und Mut zur Vielfalt – zu versuchen, ihnen im Laufe des Gesprächs verschiedene Gelegenheiten einzuräumen, auch alternative Standpunkte

10 Siehe Anhang a) für eine Liste der besuchten Veranstaltungen.

11 Zum Beispiel sprach ich eine ehemalige Kollegin auf ihren ersten Job nach dem Studium an und fragte nach Kontakten, die im Ausland gewesen waren.

12 Denn natürlich steht jedem von uns mehr als eine Identität zur Verfügung.

einzunehmen, „as diverse and contradictory as they might be“ (Gubrium/Holstein 1995: 37).

Wie Deppermann anmerkt, ist nicht zu vernachlässigen, dass Interviewte für die Forschung rekrutiert und damit „von vornherein in Bezug auf eine Identität angesprochen“ (Deppermann 2013: Abs. 7) werden, die bestimmte Relevanzen und Erwartungen setzt. Diese können sich von denen, die im Alltagsleben des Interviewten handlungsleitend sind, vollkommen unterscheiden. Dennoch, so Deppermann, wird diese „sozialwissenschaftliche Präformierung der Antworten mit jeder Frage des Interviewers/der Interviewerin“ (ebd.) reproduziert. Auch Gubrium/Holstein weisen darauf hin, dass „the words by which we refer to ourselves and others still have a way of affecting our choice of those to whom we allocate a voice in research“ (Gubrium/Holstein 1995: 25). Auch wenn ich Kategorien wie ‚zivil‘ oder ‚militärisch‘ schon im Kopf hatte, ging es mir bei der Auswahl meiner Gesprächspartner immerhin nicht um die reine kategoriale Zuordnung, sondern um ihre soziale Positionierung und Bezugnahme und ihre Interpretation und Bedeutungszuweisungen dieser eingenommen und zugewiesenen Positionen und Kategorien. Dennoch gilt es bezüglich der Auswahl der Befragten immer zu fragen „whose voices will be heard and whose voices silenced if we conceive of people in particular ways“ (ebd.: 27).

Neben der Frage, wie/als wer potenzielle Interviewpartner angesprochen werden, stellt sich auch die Frage, wie sich der/die Forschende räumlich, sozial und normativ im empirischen Feld positioniert (Gould 2004: 269-270). In meinen Kontakt- und Gesprächsanfragen beschrieb ich mich selbst als Doktorandin und Wissenschaftlerin mit Interesse am Arbeitsalltag und dem Leben von Praktiker_innen in Krisen- und Konfliktgebieten. Neben dieser faktisch zutreffenden Beschreibung ließ sich so natürlich auch mit dem Gegensatz von Wissenschaft und Praxis spielen („Ich kenne das ja nur aus der Literatur, wie ist es denn wirklich dort zu sein? Wie funktioniert das?“). Außerdem signalisierte ich durch eine bestimmte Art und Weise aufzutreten, wie ich positioniert werden wollte – so stellte ich mich zum Beispiel in Gesprächen mit Soldaten nicht als totaler Neuling im Bundeswehr-Alltag, der auch die grundlegenden Details erklärt werden müssen, sondern als zwar extern, aber allgemein mit der Bundeswehr vertraut dar (ich erzählte von anderen Begegnungen mit Soldaten, Kontakten zu Bundeswehr-Einrichtungen); dies auch, weil ich hoffe, dass meine Gesprächspartner dann eher frei erzählen, als wenn sie jede Abkürzung oder jeden Ablauf für mich ‚übersetzen‘ müssten (Breuer 2009: 30).

Während ich zu Beginn aufgrund meines Forschungsinteresses schon in der ersten Ansprache potenzieller Gesprächspartner nicht nur auf den Alltag vor Ort, sondern auch auf das Miteinander und die Interaktion verschiedener intervenierender, auch ziviler und militärischer Akteure abhob, schrieb und sprach ich später nur mehr vom Arbeitsalltag und Leben vor Ort verschiedener intervenierender Akteure – um die thematische Setzung und Konnotation mit dem doch recht dominanten

Diskurs zu ‚zivil-militärischer Zusammenarbeit‘ zu vermeiden und um die Vergleichskategorie zivil/militärisch nicht gleich hervorzuheben.

4.1.3 Auswahl der Gesprächspartner. Theoretical Sampling abstrakt und konkret

Das Forschungsfeld und mein Zugang zu ihm inklusive meiner eigenen Positionierung sind geklärt – bleibt die Frage, wie ich meine individuellen Gesprächspartner_innen auswählte. Das Prinzip des *Theoretical Sampling* spielte hierbei eine wesentliche Rolle. Beginnend mit dem Forschungsverständnis von *Grounded Theory* werde ich zunächst allgemein definieren, was mit *Theoretical Sampling* gemeint ist, bevor ich ausgehend von meinem Forschungsinteresse die praktische Auswahl meiner Gesprächspartner_innen beschreibe.

Ein Forschungsprozess nach *Grounded Theory* funktioniert insoweit anders als andere (qualitative) Verfahren, als Datenerhebung, Dateninterpretation und Theoriebildung keine klar voneinander abgegrenzten Projektphasen sind. Schließlich propagiert *Grounded Theory* ein dezidiert empiriegeleitetes Vorgehen, wozu auch das sogenannte *Theoretical Sampling* gehört. Demnach werden die konkreten Untersuchungsobjekte und auch die Menge der Gesprächspartner/der Umfang des Materials nicht *vor* der eigentlichen empirischen Erhebung festgelegt, sondern erst im Laufe der Untersuchung ausgewählt. Es wird empfohlen, mit einer geringen Menge an Datenmaterial anzufangen, zu interpretieren und dann anhand der ersten Datenanalyse zu entscheiden, welche Daten als nächstes erhoben werden müssen und wo diese zu finden sind. Diese Art von „Sampling“

„beruht nicht unbedingt (oder nicht ausschließlich) auf dem Versuch, für eine Gesellschaft oder Population oder deren Heterogenitäten ‚repräsentativ‘ zu sein, sondern vor allem und ganz explizit auf den konzeptionellen bzw. theoretischen Vorüberlegungen, die bis dahin aus der vorläufigen Analyse hervorgegangen sind“ (Clarke 2012: 33).

Strauss spricht davon, dass man als *Grounded Theory*-Forscher nur mehr festlegen könne, wer oder was „als nächstes“ (Strauss 1994: 70) von Interesse ist. Dabei ist es sowohl möglich, möglichst ähnliche Gesprächspartner zu wählen, um aufgestellte Hypothesen zu bestätigen, als auch den größtmöglichen Kontrast zu suchen, um die eigenen Interpretationen möglicherweise zu irritieren. Datenerhebung, Dateninterpretation, Abstraktion und Theoriebildung finden also gleichzeitig und in ständiger Rückkopplung statt.¹³

13 Was Herbert Kalthoff für die ethnografische Forschung festhält, gilt insofern auch für ein Vorgehen nach dem *Theoretical Sampling*: Es ist in vielerlei Hinsicht Balance und Hin-

Meinem Forschungsinteresse entsprechend begann ich, Interviews mit Bundeswehrsoldaten und Mitarbeitenden deutscher Entwicklungs- und Nothilfeorganisationen zu führen. Im Laufe von zwei Jahren kamen Gespräche mit Polizisten, Justizpersonal (Richter, Justizvollzug), einer zivilen Entsandten in UN-Missionen und einem freien Mitarbeiter in einer Dependence des Auswärtigen Amts hinzu. Das in der *Grounded Theory* geforderte Hin und Her zwischen Material und Auswertung, Interpretation und weiterer Datenerhebung interpretierte ich insofern frei, als ich zumindest in der Anfangsphase meines Projekts den Zeitpunkt und die Reihenfolge der Interviews nicht immer von meinen bisherigen Abduktionen abhängig machte, sondern die Gesprächsgelegenheiten nutzte, die sich ergaben. Die Aufnahmen inklusive der Feldnotizen speicherte ich ab und ließ teilweise Monate vergehen, bevor ich mich dem Material wieder zuwandte.¹⁴ Bei der Reihenfolge der zu interpretierenden Transkripte und bei der Auswahl späterer Gesprächspartner hingegen ging ich strikt nach der *Theoretical Sampling*-Strategie vor und wählte das jeweils nächste Material anhand der Überlegungen und Thesen aus, die ich auf der Basis des bisherigen Materials entwickelt hatte. Beispielsweise begann ich mit dem Transkript eines Interviews mit einem Nothilfemitarbeiter, das ich recht früh geführt hatte und das mir als besonders lebhaft in Erinnerung geblieben war. Unter anderem die deutliche Betonung seines Selbstverständnisses als Durchführungsorganisation war mir ein Anlass, im Anschluss das Interview mit der Mitarbeiterin einer anderen staatlichen Durchführungsorganisation in der Entwicklungs- und Nothilfe intensiv zu interpretieren und die beiden zu vergleichen. Als nächstes wertete ich die Interviewtranskripte von zwei Bundeswehrsoldaten aus – ebenfalls Auftragnehmer des Staates, aber militärisch –, die ihre Aufgabe und ihren Einsatz als CIMICer sehr

und-her-tänzeln, auch was den Wechsel betrifft von Beobachtung zu Niederschrift, Mündlichkeit zu Schriftlichkeit, „von den geräuschvollen Kulissen und Geschehnissen der beobachteten Situation zum schweigsamen Dialog mit sich selbst“ (Kalthoff 2003: 78). Sowohl dieses Hin und her zwischen Materialgenerierung und Interpretation als auch das *Theoretical Sampling* werden meiner Ansicht nach von allen *Grounded Theory*-Forscher_innen geteilt, ganz gleich welcher Ausprägung sie sonst folgen.

- 14 So ergaben sich weitere Interviewgelegenheiten, noch bevor ich die ersten Gespräche ausgewertet hatte. Und wie Judith Preissle im Gespräch mit Kathryn Roulston argumentiert, gibt es solch gute Gründe, von der vorgegebenen Reihenfolge abzuweichen: „When would you not prepare? Well, when you have an opportunity to just get an interview, and you don’t have any time to prepare. I mean there are going to be times when you might deliberately choose not to prepare.“ Ähnliches gilt für die Gesprächsführung und den Redeanteil der Interviewerin: „There are shy people in the world who just, if you let there be too much silence, they freeze up even more. So it’s better to be a little chatty at least until you build a relationship.“ (Roulston 2010: 183)

unterschiedlich bewerteten und zudem an unterschiedlichen Stellen in ihrer Berufsbiografie standen. Hieraus ergaben sich Vergleichskategorien wie „jemand, der kündigen kann“, „jemand, der den Job schon lange macht“, „andere Uniformierte“, „jemand, der lange vor Ort ist“, „jemand, der einen tieferen Sinn in seiner Arbeit sieht“, „jemand, der drei Generationen Grundschulbildung zum Ziel hat“¹⁵. Und entsprechend wählte ich die Transkripte von einem Mitarbeiter in der Entwicklungs- und Nothilfe, der seit Jahrzehnten im Beruf war, von einem Polizisten, von einem Paar in der Entwicklungszusammenarbeit, das über mehrere Jahre in Afghanistan lebte, von einer EZ-Mitarbeitenden, die in zwei westafrikanischen Ländern im Bildungswesen gearbeitet hatte, usw. Längst war ich mittendrin im Interpretationsprozess, um regelmäßig wieder herauszutreten, den analytischen Blick zu schärfen und ein weiteres Interview zu führen oder ein schon geführtes neu anzuhören, zu transkribieren und wiederum zu interpretieren.

4.2 DATENGENERIERUNG DURCH INTERVIEWS INKLUSIVE FELDERFAHRUNG

In der Gesprächssituation stellen wir über Sprache gemeinsame Räume her, richten diese ein, stellen sie in den Mittelpunkt oder aktivieren sie.

Taylor 1994: 70

„Traditionell gilt Distanz [...] als Bedingung von Erkenntnis und Vernunft.“ Der Pragmatismus dagegen weist „dem Erkennen seinen Ort innerhalb des ‚In-der-Welt-Seins-und-Handelns‘ zu.“

Hörning 2004: 21

Nachdem ich in Kapitel 4.1 die Konzeption meines Forschungsfeldes der zurückgekehrten Praktikerinnen und Praktiker, meinen Zugang zu diesem und die konkrete Auswahl meiner individuellen Gesprächspartner beschrieben habe, möchte ich unter 4.2 auf die Datengenerierung durch qualitative Interviews eingehen. Dazu gehört ganz im Sinne der sozialtheoretischen Grundlagen aus Kapitel 3 zunächst die Erinnerung an Interviews als interaktionsgeprägtes Datenmaterial. Anschließend

15 Von jemandem mit solchen Zielen grenzte sich einer meiner Gesprächspartner explizit ab und erklärte diese im selben Atemzug für absurd und überhöht. Entsprechend war ich neugierig auf jemanden mit solchen Zielen.

gehe ich darauf ein, warum ich mich unter allen üblichen Interviewformaten vor allem an dem *Active Interview* von Gubrium/Holstein (1995) orientierte und wie die Gespräche thematisch aufgebaut waren. Die Rollenverteilung und Gesprächsführung im Interview thematisiere ich dann nochmal gesondert und gehe zum Schluss auf die Bedeutung von Feldnotizen und Kurzprotokollen als zusätzlichem Datenmaterial ein.

4.2.1 Interviews als interaktionsgeprägtes Datenmaterial

Wir sind es gewohnt, uns im persönlichen Gespräch (mit Fremden) selbst zu präsentieren, dem Gegenüber verständlich zu machen und im Zwischenraum der Interaktion auch in Bezug zueinander zu positionieren. Möchte man die Selbst- und Fremdpositionierungen von Menschen untersuchen, sind Interviews insofern naheliegend. Sie bieten explizit Raum und Anreiz für sprachliche und narrative Darstellungen.

Wichtig ist, dass es mit Lucius-Hoene/Deppermann (2005) und Dittmer (2009) in der Analyse von sozialer Praxis nicht mehr um das erzählte Ereignis, sondern um die Erzählung selbst geht. Denn Interviews „zeugen in erste Linie von den sprachlich-kommunikativen Praktiken der (subjektiven) Darstellung von sozialen Ereignissen, aber nicht von der Konstitutionsweise der besprochenen Ereignisse selbst“ (Deppermann 2013: Abs. 7). Ich erforschte nicht, wie meine Gesprächspartner sind oder welche Beziehungen sie zueinander haben, sondern ich erforschte, wie sie sich (in Bezug zu anderen) in ihren sprachlichen Darstellungen positionieren. Zugleich verstehe ich diese Selbst-Erzählungen nicht als Deskription eines irgendwie festen Selbst, sondern als performative Selbstherstellung (Straub 2004: 286).

Dass es diese Erzählungen ohne die Interviewerin bzw. den Interviewer gar nicht gäbe, nehmen viele zum Anlass, Kontroll- und Vorsichtsmaßnahmen einzubauen, um den Einfluss derselben möglichst gering zu halten.¹⁶ Manche Forschende

16 So argumentiert Helfferich beispielsweise, „*dass wir [...] das ganze Interaktionsgeflecht von Hintergrund, Rollen, Wahrnehmung und Verhalten von Erzählenden und Interviewenden kennen müssen, in dem das Interviewerverhalten seine Wirkung entfaltet*“ (Helfferich 2005: 10-11, Hervorh. i. O.). Bei aller Zustimmung, dass man nicht blauäugig in ein Gespräch hineingehen sollte, halte ich das für einigermäßen unmöglich und in der Form wenig erstrebenswert. Auch Sofia Lampropoulou und Greg Myers weisen darauf hin, dass Interviews sich nur bedingt kontrollieren bzw. standardisieren lassen: „*even in the fairly structured schedules in which all interviewees are asked similar questions, the interviewee still has room to shape the agenda and terms of the interview. In the wide range of projects we studied, they very rarely opt out of the interview entirely and refuse to answer a question. But it will not be news to any interviewer that interviewees can an-*

würden sogar so weit gehen zu sagen, dass Interviews aufgrund ihrer interaktiven Natur wenn überhaupt nur begrenzt als Forschungsinstrument geeignet sind (Lampropoulou/Myers 2013: Abs. 7).

Deppermann macht jedoch zu Recht darauf aufmerksam, dass vieles von dem, was häufig als Problem der Methode Interview gewertet wird, positiv gewendet bzw. nutzbar gemacht werden kann, wenn man Interviews als Interaktionsereignisse auffasst und entsprechend analysiert (Deppermann 2013: Abs. 8). Eine solche konsequent interaktionistische Perspektive auf Interviews scheint sich bislang kaum in deutschen Methodenlehrbüchern¹⁷ niedergeschlagen zu haben, wird aber schon auf Elliot G. Mishler (1986) sowie Jaber Gubrium und James Holstein (1995) zurückbezogen und ist zumindest im angloamerikanischen Mainstreamdiskurs zu qualitativen Interviews angekommen und etabliert.¹⁸ Auch Breuer argumentiert, ein Interview „nicht lediglich als Geben bzw. Gewinnen themenbezogener Auskünfte anzusehen, sondern – umfänglicher – als soziale Interaktion, [...] in dem vielerlei Rollencharakteristika, Dynamiken, Verständnisse, Emotionen und Aushandlungen eine Rolle spielen“ (Breuer 2009: 63). Überhaupt werde sich ein Feld dem Beobachter niemals so darbieten, wie es ohne seine Anwesenheit ausgesehen hätte: „Akteure präsentieren oder verstecken, sie inszenieren sich, sie verfolgen ihre Strategien, spannen die Forscherin für ihre Belange ein und lassen sich für deren Interessen einspannen.“ (Ebd.: 38) Reaktive Effekte seien unvermeidlich: Es könne nicht darum gehen, diese zu vermeiden, sondern nur darum, reflektiert mit ihnen umzugehen und für den Erkenntnisgewinn zu nutzen (ebd.: 64).¹⁹

Nach der Darstellung der Interviewform und -inhalte möchte ich deshalb im Folgenden etwas ausführlicher auf die Rollenverteilung und die Gesprächsführung in den Gesprächen selbst eingehen. Abschließend beschreibe ich, welche Bedeutung ich den Felderfahrungen um die Gespräche herum beimesse.

swer in unexpected ways, and in ways that are not those projected, or not those that would be useful to the research study.“ (Lampropoulou/Myers 2013: Abs. 53)

17 Siehe z. B. Flick 2007, Flick/Kardorff/Steinke 2008, Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, Lamnek 2010. Helfferichs Formulierung, dass das Interview als gemeinsamer Interaktionsprozess von Interviewerin und Interviewtem in methodologischen Diskussionen „mitunter nicht genug Beachtung“ (Helfferich 2005: 10) finde, finde ich da doch sehr zurückhaltend formuliert.

18 Siehe Wooffitt/Widdicombe 2006, Lillrank 2012 und diverse weitere Beiträge in Gubrium/Holstein/Marvasti/McKinney 2012, Roulston 2006, Roulston 2010, Roulston 2014.

19 Lampropoulou und Myers weisen ganz richtig darauf hin, dass letztlich jedes empirische Material einen (imaginierten) Adressaten habe. Dieser werde mal mehr, mal weniger sichtbar gemacht, aber er sei da und müsse in die Interpretation aufgenommen, in dieser reflektiert werden (Lampropoulou/Myers 2013: Abs. 7).

4.2.2 Interviewform und -inhalte

Im wissenschaftlichen Diskurs wird der Begriff Interview gern mit Adjektiven oder einem weiteren Substantiv versehen, um bestimmte Merkmale zu markieren und so ohne längere Beschreibung eine Vorstellung des Gesprächsablaufs, der Vorbereitung, des Forschungsgegenstandes und/oder der Zielgruppe zu evozieren. Fokussiertes Interview, Narratives Interview, Experteninterview, Halbstandardisiertes Interview, Halbstrukturiertes Interview, Problemzentriertes Interview, Episodisches Interview, Leitfaden-Interview sind einige gängige Beispiele.²⁰

Ich gehe davon aus, dass die verschiedenen Interviewbezeichnungen klare Unterschiede markieren und uns Forschenden zur Orientierung unterscheidbare Interviewtypen an die Hand geben sollen, anhand derer wir über bestimmte Aspekte dieses Datenerhebungsinstruments reflektieren und schließlich sowohl zu diesen einzelnen Aspekten Entscheidungen treffen können als auch – das machen wohl die meisten – schließlich einen bestimmten Interviewtyp auswählen, der die Gesamtheit dieser Entscheidungen am ehesten repräsentiert. Anstatt auf konkrete Typen einzugehen, halte ich es für wichtiger, zunächst die Aspekte zu beleuchten, in denen sich Gespräche maßgeblich voneinander unterscheiden und die entsprechend reflektiert werden müssen:

- Inwieweit gehe ich als Forscherin und Interviewerin mit Anreizen (wie z. B. Fragen, Erzählaufforderungen) und ggf. mit welchen Hilfsmitteln oder Medien in das Gespräch hinein und gebe damit Ablauf, Themen und Leitmotive/-interpretationen vor?
- Worauf – auf welche Rolle, in Bezug auf welches Wissen – werden Befragte im Vorfeld und im Gespräch selbst angesprochen?
- Wie viel Raum steht Befragten zur Verfügung, eigene Themen zu setzen, eigene Relevanzsysteme zur Geltung zu bringen?
- Welchen Anteil am Gespräch haben die am Interview Beteiligten jeweils?
- Inwiefern wird im Interview ausschließlich auf das Wissen und die Erfahrungen des Interviewten Bezug genommen bzw. fließen biografisches Wissen und Erfahrungen der Interviewenden in das Gespräch ein?
- Inwiefern und ggf. wie fließt „Vorwissen“ zum Forschungsgegenstand von mir als Interviewerin in das Gespräch ein?²¹

20 Siehe auch Flick 2007, Hopf 2008, Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008.

21 Cornelia Helfferich unterscheidet ähnlich fünf Dimensionen, in denen sich Unterarten qualitativer Interviews unterscheiden: 1. bezüglich des Forschungsinteresses und entsprechend der Generierung angemessener Daten, 2. der Festlegung der Beurteilungsautorität, 3. der Interviewsteuerung, 4. der Selbstpräsentation des Interviewers in Bezug auf Vor-

In diesem und dem folgenden Abschnitt (4.2.3) gehe ich auf diese Aspekte ein. Zuerst will ich die Frage nach den Anreizen aufgreifen, die ich als Forscherin und Interviewerin in die Gespräche einbrachte. In einem Leitfaden hielt ich vorab meine einleitenden Worte zu Beginn eines jeden Gesprächs und Fragen zu bestimmten Themen fest; dieser war sicherlich das offensichtlichste ‚Hilfsmittel‘, das ich in die Gespräche einbrachte. Bei der Erstellung des Leitfadens war mir wichtig, das Gespräch so aufzubauen und meine Fragen so zu formulieren, dass meine Gesprächspartner sich wohlfühlten, ins Erzählen kamen und möglichst detailliert und nah an ihren Erfahrungen vom Alltag und ihrer Arbeit in Interventionen erzählten.

So wählte ich beispielsweise einen biografischen Einstieg in das Gespräch und fragte nach den Umständen und der Entscheidung für die berufliche Tätigkeit bei der jeweiligen Organisation, weil es vielen Menschen meiner Erfahrung nach leichtfällt, aus dem eigenen Lebensverlauf zu erzählen. Zugleich gab dies dem Gesprächspartner die Gelegenheit, sich zu seinem Beruf, seiner Tätigkeit und der entscheidenden Organisation zu verhalten. Die zweite Frage des Leitfadens, um ein weiteres Beispiel zu erläutern, wandte sich den ‚Eckdaten‘ der Erfahrungen meines Gesprächspartners in Kriegs- und Krisengebieten im Ausland zu. Das machte es möglich, einen Überblick zu bekommen und im späteren Verlauf auf einzelne Erfahrungen einzugehen oder zu Vergleichen aufzufordern und es zugleich dem Interviewten überließ zu definieren, welche seiner Erfahrungen er einbringen und thematisieren wollte. Obendrein eröffnete die Frage den Gesprächspartner_innen die Möglichkeit, auf die wesentlichen Merkmale von Kriegs- und Krisengebieten einzugehen, was einige auch taten.

Die weiteren Teile des Leitfadens widmeten sich den Aufgaben und dem Alltag vor Ort, den sozialen Netzwerken in der Arbeit und darüber hinaus, den Charakteristika des Lebens vor Ort und der Einschätzung, wie er oder sie wohl von anderen Internationalen bzw. der lokalen Bevölkerung wahrgenommen wurde. Wo es sich anbot, fragte ich nach Beispielen, konkreten Situationen und Erfahrungen. War im Gespräch ein möglichst detailliertes Bild des Lebens und der Arbeit vor Ort entstanden, sah der Leitfaden im zweiten Teil vor, abstrakter nach den verfolgten Zielen und Werten und diesbezüglichen Gemeinsamkeiten und Unterschieden zu anderen Intervenierenden sowie zu spezifischen Aussagen aus dem öffentlichen Diskurs zu fragen. Insgesamt war es mir wichtig, die Lebenswelten, die Erfahrungen, die geschilderten Situationen, die Eindrücke meines Gegenübers nachzuvollziehen und deshalb möglichst lebensnahe Fragen zu stellen, aber auch das Interview als soziale Interaktion, dieses „Stegreif-Drama“ (Hermanns 2008: 361) gemäß den forschungs-

wissen sowie 5. der Rollendefinition von Interviewenden und Erzählpersonen (Helfferich 2005: 26-32). Es sind vor allem diese Fragen und Dimensionen, die es vor und während der gesamten Durchführung der Interviews zu überlegen und zu reflektieren gilt.

leitenden Prinzipien der Offenheit und des Verstehen-Wollens zu gestalten und für die Aspekte, Fragen und Anmerkungen meiner Gesprächspartner_innen offen zu sein.

LEITFADEN FÜR GESPRÄCHE IM RAHMEN DER DISSERTATION (Erster Entwurf 2012)

Stichworte vorab

- Gespräch vertraulich, wird anonymisiert.
- Ihre persönliche Sicht auf das Thema, Ihre praktischen Erfahrungen.
- Es geht nicht um richtige oder falsche Antworten.
- Ich zeichne unser Gespräch auf, mache manchmal Notizen.

Einstieg: Sie und Ihr (Arbeits-)Alltag

- Zunächst würde ich gern biographisch einsteigen. Wie ist es dazu gekommen, dass Sie heute für ORGANISATION arbeiten?
- Ich habe ja Sie angesprochen, um mehr über die Arbeit und das Leben von internationalen Experten in Konflikt- oder Post-Konflikt-Situationen zu erfahren. Wo und wann haben Sie bislang in Regionen gearbeitet, die von einem gewaltsamen Konflikt betroffen waren?
- In LAND/ORT, wie sah da so ein typischer Tagesablauf bei Ihnen aus, angefangen morgens mit dem Aufstehen?
- Wie kann ich mir das Leben in so einer Umgebung, in so einer Situation vorstellen?
- Beispiele: Sie haben vorhin von ... gesprochen. Können Sie mir das an einem konkreten Beispiel beschreiben?
- Was ist das für ein Gefühl, dort zu sein?
- Wenn Sie an die Zeit zurückdenken, in welchen Momenten ging es Ihnen besonders gut?

Netzwerk und Interaktion

- Was glauben Sie, wie würde die Bevölkerung Sie beschreiben?
- Was glauben Sie, wie würde andere „Internationale“ Sie beschreiben?
- Nun sind Sie ja nicht die einzigen „Internationalen“ vor Ort in LAND. Wer ist noch da, an anderen internationalen Organisationen bzw. Akteuren?
- Zu welchen Anlässen oder an welchen Orten trifft man sich?
- Was machen die dort?
- Wie wirkt sich diese Präsenz auf Ihre Arbeit aus?

Abstraktion

- Was möchten Sie mit Ihrer Arbeit dort erreichen? Wie machen Sie das?
- Was ist Ihnen in Ihrer Arbeit wichtig?
- Ihrer Erfahrung nach, worauf kommt es an, wenn man Frieden schaffen will?

Bezug zum öffentlichen Diskurs

- Oft wird ja gefordert, dass die internationalen Akteure besser und mehr zusammenarbeiten. Wie stehen Sie dieser Forderung gegenüber?
- Es heißt in der öffentlichen Debatte manchmal, dass Sicherheit und Entwicklung Hand in Hand gehen. Wie würden Sie das aufgrund Ihrer Erfahrungen beurteilen?
- Die Bundesregierung hat in Bezug auf Afghanistan von „gemeinsamer Verantwortung für ein gemeinsames Ziel“ gesprochen. Gibt es Ihrer Erfahrung nach so ein gemeinsames Ziel aller deutschen oder internationalen Akteure?

Abschluss

- Wir haben jetzt so einige Aspekte angesprochen. Gibt es noch etwas, das Sie ansprechen möchten?

Danke schön für das Gespräch.

Es kam vor, dass meine Gesprächspartner_innen auch anderes thematisieren wollten bzw. eine Frage Assoziationen auslöste, mit denen ich nicht gerechnet hatte, die für denjenigen aber nahelagen und erzählt werden wollten. Auch wenn sich mir Zusammenhänge zu meinem Forschungsinteresse nicht sofort erschlossen, war es mein wichtigstes Ziel, mich in die Perspektive meines Gegenübers zu versetzen und ihm in seinem roten Faden zu folgen, mich darauf einlassend und darauf verlassend, dass er schon weiß, wo die Reise hingehet, anstatt ungeduldig auf der Abzweigung zu beharren, die ich zu Beginn ausgeguckt hatte.

Am ehesten kommt meine Herangehensweise noch dem *Active Interview* von Jaber Gubrium und James Holstein gleich, die unter anderem im Rückbezug auf sozialkonstruktivistische Ansätze wie von Berger/Luckmann (1969/1987), Blumer (1969) und Garfinkel (1967) und unter Einfluss ethnomethodologischer und feministischer Ansätze eine klar interaktionistische Perspektive auf Interviews als „the productive site of reportable knowledge itself“ (Gubrium/Holstein 1995: 3) einnehmen. Entsprechend sei ihr Konzept des *Active Interview* auch kein eigenes Forschungsinstrument, sondern eher eine konsequent konstruktivistische Perspektive auf eine weit verbreitete Methode (ebd.: 4). Bestenfalls sei ein Interview eine Unterhaltung, eine Konversation mit einem leitenden Zweck: zu zeigen, wie Bedeutungen, ihre Bezüge zueinander und ihre Grenzen im Gespräch aktiv konstituiert werden (ebd.: 80). Deshalb sei es auch nicht erstrebenswert, „[to] streamline, standardize, and sanitize the process [through highly refined interview technologies]“ (ebd.: 2). Anstatt jede mögliche Beeinflussung durch den Interviewer mittels strenger Verhaltensanweisungen zu unterbinden, sei es entscheidend, „to capitalize

on the dynamic interplay between the two to make reveal both the substance and process of meaning-making in relation to research objectives“ (ebd.: 76). Entsprechend sei es wichtig, die konstitutiven Beiträge sowohl des Interviewers als auch des Befragten wahr- und ernstzunehmen und sie in der Produktion und Analyse von Interviewdaten bewusst und gewissenhaft zu berücksichtigen (ebd.: 4). Leitfäden dienen dabei bestenfalls als Orientierung, nicht aber als Drehbuch für das Geben und Nehmen im Interviewprozess (ebd.: 56).

Aber auch an andere Interviewtypen knüpfte ich in einzelnen Aspekten an. Geht man von einem breiten „Experten“-Verständnis aus, habe ich insofern „Experteninterviews“²² geführt, als ich ein spezifisches Wissen abfragen wollte, das sich aus der Rolle der Befragten in Interventionen ergibt. Meine Vermutung war, dass sie eine auf der Erfahrung vor Ort basierende besondere Kompetenz für sich in Anspruch nehmen können, ohne sich zwangsläufig selbst unbedingt als „Expert_innen“ zu bezeichnen. Mein Interviewverständnis hatte aber auch Ähnlichkeiten mit „problemzentrierten Interviews“²³, weil ich im Laufe des Gesprächs verstehen wollte, was mein Gegenüber erzählte und so erzählgenerierende und verständnisgenerierende Fragen stellte, nachhakte, vermeintliche Widersprüche ansprach (ohne jedoch in Anspruch zu nehmen, den Wahrheitsgehalt einer Aussage unbedingt beurteilen zu können – mehr als „verstehen-wollende Nachfrage“), bestimmte Themenfelder abdecken und zugleich nah an Alltagserzählungen bleiben wollte. Dabei hatte ich in einem Leitfaden Fragen für die Themenfelder vorformuliert, weil ich erstens ohnehin dazu tendiere, mich zu verhaspeln, aber meine Gesprächspartner ja verstehen können sollten, was ich eigentlich wissen möchte und ich zweitens vorsichtig sein wollte, was ich vorgebe. Ein ähnliches Leitmotiv der Themensetzung und ‚-abarbeitung‘ anhand bestimmter Arten Fragen zu stellen, findet sich auch im „offenen Leitfadenterview“²⁴, bei dem thematische Felder jeweils mit einer offenen Frage eröffnet werden, worauf erst immanente Fragen, dann exmanente Fragen folgen.

Im Umgang mit meinen Gesprächspartnern habe ich meistens die Bezeichnung „persönliches Gespräch“ verwendet, um mit dem „Interview“ verbundene, (medial geprägte) Vorstellungen und Assoziationen zu vermeiden (Breuer 2009: 63) und im Gegenzug eher an die Erwartungen an alltagsähnliche Gespräche anzuknüpfen und Aufmerksamkeit darauf zu lenken, dass es um einen Austausch und das Erzählen eher geht als um Informationsabfrage und ‚Ausquetschen‘. Auch bei mir ruft die Bezeichnung ‚Gespräch‘ eher die Assoziationen ab, die ich erkenntnistheoretisch und methodologisch damit verband als ‚Interview‘, das in meinen Ohren immer

22 Siehe auch Flick 2007: 214-219.

23 Zurückgehend auf Witzel 1985, Witzel 2000.

24 Zum Beispiel nach Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 138-145.

noch mehr nach einem strikten Frage-Antwort-Schema und Fakten-Abfragen klingt als nach der aufeinander bezogenen, gemeinsamen Repräsentation und Konstruktion von Deutungen und Sinnstrukturen.

4.2.3 Rollenverteilung und Gesprächsführung im Interview

Wie Gubrium/Holstein betonen, impliziert die Perspektive des „Aktiven Interviews“ eine bestimmte Vorstellung des Befragten und der Beziehung zwischen diesem und dem Interviewer, die sich deutlich von den üblichen Bildern und Erwartungen im Rahmen qualitativer Interviews unterscheiden (Gubrium/Holstein 1995: 7-18). Im Einklang mit den Annahmen des Symbolischen Interaktionismus gehen die beiden davon aus, dass die im Interview repräsentierten/hervorgebrachten Deutungen aktiv und in der sozialen Interaktion zwischen Interviewer_in und Befragten hergestellt und ausgehandelt werden (ebd.: 2).²⁵

Auch wenn das Gespräch auf Initiative der Forscherin zustande kommt und diese ein klares Interesse mit dem Gespräch verknüpft, wäre es zu kurz gedacht, Befragten zu unterstellen, sie nähmen eine rein reaktive, nicht-gestaltende Rolle im Interviewgeschehen ein. Mit Kalthoff gesprochen gehen Forscherin und Beforschte „eine Wahlverwandtschaft auf Zeit“ (Kalthoff 2003: 77) ein – eine wechselseitige Beziehung, die weit mehr als den offensichtlichen Mehrwert für die Forscherin, die ihre Forschung ohne die Kooperation der Beforschten so nicht hätte durchführen können, impliziert. Wer wem dient und hilft, ist kontingent und verhandelbar. So kann sich „für die Beforschten ihrerseits [...] der Kontakt zur Ethnografin zu einer willkommenen Ablenkung, interessanten Beschäftigung oder auch Irritation ausdehnen“ (ebd.). Auch in meiner Feldforschung wurde immer wieder deutlich, dass die von mir Befragten unseren Gesprächen jenseits meines kommunizierten Interesses selbst Sinn zuschrieben und durchaus in der Lage waren, eigene Interessen in die Gespräche einzubringen – sei es, dass sie selbst bestimmte Fragen und Aspekte ihrer Erfahrungen thematisieren und wissenschaftlich erforscht sehen wollten, dass sie das Gespräch und mein Zuhören als lang/oft erwünschte Aufmerksamkeit und Anerkennung verstanden, dass sie sich im Laufe des Gesprächs selbst für bestimmte Gedanken und/oder Fragen zu interessieren begannen oder einfach gern von ihren Erlebnissen erzählten. Das Befragten-Bild von Gubrium/Holstein geht aber über diese Aspekte der Motivation oder des Interesses noch hinaus. Sie verglichen diese

25 Während in dem hier zitierten Methoden-Lehrbuch nicht explizit auf die sozialtheoretischen Wurzeln eingegangen wird, legen Holstein und Gubrium in ihrer späteren gemeinsamen Monografie „The Self We Live By“ (Holstein/Gubrium 2000) ihre theoretischen Weiterentwicklungen eines narrativen Identitätskonzepts dar, Bezug nehmend auf Pragmatisten und Interaktionisten wie Dewey, Peirce, Mead und Blumer (siehe 3.4).

mit „practitioners of everyday life, constantly working to discern and designate the recognizable and orderly parameters of experience“ (Gubrium/Holstein 1995: 16). Darüber hinaus geht mit der Rahmung des Interviews als „occasion for narrative production“ (ebd.: 28) eine Vision des Befragten als eine Art Geschichtenerzähler einher. Und wie jeder Erzähler stellt der Befragte, ganz bestimmte Zwecke vor Augen, Bezüge zwischen einer spezifischen, zeitlich und räumlich verankerten Erfahrung und einem ganz bestimmten Publikum her. Er improvisiert und reagiert so auf die interaktions- und informationsbedingten Herausforderungen der gerade vorliegenden Umstände. Mit Gubrium/Holstein wird der Befragte damit selbst zu einer Art selbstständigem Forscher:

„Challenged by the interviewer, pointed in promising directions, and at least partially aware of the interpretive terrain at hand, the respondent becomes a kind of researcher in his or her own right, consulting repertoires of experience and orientations, linking fragments into patterns, and offering ‚theoretically‘ coherent descriptions, accounts, and explanations. [...] the respondent actively composes meaning by way of situated, assisted inquiry.“ (Ebd.)

Aufgabe der Interviewerin ist es entsprechend, die interpretativen Fähigkeiten der Befragten im Interview zu aktivieren, stimulieren und kultivieren (ebd.: 17). Das geschieht nicht über einen vorab festgelegten Fragesatz, sondern wird lose gesteuert durch die thematischen Interessen, Zielvorstellungen und Erkundungen des Interviewers. Denn gemäß der interaktionistischen Perspektive wird nicht nur die Rolle des Befragten, auch die des Interviewers von Gubrium/Holstein anders interpretiert als im Mainstream-Methoden-Diskurs. „Interviewers are deeply and unavoidably implicated in creating meanings that ostensibly reside within respondents.“ (Ebd.: 3) Zugleich ist es nicht an mir als Interviewerin, den faktischen Wahrheitsgehalt der Aussagen meiner Befragten zu beurteilen, sondern im Gegenteil die mir präsentierten Erzählungen zunächst zu akzeptieren und in Bezug auf ihre Bedingungen und Implikationen verstehen zu wollen, was wiederum durchaus mit Kontrastierungen und sanftem Widerspruch verbunden sein kann.²⁶

Insgesamt steht allen Beteiligten am *Active Interview* eine Reihe von „interpretive activities“ (ebd.: 29) offen. Anders als in klassischen Forschungsinterviews stellt die Interviewerin nicht nur Fragen, sie schlägt Themen vor und mögliche He-

26 Entsprechend methodologisch befremdlich finde ich es, wenn Thomas Hüsken hinsichtlich seiner empirischen Untersuchung von Auslandsmitarbeitern der Deutschen Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ, heute Deutsche Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit, GIZ) davon spricht, dass „übliche Fassaden der Selbstinszenierung [...] durch die Wahl von Informanten unterschiedlicher Altersgruppen, sozialer und ökonomischer Stellung moderiert werden“ (Hüsken 2006: 10) könnten.

rangehensweisen an diese Themen. Sie setzt Stimuli und stellt Rahmen zur Verfügung, die der Befragte in seinen Erzählungen nutzen kann. Ihre Gesprächsbeteiligung lässt sich am ehesten beschreiben als „keeping the respondents speech ,on narrative course,‘ asking the respondents to interrogate their own experiences in particular ways and pointing respondents in fruitful interpretive directions“ (ebd.: 50-51).

Wichtig sind mir in diesem Zusammenhang die Stichworte Aufmerksamkeit, Achtsamkeit und Empathie. Der Interviewerin kommt es zu, nicht etwa als neutraler, gefühlloser und nicht-reagierender Schwamm zu dienen, sondern eine angenehme und konstruktive Gesprächsatmosphäre zu schaffen und ihrer Rolle als „zuhörende Interviewerin“ gerecht zu werden. Es kommt vor allem darauf an, den „internal frame of reference“ des Gesprächspartners zu verstehen. Entscheidend ist es, das Gehörte nicht sofort in die eigenen Relevanzen, Kategorien und Unterscheidungslinien einzuordnen, sondern zunächst von Innen heraus nachzuvollziehen, bis man ein Gefühl dafür habe, welchen Sinn der Gesprächspartner mit dem Gesagten verknüpft (Talmage 2012: 302). Neben der Verstehensarbeit, die die Interviewerin während des Gesprächs eher „im Stillen für sich“ leistet – „determining the central theme of the respondent’s talk, relating the talk of the respondent to the research topic and to the questions and prompting of the interviewer, and determining the biographical linkages and other horizons of meaning that the respondent references“ (ebd.: 295) – ist nach Talmage (ebd.: 296) auch die explizite Verständigung und Aushandlung mit dem Gesprächspartner wesentlicher Teil eines Interviews:

„The listening interviewer clarifies what the respondent has said, suggests alternative interpretations that seem to be consistent with the narrative construction of the respondent, and facilitates significant linkages between the evolving narrative of the respondent and the different meanings and events that the respondent has previously articulated.“ (Ebd.)

Zusammenhänge und Widersprüche zwischen verschiedenen Aussagen des Gesprächspartners können angesprochen werden. Aber wie sieht es mit eigenen biografischen Erfahrungen der Interviewerin aus? Dellwing/Prus greifen auf das Stichwort des bescheidenen Forschers zurück, meinen damit aber nicht wie Clarke die Reflexion der Forscherposition in der Materialanalyse und Darstellung²⁷, sondern beschreiben die Haltung und Einstellung in der Feldforschung selbst. Man sollte eine zurückhaltende Form des Gesprächs wählen und selbst die Rolle des Laien übernehmen, der vom untersuchten Menschen als Lehrer lernt (Dellwing/Prus

27 Siehe Einführung; Clarke 2012: 63.

2012).²⁸ Zugleich ganz wichtig: Diese Zurückhaltung entspricht nicht den „klassischen Ideen der ‚forscherischen Passivität‘“, die „die Zurückhaltung des Interviewers in erster Linie als ein Problem der Vermeidung von Beeinflussung“ (ebd.: 121) rahmt. Schließlich sei jede (!) Interaktion „gegenseitige Bezugnahme auf unterstellte Erwartungen“ (ebd.). Breuer schreibt, seine Mitautorinnen Barbara Die-
ris, Antje Lettau und er hätten

„gute Erfahrungen damit gemacht, wenn sich der Forschende im Laufe des Gesprächs in seiner Haltung zur behandelten Thematik (etwa durch vorsichtiges Ansprechen eigener Erfahrungen, Haltungen, Reflexionen) ‚sichtbar macht‘ bzw. zu erkennen gibt, um so ergänzende Erzählungen, gemeinsame Abwägungen und Vertiefungen von Überlegungen anzuregen“ (Breuer 2009: 64).

Ähnlich schätzen Gubrium/Holstein ein, dass „the interviewer’s background knowledge can sometimes be an invaluable resource for assisting respondents to explore and describe their circumstances, actions, and feelings“ (Gubrium/Holstein 1995: 45). Das Hintergrundwissen könne genutzt werden, um konkrete Fragen zu stellen und Facetten der Lebenswelten des Befragten zu entdecken und zu erforschen, die ansonsten im Dunkeln blieben (ebd.: 46) bzw. um eine Symmetrisierung zwischen Gesprächspartnern und Forscherin zu suggerieren.

Zugleich weisen Dellwing/Prus berechtigterweise darauf hin, dass ein Gesprächsverhalten, das in Alltagsgesprächen vollkommen normal ist und erwartet wird, in Daten generierenden Gesprächen unerwünschte Folgen haben kann (Dellwing/Prus 2012: 122). So etwa sei ein häufiger Fehler in Daten generierenden Gesprächen, so zu tun, als verstünde man, obwohl man es nicht tut. Zu gutem Interviewerverhalten gehöre,

„darauf zu achten, nicht so zu tun, als wüsste man Bescheid. Das ist relativ schwierig, weil wir aus dem Alltag gewohnt sind anderen aus ihren Sackgassen zu helfen und sie zu ‚entlasten‘, wenn wir merken, dass es schwierig wird mit ihren Erklärungen. [...] Man darf nicht allzu sehr helfen, denn helfen bedeutet, den Satz selbst zu beenden; selbst Informationen einzuwerfen, die man aber unterstellt. Die andere Seite sagt dann regulär in solchen Interaktionen ja – auch wenn sie es selbst nie so formuliert hätte. Goffman bemerkt, dass hier das Interesse, die soziale Interaktion ohne Bruch weiterlaufen zu lassen, bei weitem überwiegt.“ (Ebd.)

28 Forschung erfordert damit Bescheidenheit und Unbescheidenheit seitens der Forscherin zugleich: bescheiden zu sein in der Feldforschung (sich zurücknehmen, sich einlassen) und unbescheiden in der Analyse und der Darstellung (Position kenntlich machen, Perspektiven und Erfahrungen reflektieren).

Was im Alltag eine gängige Integrationsstrategie ist (denn wer zu oft nachfragt, gehört nicht dazu), verhindert im Gespräch, dass das Verständnis vertieft werden kann. Es gehöre dazu, nach dem Offensichtlichen zu fragen – nachfragen könne zwar sehr seltsam wirken, aber es sei unvermeidlich, so Dellwing/Prus (ebd.: 122-123). Nun ist es eine Sache, wegen der auch Przyborski/Wohlrab-Sahr (2008) vor Interviews mit persönlichen Bekannten oder Freunden warnen, sich als Interviewerin insoweit einzubringen, als „Selbstverständlichkeiten“ nicht mehr geäußert oder beschrieben werden, obwohl doch gerade dies das Ziel des Gesprächs ist. Andersherum kann es aber auch eine echte kommunikative Herausforderung darstellen, „sich nur auf den empathischen Mitvollzug von subjektiver Betroffenheit aufseiten der Interviewten zu beschränken und auf die Kommunikation eigener Stellungnahmen zu verzichten“ (Deppermann 2013: Abs. 43), wie es viele Interviewführungsmethoden von den Interviewenden verlangen. Denn da jede Kommunikation auf gegenseitigem Verstehen beruht, müssen – auch in einem Forschungsinterview – alle Beteiligten zur „Verstehensarbeit“ beitragen und Verstehen gegenüber dem Gesprächspartner signalisieren, um die Kommunikation aufrecht zu erhalten.²⁹ Tut man dies nicht, besteht die Gefahr, Gesprächspartner nachhaltig zu irritieren und zu verunsichern.³⁰

Gerade die Frage, wie viel ich selbst einbringe, wie viel ich spreche, was ich erzähle, habe ich bei jedem Gespräch erneut für mich beantwortet; auch weil Menschen ganz unterschiedlich auf die Bitte „Ich möchte in einem persönlichen Gespräch gern mehr über Ihre Erfahrung in Konfliktgebieten, die Arbeit und den Alltag dort erfahren“ reagieren. Der eine kommuniziert, dass er eigentlich gern erzählt und unterhält, aber so eine offizielle Interviewsituation als gestelzt empfindet und er neben dem Absolvieren des formalen Gesprächs gern „auch nochmal so“ von seinen Erfahrungen erzählt – die Anekdoten und persönlichen Erzählungen scheinen trotz eben dieser Aufforderung nicht so recht zu der formalen Gesprächssituation mit Aufnahmegerät zu passen. Und ich versuche, einerseits nicht zu drängen, weise aber andererseits nochmal darauf hin, dass es mir um genau diese persönlichen Er-

29 „Verstehen sitzt jedoch seinerseits selbst oft auf Plausibilitätserwartungen, etwa hinsichtlich der Existenz von Sachverhalten, der Verträglichkeit verschiedener Interviewaussagen miteinander, des Wissens der Interviewten, etc. auf. Werden solche Erwartungen aus Sicht der Interviewenden verletzt, kann es zu skeptischen Nachfragen kommen, die möglicherweise wohl im Dienste der Verständigungssicherung gestellt werden, aber durchaus als Kritik am Interviewten wirken können.“ (Deppermann 2013: 43)

30 So finden sich in meinen Interviews ziemlich oft Bestätigungslaute, ein bejahendes „hm-m“ oder ein „ja“ zum Beispiel. Diese ‚entlasten‘ das Gespräch insofern, als dass sie so etwas zu verstehen geben wie „Ja, ich akzeptiere, was du bis hierhin/gerade sagst, das ist jetzt unsere gemeinsame Basis, hierauf kannst du aufbauen.“

fahrungen geht, formuliere meine Nachfragen dahingehend, flechte eigene kleine Anekdoten ein. Der nächste nimmt die Situation ebenfalls als formell wahr, scheint das aber gar nicht irritierend zu finden, sondern ein angemessenes Setting, um meinem wissenschaftlich begründeten Anliegen zu entsprechen und zu berichten. Entsprechend gebe ich mich seriös und erzähle kaum von mir, fordere aber immer wieder mal zum Erzählen einzelner Episoden auf. Der dritte möchte mir einen strukturierten Überblick bieten und möglichst genaue Zahlen und Angaben liefern. Und ich versuche die Balance zu halten, zum einen Wertschätzung für diese Herangehensweise und Interesse daran zu kommunizieren und ihn zum anderen trotzdem zum Erzählen zu bewegen.

Und zugleich muss auch Schweigen von der Interviewerin gehört und angenommen werden (Talmage 2012: 303). Es gilt, Pausen nicht unbedingt füllen zu wollen und jedes Absetzen des Gesprächspartners als Aufforderung zu verstehen, die nächste Frage zu stellen (selbst wenn es manches Mal genauso gemeint ist), sondern auch dem (zunächst) Unausgesprochenen Raum zu geben und Zeit zu lassen und damit zunächst dem Interviewpartner die Entscheidung zu überlassen, wie es weitergehen soll.

Daten generierende Gespräche funktionieren auch insofern anders als Alltagsgespräche, als Forscherinnen und Forscher auch z. B. verletzend Bemerkungen/Positionierungen seitens ihrer Gesprächspartner akzeptieren, um sich als offen und angenehm zu zeigen und ihre Gesprächspartner zur Kooperation zu motivieren (Dittmer 2009: 106-107). Daran schließt sich für mich die Frage an, welche Strategien oder (bewusste und unbewusste) Verhaltensweisen ich an den Tag gelegt habe, um eine für den Gesprächspartner angenehme Atmosphäre zu schaffen. So habe ich zum Beispiel einem Gesprächspartner gezielt von mir selbst und aus meiner Biografie erzählt, um zu signalisieren: Selbst wenn du dich gerade deutlich entgegengesetzt von mir Doktorandin an der Universität positionierst, haben wir Dinge gemeinsam, du kannst mir vertrauen und ich bin nicht so weit von dir weg, wie du vielleicht denkst. Oder aber ich telefoniere mit jemandem, um den Gesprächstermin für die kommende Woche festzuklopfen und denke dabei: Ich spreche aber tief. Ich mache kleine Witze, ich präsentiere mich als offen und unkompliziert. Flirte ich? Auf jeden Fall möchte ich, dass der andere sich wohl fühlt, mir vertraut (um mir dann nächste Woche Geschichten zu erzählen). Meine Kollegin sagt, auf meine Schilderung eines Interviews: Ich ‚biedere‘ mich an. Anders: Ich erzähle von mir, stelle schon im Gespräch Bezüge her, die mir einfallen: Wenn mein Gesprächspartner von Ehrenamtlichen besucht wird und wir deshalb unser Gespräch kurz unterbrechen, erzähle ich von meiner Mutter, die in ihrem Job auch viel mit Ehrenamtlichen zu tun hat; auch um zu signalisieren: Ich weiß, wie das ist. Das kann einerseits problematisch sein (denn weiß ich es tatsächlich?), andererseits aber hatte ich das Bedürfnis, in dem Moment von mir empfundene Gemeinsamkeiten, aber teilweise auch Assoziationen transparent zu machen und so, ein wenig nach Witzel, das

„Problem“ besser zu durchdringen, die Schilderungen und Sinnstrukturen meines Gegenübers noch besser zu verstehen. Zugleich wurde ich von meinen Gesprächspartnern auch ohne große Erzählungen meinerseits explizit zur Positionierung genutzt: Sie setzten sich zu mir in Bezug, schrieben mir bestimmte Rollen und/oder Eigenschaften³¹ zu und offenbarten so auch ihre Selbstbilder. Darüber hinaus ließ mich die Art und Weise, wie meine Gesprächspartner auf mich Bezug nahmen, noch einmal hinterfragen und schriftlich reflektieren, was sie wohl mit mir als ‚Forscherin‘ verbanden.³²

4.2.4 Mehr als das Gespräch an sich: Feldnotizen, Kurzprotokolle

Im Rahmen der Feldforschung sind zusätzlich zur Hauptmethode Interview Beobachtungen nützlich und sinnvoll, weil auch die sprachliche und nicht-sprachliche Kommunikation über das Interview hinaus explizite und implizite Deutungen und Beschreibungen enthält. Deshalb schrieb ich vor und nach den Gesprächen Kurzprotokolle, in denen ich den Ablauf, Bemerkungen, Gedanken und Ideen festhielt und bezog diese in die Interpretation mit ein. Schließlich beschränkte sich die Interaktion zwischen den Interviewpartnern und mir nicht auf das eigentliche Gespräch, sondern fand auch beim Kaffeholen und Smalltalk, bei der Organisation meines Aufenthalts, teilweise meiner Unterbringung und den Absprachen zum Ablauf statt.

31 Ich wurde als potenzielle Angestellte bzw. Konkurrentin behandelt („Sie wollen ja wahrscheinlich in diesem Bereich arbeiten“, Peter Leibhart), als jemand mit ähnlichen Ambitionen („Ich wollte damals etwas bewirken. Was ist denn Ihr Ziel mit dieser Arbeit?“, Peter Leibhart), als ähnlich Arbeitende bzw. Kollegin („Gesprächsführung ist eine der zentralen Aufgaben bei CIMIC, da besucht man auch Schulungen zu. Sie haben das ja wahrscheinlich auch irgendwo gelernt, oder?“), als den eigenen Kindern vergleichbar („Meine Tochter studiert auch“; viele Gesprächspartner_innen unterscheiden nicht zwischen Doktorarbeit und Studium), als jemand, der empathisch ist und potenziell versteht („Weißt du“, Madlen Schader), als Wissenschaftlerin mit Freiheit und Zeit zum Forschen („Du kannst dem jetzt mal nachgehen“, Dennis Richter), als ebenbürtig diskursiv versierte („ownership, Paris declaration, beneficiaries“ ... Nina Lepkowski). Alle hier verwendeten Namen von Gesprächspartner_innen sind Pseudonyme (siehe auch 4.4).

32 Angeregt von Kappler (2013) fragte ich mich: Welchen Ruf haben Forschende in diesem Forschungsfeld? Welche Themen sind hier sensibel, was darf man in welchem Kontext ansprechen bzw. sagen? Wer hat welche Macht und welche habe ich als Forscherin bzw. wird mir zugeschrieben? Wie werde ich von meinem Gesprächspartner positioniert (= zu wem spricht er?) Welche Sprache spreche ich? Wie geübt sind meine Gesprächspartner darin, ein Interview zu geben? Wie oft haben sie ihre Geschichte wohl schon erzählt? Als wer/was sprechen sie? Auch Memos zu diesen Fragen flossen in die Auswertung ein.

Und auch über dieses Miteinander hinaus hatte ich ein Interesse daran, das berufliche Umfeld meiner Gesprächspartner_innen kennenzulernen.

Darum fanden die Gespräche mehrheitlich am derzeitigen Arbeitsplatz meiner Gesprächspartner_innen statt. In meinem Anschreiben an ihre berufliche E-Mail-Adresse bzw. bei meinem Anruf im Büro sagte ich jeweils, dass ich für ein persönliches Gespräch gern auch zu ihnen käme und dafür ein Ort wichtig wäre, an dem sie mir in Ruhe von ihren Erfahrungen erzählen könnten – ob im Büro/am Arbeitsplatz oder anderswo, solange wir uns ungestört unterhalten könnten, sei mir alles recht. Die einen stellten mir einen Stuhl an ihren Schreibtisch, so dass wir über Eck sprechen konnten oder nahmen an einem kleinen Besprechungstisch im Büro Platz, die anderen setzten sich mit mir in ein Besprechungszimmer. Wiederum andere, die nicht mehr für die entsendende Organisation arbeiteten, traf ich im Café ihrer Wahl oder zu Hause.

Gerade wenn Interviews über einen institutionellen Zugang angeleiert wurden und/oder in einem institutionellen Kontext stattfanden oder aber vom Gesprächspartner als formelles Setting und ‚anders als Alltagskommunikation‘ identifiziert wurden, ist dieses ‚Drumherum‘ wichtig und liefert spannende Einsichten – nicht umsonst sprechen Ferdinand Sutterlüty und Peter Imbusch vom „Abenteuer Feldforschung“ (2008).³³ Allein wie ich in diesem Umfeld von meinen Gesprächspartnern platziert, welche Rollen mir zugeordnet und mit mir ausgehandelt wurden, sagt nicht nur etwas über deren Erwartungen an mich als Forscherin und meine Untersuchung, sondern im Umkehrschluss auch etwas über ihre Selbstpositionierung aus.³⁴

Gerade diese Eindrücke, Gefühle und persönlichen Reaktionen mit Worten festzuhalten und damit nicht nur explizit und transparent, sondern auch der eigenen Analyse zugänglich zu machen, zu hinterfragen, was genau Beobachtung, was Interpretation war und worauf bestimmte Eindrücke beruhten, ist ungeheuer wichtig.³⁵ Auch Gubrium/Holstein betonen, dass alle Aspekte der Interviewer-

33 Dass es sich dann eben doch um ein Eintauchen handelt, um eine meist intensive Erfahrung, die gegenüber anderen der Übersetzung bedarf, lässt sich vielleicht auch daran festmachen, dass ich zum einen oft völlig erschöpft war, wenn ich von einer Interviewreise zurückkehrte, und mich zum anderen die Frage der Kolleg_innen, „wie es denn war“, überforderte – zu viele Eindrücke hatten sich bei mir gesammelt, die meist noch verdaut und strukturiert werden mussten, bevor ich darauf etwas anderes als „anstrengend, aber gut“ antworten konnte.

34 Siehe Fußnote 28.

35 Interessanterweise konnte ich oft zunächst notierte, diffuse Eindrücke später am Transkript festmachen bzw. in der Interpretation und Analyse nachvollziehen, worauf diese Eindrücke beruhten – da wirkte der eine sehr strukturiert (und das Transkript zeigt: er

Befragten-Interaktion Anlässe und Bezüge für die im aufgezeichneten Gespräch präsentierten Erzählungen bieten und entsprechend mitbedacht und in der Analyse berücksichtigt werden müssen (Gubrium/Holstein 1995: 40).³⁶ Entsprechend habe ich meine Feldnotizen, meine aufgeschriebenen Beobachtungen systematisch als Material mit in die Analyse einbezogen.

4.3 INTERPRETATIONSPROZESS

„To grasp the shared and variable properties of this symbolic universe, the researcher must be a good role-taker; that is, he must ‚stand‘ with each respondent in the latter’s relationship to the universe, and view it and its associated vocabulary from that perspective.“

Schatzman/Strauss 1973: 69

„Theories do not, of course, arise full-blown as though from the head of Zeus; they start in bits and pieces and patterns of ideas that may lack coherence and connection.“

Lempert 2007: 249

Auf die Datengenerierung durch das Führen von Interviews folgte der Interpretationsprozess. Im ersten Schritt mussten die Tonaufnahmen der Gespräche zu Tran-

nummeriert und strukturiert seine Antworten immer wieder) oder der nächste selbstbewusst, aber hadern („hier geht alles den Bach runter“, „das ist ja jetzt auch vorbei“).

36 Kalthoff sieht diese Verschriftlichung der Beobachtung einerseits als Stabilisierung, andererseits als Verdinglichung von Wahrnehmung. So sind Niederschriften nicht nur „diejenigen Orte, in denen Informationen und Wissen verarbeitet und verknüpft werden“ (Kalthoff 2003: 73). Ihre Bedeutung, so Kalthoff, geht noch darüber hinaus: „Ethnografen schreiben nicht nur etwas nieder oder halten das Beobachtete fest; die Bedeutung des Schreibens liegt in diesem auf sich selbst rekurrierenden Prozess auch darin, dass es Erinnern als ein aktives Tun konstituiert, denn erst durch das Schreiben werden die Erinnerungsspuren aktiviert.“ (Ebd.: 78-79) Auch wenn ich selbst nicht den Anspruch hatte, verschriftlichte Beobachtungen zu glätten, wie Kalthoff meint, habe ich die in den Notizen enthaltenen „Spuren des Sozialen“ (ebd.) geordnet und strukturiert und sie dann wie anderes Material auch in meine Interpretation einfließen lassen.

skripten verarbeitet werden, weshalb ich in diesem Unterkapitel zuerst darauf eingehe, nach welchen Prinzipien und Regeln die Verschriftlichung erfolgte. Auf der Grundlage der Interviewtranskripte machte ich mich an die Interpretation und versuchte in Anlehnung an Leonard Schatzman und Anselm Strauss (1973), die Erzählungen meiner Gesprächspartner, ihre Logiken und Perspektiven nachzuvollziehen. Den genauen Ablauf und die dazu verwandten Techniken – aufmerksames Lesen, kodieren, Memos schreiben (= kommentieren, paraphrasieren, Fragen stellen) beschreibe ich in Kapitel 4.3.2 Vom Text zum Code zu theoretischen Überlegungen. Analytische Fragen und ständiges Vergleichen halfen mir dabei, die entwickelten abstrakten Ideen zu sortieren. Ich strukturierte die abstrakten Ideen mit Mindmaps und griff dann einzelne große Schlagworte heraus, anhand derer ich die entstandene Struktur in Worte und einen linearen Text fasste. Denn Theorien fallen ja nicht komplett vom Himmel, wie Lora Bex Lempert (2007) richtig schreibt, sondern finden ihren Anfang in kleinen Puzzleteilen und Ideenfetzen hier und da. Zuletzt gehe ich in diesem Unterkapitel darauf ein, wann und wie ich mich ‚aus dem stillen Kämmerlein heraus‘ in den Austausch mit anderen Forschenden begab und sowohl Material mit ihnen gemeinsam interpretierte als auch meine gewonnenen Ideen zur Diskussion stellte.

4.3.1 Transkription – vom Ton zum Text

Doch zunächst zur Transformation vom Interviewton zum Interviewtext. Nicht ohne Grund spricht Breuer von der Transkription als dem „Nadelöhr der Verschriftlichung“ (Breuer 2009: 65). Unabhängig von der Art der Aufzeichnung muss jedes Material letztlich zu Text gemacht werden, um es auswerten (= darüber kommunizieren) zu können und um es dem (wissenschaftlichen) Diskurs zugänglich zu machen.³⁷ Ich ging dazu in zwei Schritten vor. Von den ersten zehn Interviews, die ich

37 Arnulf Deppermanns Einschätzung, Stimme und leiblicher Ausdruck seien entscheidende Ressourcen der Sinnkonstitution während eines Gesprächs, ergo Videoaufzeichnungen das ideale Medium, „um die multimodale Konstitution von Sinn im Interview rekonstruieren zu können“, teile ich in dieser Entscheidung nicht (Deppermann 2013: Abs. 20). Sicherlich liefert eine Bildaufzeichnung zusätzlich zum Ton wichtige ergänzende Informationen, die aus dem Ton ggf. nur abgeleitet werden können (wie z. B. Befremden, Entsetzen, Wundern, Ironie). Letztlich aber sind auch diese „Spuren des Sozialen“ (Kalthoff 2003: 78-79) nicht ohne weiteres eindeutig verständlich, sondern müssen ebenfalls mit Sinn belegt und interpretiert werden. Man sollte als Forscherin also nicht darauf hereinfallen zu denken, eine Videoaufnahme sei besser, weil ‚objektiver‘ als eine reine Tonaufzeichnung. Zumal ließe sich hier gleich auf die nächste Einschränkung hinweisen, dass

zur Auswertung heranzog, erstellte ich umfassende Transkripte und ließ einige transkribieren.³⁸ Mein Ziel war es, Transkripte zu erstellen, die dem Interview als interaktiver Situation am ehesten gerecht werden konnten und zugleich auf die sprachlichen Äußerungen fokussierten, also nicht zu viele Details enthielten. Ich hielt mich an übliches Schriftdeutsch und seine Regeln zur Groß- und Kleinschreibung. Zeichen wie Kommata, Fragezeichen, und Punkte nutzte ich in erster Linie, um Intonation zu verschriftlichen (und damit ggf. auch Sinneinheiten zu unterstellen). Ich markierte als solche identifizierte Abbrüche mit Binde- oder Gedankenstrichen, hielt sowohl Betonungen/Akzentuierungen als auch Pausen (in Sekundenlänge, mit der entsprechenden Zahl) fest. Einen Dialekt bzw. eine sprachliche Färbung hielt ich in der Nachbemerkung fest, verhochdeutschte aber den gesprochenen Text bis auf feste Begriffe und Bezeichnungen. Bestätigungslaute und Einschübe meinerseits nahm ich auf, gegebenenfalls in Klammern eingeschoben zu Beginn der Überlappung, wenn der Redefluss meines Gesprächspartners nicht deutlich unterbrochen wurde. Und natürlich wurden auch nicht-sprachliche verbale Laute wie Husten oder Lachen sowie Veränderungen im Ton (Bewegung im Raum, Entfernung der Stimmen) notiert und weitere Geräusche (Klopfen, Rascheln, u. Ä.) gegebenenfalls mit Hilfe der Feldnotizen ergänzt.³⁹ Während ich mich als Interviewerin zu Beginn noch mit dem Kürzel „I“ und meinen jeweiligen Gesprächspartner mit „G“ benannte, ging ich im Laufe der Zeit dazu über, mich selbst als Person „JB“ auch im Transkript sichtbar zu machen und Interviewpartner_innen mit Pseudonym-Initialen zu kennzeichnen.⁴⁰

All diese zu treffenden Entscheidungen machen bereits deutlich, dass es sich bei Transkripten immer auch schon um Interpretationsleistungen handelt – Interpretationsleistungen, auf die ich mich anschließend notwendigerweise im Rahmen der Analyse stützte, im Versuch, ihre Grenzen nicht aus den Augen zu verlieren.

auch Videoaufnahmen in der Regel nur eine Perspektive wiedergeben und damit ‚der Wirklichkeit‘ nicht ausreichend Rechnung trägt.

- 38 Die restlichen 14 Gespräche, die ich im späteren Verlauf in die Analyse einbezog, transkribierte ich teilweise. Auch diese Exzerpte finden sich auf dem Datenträger.
- 39 Auch Rapley weist darauf hin, dass Transkripte „features such as pauses, laughing, and other features of talk such as sighing or coughing, interruptions and overlapping talk, garbled talk, emphasis and held sound, reported speech, mimicking, and paraphrasing of others’ or self-thoughts“ (Rapley 2012: 547) enthalten sollte, um die Interaktionalität eines Gesprächs widerzuspiegeln.
- 40 Wenn sich die tatsächlichen Schwerpunkte einer Analyse erst im Laufe des Prozesses entwickeln, lohnt es sich, auch einzelne Vorgehensweisen wie z. B. die Art und Weise der Transkription anzupassen, um den Erkenntnisprozess zu befördern (siehe auch Breuer 2009: 68).

4.3.2 Vom Text zum Code zu theoretischen Überlegungen

Im weiteren Verlauf des Interpretationsprozesses las ich jeweils das Transkript und markierte im gesamten Text Passagen als besonders interessant und ergiebig für die weitere Interpretation, wobei ich auf die Eingangspassagen immer besonderen Wert legte⁴¹ und längere, narrative Passagen genauer prüfte. Corbin spricht davon, wie ich finde sehr passend, das Material „entsprechend der natürlichen Brüche im Gesprächsfluss auseinanderzubrechen“ (Corbin 2011: 171) und mit dem jeweiligen Segment zu arbeiten. Meine Fragen und Bemerkungen, aber auch mein Schweigen in Gesprächspausen bezog ich dabei selbstverständlich ein. Aber auch die in diesem Schritt nicht markierten Abschnitte ließ ich bei der weiteren Arbeit nicht außer Acht, bearbeitete diese in der Regel nur weniger intensiv. Deppermann macht zu Recht darauf aufmerksam, dass eine solche Auswahl „keine einmalige Prozedur“ (Deppermann 2008: 37) sein muss – entsprechend kamen im Laufe der Interpretation Passagen hinzu, wurden anderen verkürzt.

Denn selbst wenn es zunächst den Anschein machte, dass eine Erzählung die im Gespräch von mir gestellte Frage bzw. mein Forschungsinteresse nicht traf und etwas ganz anderes zum Kern hatte, lohnte es sich oft, ihr zu folgen. Jemand kann auch ‚plötzlich‘ ins Erzählen kommen – eine bestimmte Situation, ein Anblick, eine Anekdote kommen ihm bei einem Stichwort oder einer (mir verborgenen) Assoziationskette in den Sinn und los geht’s. Manchmal fast wie in der Achterbahn: Ich sehe die Kurve gar nicht vorher, auf einmal ist sie da, und es reißt mich um die Ecke und in immer höherem Tempo um die nächste und die nächste, nach oben und unten – zugleich zielgerichtet, denn mein Gesprächspartner ‚will ja wohin‘, und ich folge ihm. Oft beginnt so eine Erzählung mit einer Einleitung, Geschehnisse werden geschildert, am Ende wird eingeordnet und interpretiert und eben doch in einen Zusammenhang mit der von mir formulierten Frage oder Bemerkung gebracht. Und so arbeitete ich in Übereinstimmung mit der Aufforderung Deppermanns, bei der Analyse detailgenau dem sequenziellen Prozess der Sinnkonstitution im Interview zu folgen (Deppermann 2013: Abs. 61).

Parallel zur Auswahl der Textpassagen schrieb ich handschriftlich erste Memos zu diesen: Ich konzentrierte mich auf Sequenzen, aber auch auf einzelne Wörter, hielt fest, was mir zuerst dazu in den Sinn kam, paraphrasierte, formulierte konzeptualisierende Fragen und aus dem Material abgeleitete, erste hypothetische Antworten.

41 Die meisten Methodenautor_innen empfehlen, Eingangspassagen besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Arnulf Deppermann formuliert beispielsweise: „Initialpassagen sind häufig für die interessierende Frage besonders aufschlussreich. Vor allem aber geschehen in ihnen Rahmensetzungen, die für den weiteren Verlauf des Gesprächs maßgebend sind.“ (Deppermann 2008: 37)

ten. Dabei stand das Ziel im Vordergrund, die Logik und Sinnhaftigkeit des jeweiligen Abschnitts bzw. der Sequenz nachzuvollziehen und in eigenen Worten zu formulieren. Ich fragte: Welche Begriffe und Ausdrücke wählt diejenige? Welche Zusammenhänge stellt sie her? Welche Konnotationen und Assoziationen stellen sich offenbar ein? Wie werden Themen und Konnotationen gewichtet? Und wie hätte es auch gesagt werden können, wurde es aber nicht? Gerade letzteres kann den Blick für die Zusammenhänge und Abhängigkeiten öffnen, die die Gesprächspartnerin in den Raum stellt.⁴² Abschließend fasste ich meine Konzeptualisierungen jeweils in einzelnen Stichworten (Codes) zusammen, gern in Form von aus dem Material entnommenen Formulierungen („in-vivo-Codes“).⁴³

Mit der Absicht, die innere Logik eines Abschnitts zu verstehen, zugrundeliegende Deutungsmuster hineinzulesen⁴⁴, formulierte ich im Laufe der Auseinander-

42 „Strauss would, in our analysis sessions, routinely invoke a question Everett Hughes would have asked: ‚How could things have been otherwise?‘ I think of this as playing the ‚what if...‘ game, through which the analyst comes to see the flow of commitments leading to a current state of affairs.“ (Clarke 1991: 143)

43 Nachdem ich ganz zu Beginn versucht hatte, computergestützt mit MAXQDA zu arbeiten, befand ich schnell, dass dessen Anlage nicht meiner Arbeitsweise entsprach. Während es einfach war, dem Material einzelne Codes zuzuweisen, waren Paraphrasierungen, Fragen, Kommentare nicht gut sichtbar zu hinterlegen. Diese Art ‚laut‘, d. h. schriftlich zu denken war für mich jedoch notwendige Voraussetzung für das Kodieren. Auch stellte ich fest, dass ich beim Arbeiten mit Papier und Stift mehrere Seiten nebeneinander legen und auf einmal betrachten konnte, dass ich mit Pfeilen auf andere Stellen verweisen konnte, dass ich mich handschriftlich freier ausdrücken konnte. MAXQDA steuerte mich für meinen Geschmack zu sehr in meinem Arbeitsfluss und hemmte mein Denken und meine Kreativität eher, als dass es sie förderte.

44 „Through coding, you *define* what is happening in the data and begin to grapple with what it means.“ (Charmaz 2014: 113, Hervorh. i. O.) So erschien es mir zum Beispiel nur bedingt sinnvoll, sich strikt an das Strauss’sche Kodierparadigma mit seinen Vokabeln zu halten, immer nach den Bedingungen, der Interaktion zwischen den Akteuren, den Strategien und Taktiken und den Konsequenzen zu gucken, auch wenn Strauss mahnt, dass „ein Kodierverfahren, in dem die einzelnen Punkte des Paradigmas nicht berücksichtigt sind, kein echtes Kodieren ist“ (Strauss 1994: 57). Möglicherweise ist es eine Frage dessen, wie die Begriffe jeweils definiert bzw. in Analysefragen an das Material übersetzt werden. Zu fragen, von welchen formalen und informellen Regeln eine Situation geprägt ist, wie Akteure interagieren und welche Absichten sie verfolgen, welche Folgen ihr Handeln hat – das kann ich nachvollziehen. Aber zwischen „Strategien“ und „Taktiken“ zu unterscheiden, verstehe ich in diesem Zusammenhang beispielsweise nicht. Insgesamt liegt es mir da deutlich näher zu fragen, wie eine Situation ‚funktioniert‘ – wie Interak-

setzung mit dem Material mein Erkenntnisinteresse anhand von zwei Fragen, die ich an das Material herantrug:

- Was macht das Leben, den Alltag, die Arbeit in einem Kriegs- und Krisengebiet aus?
- Wie positioniert, d. h. wie beschreibt er/sie sich und andere? Welche Eigenschaften, Aufgaben, Rollen, Werte weist er/sie zu? Anhand welcher Kategorien/Trennlinien unterscheidet er/sie? Wie werden Unterscheidungen mit Werten/Wertigkeiten verbunden?

Es sind gerade diese analytischen Fragen an das Material und das ständige Denken in Textform⁴⁵, die diese Art der Interpretation weit über eine reine Beschreibung des Materials hinauswachsen lassen. Indem man nach den Zuschreibungen von Bedeutungen bestimmter Begriffe fragt, Situationsdefinitionen verschiedener Wissender vergleicht und sich auf die Bedingungen unterschiedlicher Interpretationen konzentriert, werden Abstrahieren und Konzeptualisierung möglich (Lempert 2007: 250-251). Das Formulieren und Schreiben spielt dabei eine zentrale Rolle, gerade weil es, wie Corbin meint,

„unerlässlich ist, eine Sprache und Begriffe zu haben, um über Phänomene und Probleme zu sprechen, denen die Praktiker/innen in einem beliebigen Feld begegnen. Hier gilt die Feststellung Blumers (1969), dass es ohne eine konzeptuelle Sprache keine Grundlage für Diskussion, Konflikt, Verhandlung oder Entwicklung einer wissensbasierten Praxis gibt.“ (Corbin 2011: 167)

Zum Material gehörten auch Äußerungen in Bezug auf mich bzw. Reaktionen auf meine Impulse (Fragen wie Bemerkungen). Schließlich sind beide am Gespräch Beteiligten an der Gesprächs-/Verständigungs-/Bedeutungsarbeit beteiligt, die im Interview geleistet wird – „and the interactional turn asks people to consider that work when reviewing, analyzing, and presenting their transcripts“ (Rapley 2012: 543).⁴⁶ Entsprechend war es mir zum einen wichtig, aufmerksam zu beobachten,

tionen und Deutungen ineinandergreifen, anhand welcher Unterscheidungen welche Zuschreibungen gemacht werden, welche Rahmenbedingungen als solche anerkannt, bestätigt, hergestellt werden. Ich glaube, dass dies nicht Strauss' Vokabeln sind, aber diese Fragen trotzdem seinen Anspruch an ein Verstehen der Empirie widerspiegeln.

45 „Overall then, the memo records my initial analysis, illuminates the gaps in that analysis, provides direction for work outside of the data, and furnishes an elemental foundation for further comparison, contract, reconstruction, and refinement.“ (Lempert 2007: 253)

46 Siehe auch Roulston 2010: 88-89.

welche Rolle ich mit meinen Erwartungen und Vorgaben für die Äußerungen meiner Gesprächspartner spielte. Mit Deppermanns (2013: Abs. 61) Begriffen gefragt: Welche Relevanzen legte ich nahe und wie reagierten die Befragten hierauf? Wie gestalteten sie den Dialog und die Interaktionsbeziehung? Wie wird darüber hinaus auf weitere gesellschaftliche Erwartungen, Positionen und Diskurse Bezug genommen? Zum anderen sah ich mir in der Analyse an, wie ich mich im Gespräch positionierte und wie ich als Gesprächsgegenüber von meinen Interviewten zur Positionierung genutzt wurde. Wie und auf welcher Basis positionierten sie mich – als ZuhörerIn, als Expertin, als gut unterhaltenes Publikum, als Kontrahentin/Streitpartnerin, als Verbündete, Fremde, Zugehörige?⁴⁷

Meine gesteigerte Aufmerksamkeit für diese Fragen floss in die Interpretation des Materials ein – sei es, weil meine Gesprächspartner Unterscheidungen und Begriffe benutzen (z. B. „Bevölkerung“, „Anwohner“, „internationale Akteure“) und auf Diskurse Bezug nahmen („zivil-militärische Zusammenarbeit“), die manchmal ich ins Gespräch eingeführt hatte, woraufhin ich ihnen an sich keine besondere Bedeutung zumaß, oder indem ich im Laufe der Interpretation vermerkte, dass sich

47 Siehe auch Lucius-Hoene/Deppermann 2005: 177-180. Andere Forscher_innen haben diese Positionierung ihrer selbst durch die Interviewten auch als Herausforderung empfunden. So problematisiert Hüsken, dass die interviewten Entwicklungsexperten für ihn als Forscher eine besondere Herausforderung darstellten, da sie akademisch gebildet und Evaluation gewohnt seien und deshalb einen besonders kritischen Blick auf derlei Projekte hätten (Hüsken 2006: 18). Ein habilitierter Experte begegne dem Nachwuchsforscher ähnlich kritisch wie seinen eigenen Promotionsstudenten. Zudem habe die Mehrheit der Befragten eine recht schlechte Meinung von Ethnologen („Moralisten ohne echtes Fachwissen“), so dass es schwierig gewesen sei, die Interviewsituation in eine offene Gesprächssituation zu verwandeln. Ähnlich illustriert Foley, wie sie als Forscherin in ihren Interviews zu Hebammen positioniert wurde: „This difference in training influenced how respondents approached me and the research project. Without exception, every single nurse midwife whom I interviewed asked me ‚What’s your hypothesis?’ [...] The nurse midwives had clearly been trained in the scientific method and had an expectation that research should be conducted in a certain way. My inductive, open-ended approach did not mirror the deductive, structured model they had learned during their training. Because I approached research in a different way from what they are accustomed to, it may have influenced the stories they told.“ (Foley 2012: 313) Foley macht stark, dass solche Positionierungen nicht nur ein Problem für die Datenerhebung darstellen können, sondern sich für die Fragestellung nutzen lassen; so z. B. wenn Gesprächspartner_innen sich teilweise explizit in Bezug auf die Forscherin positionieren: „In this case, the respondent used the young interviewer as a resource around which to construct her narrative.“ (Foley 2012: 313)

mein Gesprächspartner in Bezug zu mir als erfahren in Gesprächsführung und Vertrauensbildung darstellte (etwa wenn ein Soldat vermutete, dass ich – wie er als CIMICer – wohl ebenfalls in Gesprächsführung ausgebildet sei). Im Rahmen der nachfolgenden empirischen Kapitel wird diese Bezugnahme auf mich besonders deutlich im Kapitel 5.4 deutlich, in dem die Frage im Fokus steht, wie bisweilen als unaussprechlich wahrgenommene Erfahrungen und Sinneseindrücke der Intervenierenden erzählt werden können – auch mir. Nicht zuletzt hierbei erwiesen sich in der Arbeit mit den Transkripten die früher mal angelesenen und zugegebenermaßen zunächst zur Seite gestellten interaktionistischen Grundüberlegungen als unerwartet fruchtbar, indem sie der darin für mich offensichtlichen Interaktion eine sozialtheoretische Erklärung zugrunde legten und die praktische Analysearbeit bereicherten.

Im Umgang mit dem weiteren Text, dem nächsten Abschnitt ging ich ebenso vor wie gerade geschildert. Mein Ziel war es, möglichst viele Lesarten zu generieren und auszuprobieren und mit der Zeit manche von den Daten gestärkt zu sehen und andere zu verwerfen. Im nächsten Schritt fasste ich meine ersten Interpretationen insofern zusammen, als ich einen Code herausgriff und auf einem leeren Zettel mit einer Mindmap das Stichwort/den Code und seine verschiedenen „Ausprägungen“ und Dimensionen im Material festhielt, inklusive kurzer Materialzitate und Verweisen auf die relevanten Materialorte (Zeilennummern). Auch wenn mir die konkreten Visualisierungen Strauss' von sozialen Welten und Arenen nicht viel sagen – zu kompliziert erschienen mir die geraden und geschwungenen Linien, die Kreise und Rechtecke auf den ersten Blick, gefiel mir sein Hinweis, mit Grafiken (Schaubildern, Matrizen, Tabellen) zu arbeiten, um die Analyse voranzutreiben (Strauss 1994: 190-199). Ich fand es immer hilfreich, meine Gedanken bildlich darzustellen und damit nochmal anders greifbar zu machen.

Denn Bilder sind nicht im selben Maße auf Linearität angewiesen, wie es Texte sind. Clarke macht dieses Argument sehr stark: Als visuelle Darstellungen „durchbrechen sie (einige/die meisten) unsere(r) normalen Arbeitsweisen und fordern uns heraus, die Dinge ganz neu zu betrachten“ (Clarke 2012: 74). Darüber hinaus eignen sich Maps für relationale Analysen und die Darstellung räumlicher und zeitlicher Narrative. Am wichtigsten aber ist, laut Clarke, dass man „sich auf Karten viel schneller und einfacher bewegen [kann] als in narrativen Texten – dadurch sind sie ideal für analytisches Arbeiten“ (ebd.). Das gilt nicht nur für den Fall, dass der Forschungsgegenstand selbst aus Gemeinschaften, Organisationen, Schauplätzen und Kollektiven und ihren Standorten besteht (ebd.: 81), sprich: nach der Relationalität gefragt wird, sondern wie Clarke herausstellt, auch generell für die analytische Arbeit mit dem Material. Mindmaps erleichtern das In-Bezug-setzen von Codes und damit auch das Entwickeln von übergreifenden Kategorien und zentralen Dimensionen. So auch für mich. Ich fragte: Wie stehen die zueinander? Wie passt das eine zum anderen? Gibt es Widersprüche? Auf diese Weise arbeitete ich Zusammenhänge, Ähnlichkeiten und Unterschiede heraus und ging mit meinen Codes und Kon-

zeptualisierungen wieder an das Material heran, um es auf weitere Beschreibungen und Kennzeichen für eben diese zu untersuchen. Und in dem Versuch, die Dinge zu ordnen, Sinnhaftigkeiten und Zusammenhänge zuzuordnen und zu systematisieren, taten sich Lücken auf, weitere Fragen, die beantwortet werden wollten und dies entweder im Laufe der Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Transkript und Feldmaterial konnten oder als Lücken und Fragen für kommendes Material bestehen blieben. Die entstandenen Mindmaps wiederum versuchte ich in Fließtexte (Memos) zu gießen, ein Versuch, mein Material in narrativer Form zu konzeptualisieren.⁴⁸

Ich ging mit mehreren Transkripten so vor und zielte darauf, einerseits Code- und Kategoriensysteme zu entwickeln, die dem einzelnen gerecht wurden, sowie andererseits zunehmend Transkript-übergreifend zu vergleichen, nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden zu fragen und so weniger an Einzelfällen bzw. verschiedenen individuellen ‚Typen‘ von Praktiker_innen zu arbeiten als die Selbst- und Fremdpositionierungen von Praktiker_innen als relationales Feld zu konzeptualisieren. Entsprechend erstellte ich auch Mindmaps, die einzelne Themen, aber mehrere Interviews abdeckten und probierte so, welche Schlagworte sich eigneten, um Dinge zusammenzufassen und zu überschreiben – sprich, welche Kategorien sich gut bilden ließen.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich intensiv vor allem mit den Transkripten von elf Interviews gearbeitet. Jetzt zog ich die weiteren 14 Gespräche hinzu, hörte mir diese jeweils komplett an und hielt alle Aussagen schriftlich fest, die sich in Bezug zu den von mir aufgestellten Kategorien und ihren Ausdeutungen stellen ließen. Darüber hinaus hielt ich weitere besondere Erzählungen und Schwerpunktsetzungen fest. Die Erträge dieses Analyseschritts verknüpfte ich mit den bereits angefertigten Mindmaps und Kategorien. Und schließlich musste sich all dies in einem linearen Text bewähren, in dem ich schließlich die erarbeitete analytische Struktur aus Kategorien und Codes zu beschreiben versuchte.

Bis hierhin hatte ich mir gelegentlich Notizen zu weiterem diskursivem Material gemacht. Mit dem ersten stimmigen analytischen Text zu meiner eigenen Empirie zog ich dieses systematisch hinzu, wobei ich wissenschaftlicher Literatur und Publikationen von Organisationen im Feld besondere Bedeutung zumaß. Aber auch Romane, Zeitungsartikel, Fotoreportagen und Kinofilme – mit Clarkes Worten „alles, was zur Hand war und relevant und/oder [...] provokativ erschien“ (Clarke 2012: 105) nutzte ich zum Vergleichen, Hinterfragen, Irritieren und Ergänzen. Und so brachte ich den analytischen, ausschließlich auf meinem empirischen Material basierenden Text nach und nach in Dialog mit den Analysen und Interpretationen

48 Siehe Lempert 2007: 245.

anderer, mit dem Ziel, eine stimmige Darstellung der Selbst- und Fremdverständnisse von Intervenierenden vorzulegen.

Wie schon zuvor argumentiert, heißt ‚stimmig‘ dabei weder zwangsläufig widerspruchsfrei noch eindeutig im Sinne einer möglichen Deutung. Der aufmerksamen Leserin, dem aufmerksamen Leser der folgenden Kapitel wird es nicht entgehen, dass manches Interviewzitat mehrfach verwendet und mit Bezug zu verschiedenen empirischen Kategorien zitiert und interpretiert wird. Das ergibt sich meines Erachtens automatisch, wenn verschiedene Fragen an dieselbe Textstelle gestellt werden.

4.3.3 Interpretation allein und im Austausch mit anderen

Den größten Teil der Interpretation habe ich auf diese Weise allein für mich vorgenommen. Zusätzlich hatte ich jedoch immer wieder die Gelegenheit, unterschiedlichen Gruppen und Personen Teile meines empirischen Materials vorzulegen, ihre Eindrücke und Interpretationen zu hören und Deutungen zu diskutieren – eine sehr wertvolle Ergänzung der Arbeit allein.⁴⁹ Die Anregungen aus all diesen Settings nahm ich in Form von Notizen, kommentierten Transkriptausschnitten oder Audioaufzeichnungen in meine weitere Arbeit auf. Der Mehrwert eines solchen Austauschs mit anderen, des gemeinsamen Arbeitens mit dem Material liegt nicht darin, meine Voreingenommenheit zu korrigieren oder näher an die dem Material zugrundeliegende Bedeutung zu kommen, sondern vielmehr „mehrere mögliche Deutungen zu entwickeln und die Vorstellung von ‚richtigen‘ und ‚falschen‘ Deutungen aufzugeben“ (ebd.: 50). Denn, wie Clarke an anderer Stelle sagt, wir müssen „uns wieder und immer wieder um Strategien bemühen, die uns als Forscher destabilisieren und jene Positionen in Frage stellen, die uns am liebsten sind, um zu versuchen, gegen den Strom unserer eigenen ‚guten Absichten‘ zu schwimmen.“ (Clarke 2012: 118)

49 Mit einer Interpretationsgruppe von Soziologie-Promovierenden an der LMU und meinem Kolleg_innenkreis am Lehrstuhl für Friedens- und Konfliktforschung der Universität Augsburg teilte ich ausgewählte Transkriptausschnitte. Elke Schneider, studentische Hilfskraft und Praktikantin am selben Lehrstuhl, transkribierte einige Interviews, las andere Korrektur und interpretierte anhand der oben geschilderten Vorgehensweise – ein Prozess, währenddessen wir uns mehrfach zum Austausch zusammensetzten. Zudem bot ich im Rahmen meiner Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Augsburg ein Masterseminar zu Interviewforschung an, bei dem die verschiedenen Phasen eines empirischen Projekts an meiner Arbeit verdeutlicht und zum Teil ausprobiert wurden. Auch hier gab ich kleinere Transkriptausschnitte zu lesen und stellte ganze Transkripte zur Interpretation im Rahmen von Hausarbeiten zur Verfügung.

4.4 ZUSAMMENFASSUNG UND DARSTELLUNGSWEISE IN DEN FOLGENDEN KAPITELN

Dieses Kapitel zielte darauf ab, die Konzeption der empirischen Untersuchung darzulegen und methodologisch zu reflektieren. Anknüpfend an die interaktionistischen Grundlagen aus Kapitel 3 beschrieb ich dazu mein Forschungsfeld der zurückgekehrten Praktikerinnen und Praktiker als soziales Netz, das neben menschlichen Akteuren auch von Diskursen, Symbolen und anderen Objekten geprägt wird. Anschließend legte ich dar, wie sich mein Zugang zu diesem Feld gestaltete, wie ich Kontakte knüpfte und Gesprächspartner ansprach. Aber auch mein Verständnis des Interviews als Datengenerierungsmethode schließt an interaktionistische Theorien an, weshalb hier neben dem thematischen Ablauf der Gespräche auch die Interviewsituation samt Rollenverteilung und Erwartungen reflektiert wurde. Im letzten Teil des Kapitels stand der Interpretationsprozess im Fokus, der sich gemäß der Analysehaltung der *Grounded Theory* mit der Datengenerierung und Analyse verbob.

In den folgenden empirischen Kapiteln werde ich nun die Ergebnisse dieser Analyse vorstellen. Die Tabelle im Anhang gibt einen Überblick darüber, mit wem ich gesprochen habe, auf wessen Erzählungen ich also Bezug nehme. Sie listet meine Gesprächspartner_innen mit beruflichem Hintergrund sowie Region und Dauer der Interventionserfahrungen auf. Um sie nicht identifizierbar, aber zugleich als Person spürbar zu machen, habe ich meinen Gesprächspartner_innen Pseudonyme gegeben.⁵⁰ Beziehe ich mich auf eine Person, nenne ich zunächst Vor- und Nachnamen (des Pseudonyms) und gehe anschließend meist dazu über, nur den Vor- oder Nachnamen zu verwenden, je nachdem ob ich denjenigen oder diejenige im Gespräch selbst duzte oder siezte.⁵¹ In den Zitaten kürze ich die Namen jeweils mit Initialen ab.⁵² Wenn ich jemanden zum ersten Mal zitiere, nenne ich außerdem den

50 Die Pseudonyme sind entsprechend des Geschlechts der jeweiligen Interviewpartner_innen gewählt. Zwar habe ich Geschlecht im Laufe der Dateninterpretation nicht als maßgebliche Kategorie definiert und nehme nur an einzelnen Stellen auf Geschlecht und Gender Bezug, möchte aber nicht zuletzt der Leserin und dem Leser die Möglichkeit einräumen, diesen Aspekt beim Lesen mitzudenken und Überlegungen zu seiner Relevanz aufzustellen.

51 Ich mache das hier transparent, ohne dem gleich eine bestimmte Bedeutung beimessen zu wollen.

52 Obwohl dies in qualitativ-empirischen Studien bislang üblich ist, sowohl bei Zitaten als auch bei Paraphrasen, verzichte ich dabei auf die Angabe der Transkriptzeile(n). Es macht

Beruf bzw. das Arbeitsfeld der Person – eine Handhabungsfrage, die den Kern meiner Arbeit berührt, nämlich wer welchen Zuordnungen Bedeutung zumisst oder auch nicht. Ich habe meine Gesprächspartner_innen beim Erstkontakt auf ihre berufliche Erfahrung und Rolle hin angesprochen, eine erste Nennung derselben entspricht dem in gewisser Weise. Zugleich ist nicht alles Gesagte berufsbezogen oder gar berufsabhängig, weshalb ich den Beruf nur dann noch einmal explizit nenne, wenn ich es für das konkrete Zitat für wichtig zur Orientierung oder Einordnung halte.

Neben den von mir Interviewten werde auch ich an der einen oder anderen Stelle in den kommenden beiden Kapiteln sichtbar. Auch hier habe ich versucht, die Balance zu halten: einerseits meinen Part als Interviewerin und Interpretin transparent zu machen und andererseits nicht mich und meine Perspektiven, sondern die Erzählungen, Erfahrungen und Deutungen der interviewten Intervenierenden in den Mittelpunkt zu stellen.

5 Merkmale der Interventionssituation und ihre Bedeutung für die Erfahrungen von Intervenierenden

Das erste der empirischen Kapitel nimmt die Situation und das Umfeld von Intervenierenden in den Blick und greift damit die erste der Analysefragen auf (vgl. 4.3.2): Was heißt Intervention, wie erleben Intervenierende die Interventionssituation und worin unterscheiden sich ihre Wahrnehmungen und Erfahrungen? Anhand von vier Kategorien werde ich diese Fragen unter die Lupe nehmen und in diesem Kapitel beantworten – jene vier Kategorien, mit denen sich die wesentlichen, in den Gesprächen dominanten Beschreibungen am besten fassen lassen, mit denen sich also die Interventionssituation am besten beschreiben lässt.

An den Anfang stelle ich die Empfindung der Interventionssituation als unglaublich komplex und die Herausforderung, das eigene Tun und Wirken irgendwie zu verorten (5.1). Das zweite große Thema, das ich ausgemacht habe, ist Sicherheit bzw. Unsicherheit, gewissermaßen omnipräsent, insofern es (querstehend) mit vielen anderen Themen-/Handlungsfeldern in Beziehung gesetzt wird (5.2). Anhand der Kategorien Grenzen und Grenzenlosigkeit gehe ich dann auf das Raum- und Zeitempfinden von Intervenierenden ein (5.3). Als viertes stehen die belastenden Eindrücke im Mittelpunkt, die Intervenierende aus ihren Einsätzen mitnehmen (5.4). Alle vier Unterkapitel sind so strukturiert, dass zunächst die Situation beschrieben und dann die dazu entwickelten Einstellungen, Gefühle und Handlungsstrategien skizziert werden. Zum Schluss fasse ich die wesentlichen Merkmale der Interventionssituation und ihre Bedeutung für die Erfahrungen von Intervenierenden zusammen (5.5).

5.1 „ABARTIG KOMPLEX.“ DIE INTERVENTIONSSITUATION UND DAS EIGENE WIRKEN

Aus Sicht der Intervenierenden ist die Interventionssituation komplex und vielfältig. Während manche angesichts der offensichtlichen Herausforderungen des jeweiligen Landes vor allem viele Chancen sehen, sich einzubringen und etwas zu bewirken, fällt es anderen schwer, den sozialen und politischen Kontext oder die eigene Arbeit mit ihren geplanten und ungeplanten Folgen so richtig zu ‚überblicken‘. Das soziale Gefüge vor Ort, die Interventionsstrukturen wollen bedacht werden und sind doch nicht immer berechenbar. Und so entwickeln Intervenierende eine Vielzahl von Handlungsstrategien, um der Unübersichtlichkeit Herr zu werden. Sich auf konkrete Tätigkeiten im Hier und Jetzt zu konzentrieren, zu planen und Sichtbares/Messbares zu schaffen sind einige der Möglichkeiten. Das eigene Wirken im ‚großen Ganzen‘ wird greifbarer, wenn die anvisierten gesellschaftlichen und ökonomischen Transformationsprozesse in konkreten Dingen und Objekten sichtbar werden und es Schul- und Verwaltungsgebäude einzuweihen, Straßen und Brücken zu bauen gibt. Nicht jede Intervenierende nutzt alle diese Strategien gleichermaßen. Abgesehen von möglichen persönlichen Haltungen sind es Aufgabenfelder und Berufsverständnisse, die meinen Beobachtungen/Auswertungen zufolge manche Strategien eher nahelegen als andere.

5.1.1 Interventionssituationen als komplexe Settings

Interventionssituationen sind vielfältig und komplex. In diesem Unterkapitel möchte ich aufzeigen, dass sowohl die internationalen Interventionsstrukturen mit ihrer Akteursvielfalt, ihrer Bürokratie und ihrer Politik als auch die intervenierte Gesellschaft mit ihren kulturellen und sozialen Regeln bedingen, dass Intervenierende sich erheblich gefordert fühlen. Hinzu kommt, dass sich Intervenierende komplexen Problemstellungen gegenübersehen – wie kann das gehen: Frieden schaffen, Versöhnung fördern, Armut reduzieren, Sicherheit schaffen? Explizite Aufgaben und implizite Ziele, die die einen überfordern, machen für die anderen den Reiz der Intervention aus.

Die ‚internationale Maschinerie‘ – Akteursvielfalt, Bürokratie und die Politik der Intervention

In Interventionssituationen tummelt sich eine Vielzahl von Akteuren: einheimische und ausländische, nationale und internationale, staatliche und nichtstaatliche, politisch/wirtschaftlich/gesellschaftlich relevante Akteure. Wenn Bundeswehrsoldat Dennis Richter von der ‚internationalen Maschinerie in einem Einsatzland‘ spricht,

entsteht das Bild eines ausgefeilten, vierteiligen Gefüges in meinem Kopf, in dem ein Rädchen in ein anderes greift, vieles voneinander abhängt und weder jede Handlungsabfolge absehbar noch beeinflussbar ist. Das ist nicht unbedingt (nur) negativ – es birgt auch eine gewisse Faszination dafür, wie so eine vieldimensionale Intervention funktioniert.¹

Schon in der eigenen Organisationsstruktur kann es unübersichtlich werden. JVA-Beamtin Madlen hatte sich auf einen bestimmten Posten in der südsudanesischen UN-Mission beworben. Als sie ankommt, weiß die UN-Missions-Verwaltung im Land trotzdem nicht so recht, wo und wie sie sie nun einsetzen soll. Einen zuständigen Ansprechpartner gibt es nicht. Madlen reagiert pragmatisch – sie wartet ab, fügt sich ein, findet eine Aufgabe: „Es ist letztendlich eher, das muss man ein bisschen sagen, so eigeninitiativ gewesen, ne? Also es ist heilloser Durcheinander [...] ohne spezifische Stellenbeschreibung [...] das war ein bisschen schwierig.“ Es ist eines der vielen Beispiele aus dem Interventionsalltag, dass Intervenierenden ein hohes Maß an Flexibilität abverlangt wird.

Innerhalb eines bestimmten Bereichs wie der humanitären Hilfe in einem Gebiet wiederum kommen Intervenierende einer Organisation gegebenenfalls mit vielen anderen zusammen. THWler Kurt Zehlen formuliert: „Wir sind immer eingebunden in so ein System.“ Während das THW sich nur um den technischen Teil eines Flüchtlingscamps kümmert, seien andere Organisationen für die Betreuung der Geflüchteten zuständig. Insgesamt komme man mit vielen zusammen, so Zehlen. Er zählt auf: UNHCR, WFP, MSF, Oxfam, ICRC, von japanischen Hilfsorganisationen bis zu den europäischen Hilfsorganisationen, und sagt dann: „Sie haben mit Indern zu tun, mit Australiern, mit Engländern, mit Pakistani, Sie haben mit arroganten Leuten zu tun, mit Leuten, die nett sind, ne? Das ist wie das wahre Leben. [...] und die lokalen natürlich. Wasserbehörde, Baubehörde [...] viele Charaktere, viele Nationen.“ (Interview Kurt Zehlen) „Viele Charaktere, viele Nationen“ – da höre ich wieder die geforderte Flexibilität heraus. Man kann sich nicht auf ein Schema festlegen, man weiß nicht, was einen genau erwartet – weder was Nationalitäten, noch was Persönlichkeiten angeht. Entsprechend hilft es, grundsätzlich auf Kommunikation und ein offenes Miteinander eingestellt zu sein.

Auf die Frage, wer noch an deutschen oder internationalen Akteuren vor Ort war, antwortet Bundeswehrsoldat Franz Müller: „Tausende. (1) Tausende vielleicht nicht, aber hunderte. [...] Bundeswehr, andere Ressorts, Polizei, jede Menge Organisationen, Hilfsorganisationen von der kleinen Ein-Mann-Ich-AG bis zu größeren

1 In unseren zwei Gesprächen denkt Dennis immer wieder laut über diese Frage nach und bescheinigt mir, an einer „ganz wichtigen Sache“ dran zu sein.

[...] die ganze Palette.“² Beim ersten Mal falle der Überblick da oft noch schwer, so auch Soldat Christopher Schiefer. Beim zweiten, dritten Einsatz finde man sich leichter zurecht: „man weiß, wen man wo wie ansprechen kann, man findet sich leichter im jeweiligen Raum und in der Konstellation, wer ist dort, wer spielt dort welche Rolle, welche Wichtigkeit, was verändert sich dort wie“ (Interview Christopher Schiefer). Entsprechend sei es auch zunehmend leichter, seinen Job gut zu machen.

Es ist zu vermuten, dass sich nicht nur Intervenierende, sondern auch Intervenierende mit dem Problem komplexer Interventionsstrukturen konfrontiert sehen. Schließlich sind nicht nur zusätzliche, wechselnde internationale Akteure vor Ort, sondern im Fall von *State-* oder *Peacebuilding*-Prozessen auch neu geschaffene und ggf. zusätzlich/parallel zu bisherigen Strukturen bestehende Institutionen und Organisationen. Im Zweifelsfall schlüpfen Intervenierende in die Rolle von Mittlern. Bundeswehresoldat Georg Wälder schildert, dass er als „CIMICer“ afghanischen Gemeinden dabei half, Gelder beim Entwicklungsfonds der Provinz zu beantragen:

„Dann gab es da ja auch so was wie ein äh das war ein pro- nan- nannte sich PDF, Provincial Development Fund- (JB: hm-m, genau) ich weiß nicht, ob Sie davon schon was gehört haben, (JB: ja, ja) ähh das ist ja die interessante Sache, ähm, da konnten also die Gemeinden letztlich Anträge für Kleinprojekte stellen, (1) (JB leise: genau) denen erklärt wie das geht, hat der CIMICer gemacht, weil wir halt die Kräfte haben, die auch vor Ort waren“.

Ob die besagten afghanischen Gemeinden nicht wussten, an welche der (zum Teil neu etablierten) Regierungsstrukturen sie sich mit einem Anliegen wenden sollten, oder ob sie es schlicht bequem fanden, um Hilfe zu bitten – Intervenierende wie Georg Wälder übernehmen die Rolle, den Überblick zu haben und Strukturen zu erklären. Möglicherweise haben sie ihn tatsächlich – nicht nur, weil ihre Herkunftsländer zu den maßgeblichen Geldgebern für Hilfsprojekte, aber auch lokale Regierungsstrukturen zählen, sondern auch, weil die Konzeption der entsprechenden Hilfsprogramme mehr an den sozialräumlichen Vorstellungen der Geber als den sozialen Strukturen des Interventionslandes orientiert ist (siehe Mielke/Schetter 2007).

Es ist nicht nur die Zahl der Akteure, die möglicherweise herausfordert. Es sind auch die zahlreichen ausgesprochenen und unausgesprochenen Ziele und Interessen dieser *Player*, die man mitdenken muss. Die „riesige internationale Community unter einen Hut zu kriegen“ sei sehr, sehr schwer, so Polizist Jochen Pahlmann. So schildert er, dass während seiner beiden Einsätze in Afghanistan viele Internationa-

2 In Klammern gesetzte Zahlen geben in Interviewziten Gesprächspausen in der jeweiligen Sekundenlänge an.

le vor Ort waren, die verschiedene (staatliche) Aufgaben untereinander aufgeteilt hatten: die Italiener kümmerten sich um das Rechtssystem, die Japaner um die Entwaffnung und Demobilisierung, die Amerikaner um das afghanische Militär. Die Deutschen zeichneten für den Aufbau der afghanischen Polizei verantwortlich, auf der Führungsebene eine „sehr politische Aufgabe“ (Interview Jochen Pahlmann). Unter dieser deutschen Leitung wiederum habe es viele Akteure im Bereich Polizeiaufbau gegeben und jeder habe versucht, seine Interessen durchzudrücken. Entsprechend dauert es, Dinge in Gang zu bringen: „Wenn Sie mit verschiedenen Interessengruppen zusammenarbeiten, mit denen Sie ein Ziel gemeinsam haben, die aber alle auch noch Nebenziele haben, dann lässt sich das nicht immer vereinen. Das verlangsamt den Prozess unglaublich.“ (Interview Jochen Pahlmann) Besonders die Amerikaner seien sehr am Polizeiaufbau interessiert gewesen: „Wir haben da sehr viel Druck erfahren, unser Plan eine zivile Polizei aufzubauen wurde immer wieder konterkariert mit dem Versuch, Polizei und Militär gleichzuschalten.“ Schließlich habe man sich darauf geeinigt, dem Innenminister beide Möglichkeiten zu präsentieren. Beim gemeinsamen Treffen merkt Pahlmann dann recht schnell, dass der Minister von den Amerikanern schon vorher zur Seite genommen worden ist. Er resümiert: „[Das] war relativ unfair. Aber gut, da musste man eben durch. Hat Kraft gekostet.“ (Interview Jochen Pahlmann)³ Nicht nur erfordern derartige ‚politische‘ *Settings* ein hohes Maß an Fingerspitzengefühl, Aufmerksamkeit und Verhandlungsgeschick. Auch Frustrationstoleranz ist gefragt.

Möglicherweise stellen Intervenierende aber auch fest, dass ihre Tätigkeit sich nicht mit den ausgerufenen großen Zielen vereinbaren lässt bzw. weit dahinter zurückbleibt. Richterin Maria Ludwig schien es vor ihrem Einsatz sinnvoll, dass Flüchtlinge ihr Land zurückbekommen sollten und man so die Versöhnung zwischen den Bevölkerungsgruppen fördern wollte. Schnell erkannte sie: Land etliche Jahre später zurückzugeben, auf dem in der Zwischenzeit jemand gewohnt und ein Haus gebaut hatte, ohne dass dieser eine Entschädigung erhalten sollte, fördert nicht unbedingt die gute Stimmung. Anderen wiederum fällt es schwer, sich selbst und die eigenen Aufgaben angesichts der Fülle an Akteuren und Aufgaben/Zielen im „großen Ganzen“ zu verorten. Christopher Schiefer bestätigt dies:

„CS: Man muss die Gesamtaufgabe [Stabilität und Frieden zu schaffen] sehen [...]

JB: Mein Eindruck wäre, dass es den meisten [Soldat_innen] schwerfällt, das große Ganze zu sehen.

3 Der deutschen Polizei bescheinigt er wiederum, „keine eigene Agenda“ gehabt zu haben: „Wir als deutsche Polizisten machen da wirklich nur unseren Job“ (Interview Jochen Pahlmann).

CS: Richtig. Jede Organisation hat ja einen bestimmten Auftrag. Und dann muss man gucken, wie passt es in dieses oder jenes Land [...] wir sind ein *Player* im großen Ganzen und da ist dann zu gucken, wo ist dann die Rolle.“⁴

Sich verorten *können* ist das eine, sich im großen Ganzen verorten *wollen* das andere. Ich möchte an dieser Stelle nicht beurteilen, ob ein solcher Bezug notwendig ist oder bewerten, ob er die eigene Arbeit besser oder schlechter macht, finde es aber spannend, ob und für wen er überhaupt eine Rolle spielt. So wie ein nicht unerheblicher Teil der humanitären Organisationen lange Zeit fand, er sei weder Teil des jeweiligen Konflikts noch der gewaltsamen Machtauseinandersetzungen, und diese Dimension seiner Arbeit gern ausblendete⁵, so erzählen die Soldat_innen in den Gesprächen mit mir, dass auch das Militär dazu tendiere, außer Acht zu lassen, dass sein Handeln Folgen auf nicht-militärischen Ebenen hat. Aufgabe der CIMICer sei es, „die zivile Lage“ mitzudenken und den Kommandeur auf mögliche Umstände und Konsequenzen aufmerksam zu machen, z. B. dass es nicht klug ist, zur Hauptgebetszeit durch den Ort zu brettern oder die Obstbäume, mit denen jemand seinen Lebensunterhalt verdient, abzuholzen, um freie Sicht zu haben. Nicht jeder der Kommandeure hört darauf, ähnlich wie bei den Hilfsorganisationen, oder sieht ein, dass Interessen anderer/der einheimischen Bevölkerung mitzudenken sind.

Die Interventionsgesellschaft und ihre sozialen/kulturellen Regeln

Neben den Interventionsstrukturen, die die Situation prägen, ist die intervenierte Gesellschaft mit ihren Kulturen und sozialen Regeln maßgeblich. Diese sind insofern unübersichtlich, als viele der sozialen Regeln im Umgang mit den Menschen vor Ort nicht expliziert werden, aber für erfolgreiche Interaktion maßgeblich sind (wie es eben bei sozialen Regeln so ist). Tatsächlich gehört die Vorbereitung auf eine kulturell sensible Interaktion mit Partnern vor Ort inzwischen für viele Intervenierende zur Vorbereitung auf ihren Aufenthalt. Und auch im Nachhinein werden derlei Situationen reflektiert. Ich erinnere mich daran, dass viele der Soldat_innen davon sprachen, wie wichtig es in der Interaktion mit Afghan_innen gewesen sei, gerade die geschlechtsspezifischen Kommunikations- und Verhaltensregeln zu beachten: zum Beispiel beim Betreten eines Wohnhauses unter allen Umständen stur geradeaus bzw. in Richtung des Gastgebers zu schauen, um den Eindruck zu vermeiden, man schaute sich nach den Frauen des Hauses um.

Mit Vorbereitung ist es nicht getan, große Aufmerksamkeit und Beobachtungsgabe sind nötig, um kulturelle Regeln zu bemerken und sich mindestens äußerlich an diese anpassen zu können. Der Einsatz, so Kurt Zehlen, erfordert Fingerspitzen-

4 Kursivsetzungen in Interviewzitatzen markieren Betonungen.

5 Siehe Gebauer 2009, MSF Ärzte ohne Grenzen 2009, Müller 2009, Redfield 2010.

gefühl im Umgang mit den Kulturen vor Ort. So hätten viele junge Ehrenamtliche beim ersten Mal wenig Gespür für Statusunterschiede und den in Zurückhaltung ausgedrückten Respekt. Zuhören, aufmerksam, höflich sein, Regeln beachten – das lerne man im Laufe der Einsätze. Zugleich kann vieles verborgen bleiben. Maria Ludwig erzählt:

„Ja, man merkt auch erst, wo man ist – oder, man fängt an zu merken, dass man nichts gemerkt hat, nach einem Jahr. Also erst nach einem Jahr ist mir aufgegangen, dass ich eigentlich überhaupt nicht weiß, was die Leute denken. Und in vieles überhaupt nicht reinkomme.“

Ich lese hier heraus: Das Umfeld, in diesem Fall der EU-Mission im Rechtswesen, ist fremd, sie will es verstehen – nicht zuletzt um sinnvoll kommunizieren und agieren zu können und sich so einzufügen. Aber selbst nach einem Jahr in diesen sozialen Zusammenhängen fällt ihr die ‚richtige‘ Deutung der Kommunikation und des Feedbacks schwer. Das verunsichert nachhaltig und gibt ihr das Gefühl, in vielerlei Hinsicht außen vor zu bleiben, nicht Teil der Gruppe zu sein.

Selbst wenn manche Regeln klar formuliert und im Vorhinein mitgeteilt werden, gibt es viele andere, die nicht verbalisiert werden. Für manch einen ist die Zahl aller möglichen Regeln, das Ausmaß der möglichen Verstöße schier unendlich und damit gefühlt unberechenbar. Für Bundeswehrsoldat Martin, der 2011 als CIMICer in Afghanistan regelmäßig den Kontakt zu verschiedenen Dörfern und Gemeinden suchte, scheint schon eine (zwangsläufig unbedachte, weil seinerseits nicht mit Bedeutung versehene) Geste das Potenzial zu haben, respektlos zu wirken und so eine soziale Situation zu sprengen. Umso wichtiger werden ‚eingeweihte‘ Kontaktpersonen, die derlei Regeln kennen, verbalisieren und mitteilen können. Für Martin war es der ihn in Afghanistan jeweils begleitende Dolmetscher, der „als kultureller Berater und einfach als auch als *Door opener* (JB: hm-m, hm-m)“ fungiert: „also eigentlich der wichtigste Mann“, der ihm sagen sollte, „wenn ich irgendwas total Dummes mache [...] oder (1) äh dis- nee, nicht *disrespectful*, also (1) ohne ohne Respekt mich gerade verhalte (JB: ja, genau), unwissentlich“. In seiner Erzählung schwingt mit, dass trotz der wertvollen Hilfe des Vermittlers immer ein Rest Unübersichtlichkeit im Sinne von Unberechenbarkeit und Unsicherheit bleibt, der nur bedingt kontrolliert werden kann.

Die Interventionssituation in ihren Bedingungen und Logiken – Reiz und Überforderungsgefahr zugleich

Die beschriebene Situation ist also eine auf mehreren Ebenen herausfordernde, die Akteuren ein hohes Maß an Gestaltungswillen, Durchhaltevermögen und Anpassungsfähigkeit abverlangt. Insofern können die Vielfalt und die Komplexität der Interventionssituation Reiz und Überforderungsgefahr zugleich bedeuten.

Für einige Intervenierende ist ein schwieriger Teil der Interventionserfahrung, dass sie ihr eigenes Wirken, die Bedingungen und Folgen ihres eigenen Handelns in der beschriebenen komplexen Situation oft nur bedingt einschätzen können. So versucht Bundeswehrsoldat Werner Petzold relativ zu Beginn unseres Gesprächs im Rückblick auf seine Einsätze in Afghanistan seine Erfahrungen zu ordnen und bei aller Unübersichtlichkeit mindestens für einen abgesteckten Bereich zu verlässlichen Schlüssen zu kommen, die wichtigsten Bestimmungsfaktoren des Einsatzes und der Arbeit dort zumindest „einigermaßen zu erfassen dann, was ja unheimlich schwierig ist in diesem Land, ja?“. Am Ende aber, scheint er überzeugt, komme man weder im Einsatz selbst noch in späteren Analysen über sein direktes Umfeld, diesen „kleinen Mikrokosmos, den wir gesehen haben“ hinaus. Und entsprechend wäre es geradezu vermessen, sich ein Urteil über die Gesamtlage bilden zu wollen. Besonders diejenigen (Soldat_innen), „die ja nur punktuell und dann auch wenn überhaupt zwei drei Mal in ihrer ganzen kurzen Laufbahn ganz kurz punktuell in diesem Land präsent sind“ könnten sich eine eigene Einschätzung eigentlich nicht erlauben. Man müsste öfter kommen und viel länger da sein, um die Situation einigermaßen kompetent einschätzen zu können. In der Konsequenz spricht Petzold damit de facto fast jedem Bundeswehrsoldaten die Beurteilungskompetenz über die Interventionssituation ab – die einen (mit der kurzen Laufbahn, d. h. freiwillig Wehrdienstleistenden oder Soldaten auf Zeit) sammeln zu wenig Erfahrung, um einen Überblick kriegen zu können, die anderen (Berufssoldaten bzw. solche mit längerer Dienstzeit wie er) sind vielleicht öfter dort, aber in Wahrheit auch nicht längerfristig in Afghanistan präsent, sind doch die Standzeiten standardisiert und, neben oft gebrauchten und nicht oft vorhandenen Fähigkeiten, zum allergrößten Teil unabhängig von der Dienstart und Verwendung.⁶

Jetzt mag Werner Petzolds Gefühl der völligen Unübersichtlichkeit angesichts seines Interventionsalltags kaum überraschen, gehörte er doch zu der überwiegenden Mehrheit von Soldat_innen, die das Feldlager während ihres gesamten Einsatzes grundsätzlich nicht verlassen. Mir scheint, dass gerade die, die kaum etwas von ihrer Umgebung mit eigenen Augen sehen, die kaum Interaktionserfahrung mit lokalen Bewohnern oder in lokalen Räumen machen, die Situation als noch unübersichtlicher empfinden als andere. Andere sehen die beschriebene Komplexität und Unübersichtlichkeit unabhängig vom Berufs- oder Arbeitsfeld als eine Besonderheit

6 In seiner Bemerkung schwingt auch etwas Diskreditierendes bezüglich meiner (bisherigen) soldatischen Gesprächspartner mit, die er zum Teil kennt. Ich frage mich, ob ihm – der zum Teil explizit und lautstark Meinungen vertritt, die mir von anderen Soldaten als Beispiel für Engstirnigkeit und altmodisches Denken genannt wurden – daran liegt, gleich zu Beginn unseres Gesprächs klarzustellen, dass außer ihm eigentlich keiner weiß, wovon er spricht.

des Arbeitsalltags in Konfliktkontexten an – gerade diese Kontexte seien schwieriger zu durchschauen, aber noch wichtiger zu verstehen als beispielsweise in der klassischen Entwicklungszusammenarbeit, so Roman Poeschke von der GIZ im Rahmen einer Podiumsdiskussion in Heidelberg (Feldnotizen Heidelberg 2012).

In Werner Petzolds oben zitierter Einschätzung, dass man selbst nur einen kleinen Mikrokosmos erlebe und sich kein Urteil erlauben könne, klingen Zweifel am eigenen Überblick schon an. Auch Bundeswehrsoldat Dennis Richter macht sich in unseren Gesprächen wieder und wieder Gedanken darüber, wie ein erfolgreicher Einsatz eigentlich funktionieren kann und kommt zu dem Schluss: „Das ist abartig komplex.“ Gerade in komplexen Konfliktsituationen ist es eine große Herausforderung, Erfolg zu beurteilen, so auch Kai Koddenbrock: „Knowing and analysing your level of success, however, is a big challenge in complex conflict contexts. As a consequence, strategies have to be found to deal with the opacity of both your impact and your area of intervention.“ (Koddenbrock 2012: 221) Und das in einer Zeit, in der Planung und Evaluation zum wesentlichen Maßstab legitimen Handelns geworden sind.

Wo sich die Folgen des eigenen Handelns schlecht einschätzen lassen, können auch Fehler schlechter antizipiert und vermieden werden. Zugleich potenziert sich ihre Wirkung ins im wörtlichen Sinne Unermessliche – in einem konflikt-geprägten Umfeld, das sich auch durch Volatilität, durch Instabilität und Unberechenbarkeit auszeichnet, drängt sich für manchen das Gefühl auf, jeder Fehler kann einer zu viel sein, kann ganze Projekte und politische Ziele unmöglich machen, kann Leben kosten. Die Komplexität kann infolgedessen zum Stillstand führen, vor Angst und Ohnmacht lähmen. Im Gegensatz dazu fühlen sich andere Intervenierende von der Komplexität von Interventionssituation stark (heraus-)gefordert, sehen darin aber den entscheidenden Nervenkitzel. Nicht umsonst spricht Silke Roth auch von „edgework“ (Roth 2015: 91-92) – es ist gerade diese Arbeit an der Kante, die schwierige Balance zwischen Heraus- und Überforderung, die viele Intervenierende reizt.

Auch Soldat Tim Lange macht diesen Eindruck auf mich. In unserem Gespräch streut er Dutzende kleiner Details zu afghanischen Sitten und Gebräuchen ein, viele Namen und Kontakte. Viele seiner Kameraden interessierten sich nicht genug, entwickeln in seinen Augen nicht genug Ehrgeiz, sowohl die kulturellen Regeln als auch die Interventionsstrukturen zu durchdringen. Ein Mangel an Wissen, den er gern auch mal bloßstellt, wenn einer im Rahmen der Vorbereitung sagt, er kenne schon alle nötigen Akteure und Abkürzungen vor Ort:

„Herr Major, wenn jetzt ein ASP-Mitglied einen PDF-Antrag stellt und wenn das in die PTC reinkommt und der die Unterschrift vom CDC nicht kriegt, aber vom *Chief*, damit zum DDA geht und zum DDRD, weil das ja vom MRRD über das ANDS ja alles – geht das oder geht das nicht?“ (Interview Tim Lange)

Er ist durchgestiegen und hat es verstanden, was angesichts der vielen zu bedenkenden Aspekte beflügelt und anstachelt. Die Situation ist komplex, aber er hat zumindest begonnen, sie zu durchdringen und entwickelt einen gewissen Ehrgeiz.⁷ Auch Polizist Lutz sieht in der Vielfalt, der Komplexität der Situation eine willkommene Herausforderung, ja fast eine Einladung. Auf meine Frage, was er mit seiner Arbeit in den Polizeieinsätzen erreichen wollte, was ihm wichtig war, überlegt Lutz eine Weile. Er habe dazu beitragen wollen, dass es anderen, dass es der jeweiligen Bevölkerung dort besser gehe, sagt er langsam. Dann sprudelt es aus ihm heraus, in diesen Ländern gebe so viel zu tun:

„Stell dich auf den Marktplatz, dreh dich um, und guck was im Argen ist. (JB: hm-m) Such dir was aus, nenn es Projekt, (JB: hm-m) (1) oder wie auch immer du es nennen willst und fang an zu helfen. (JB: hm-m) Das hat jetzt keine Nachhaltigkeit. (JB: hm-m, hm-m) Aber du hast in dem Moment, wo du da ankommst, tausend Ideen, was du machen kannst. (JB: hm-m) Definitiv.“ (Interview Lutz Säger)

Es gibt Länder, in Lutz' Sinn: Arbeitskontexte, da reicht es, rundherum einen Blick zu werfen und schon tut sich eine Vielzahl von Aktionsmöglichkeiten auf. Die Situation in Interventionsländern vor Ort scheint manchem offenbar so prekär, dass – fast egal, wo man ansetzt und was man tatsächlich macht – schon ein Treffer dabei sein wird. Man muss nur die Augen aufmachen und schon sind unzählige sinnstiftende Tätigkeiten möglich. Wichtig: es sind Länder jenseits von Deutschland. Während die alltägliche Polizeiarbeit in Deutschland – in einem weitgehend etablierten Rechtsstaat und in jahrzehntelanger Abwesenheit von kriegerischer Gewalt oder gewaltbegleiteten gesellschaftlichen Umbrüchen – viel von Routine und im besten Fall noch komplexen Zusammenhängen geprägt zu sein scheint⁸, fordert die Interventionssituation Lutz heraus, regt ihn an. Das kann eine riesige Chance sein, ein großes Versprechen, wie eine Wundertüte, die einen großen Schatz unzähliger Aufgaben birgt, die es zu entdecken, anzugehen, zu lösen gilt, eine schier unendliche

7 Von allem, was er in Afghanistan sieht und nicht kennt oder nicht versteht, macht Lange Fotos, um sie dann herumzuzeigen und zu erfahren, um was es sich handelt. Das Foto eines blutigen Stoffknotens hätte er einigen Dolmetschern gezeigt, um zu erfahren, was es damit auf sich habe. Alle verweigerten die Auskunft, aber er lässt nicht locker und löst irgendwann einen Gefallen bei einem vertrauten afghanischen Partner ein. Es handelt sich um das Äquivalent der Monatsbinde einer Frau.

8 Dass Lutz sein Herkunftsland Deutschland nicht mitdenkt, könnte darin begründet sein, dass der ‚Entwicklungsstand‘ vergleichsweise hoch ist. Es könnte aber auch daran liegen, dass Lutz in diesem Fall Hintergründe kennt und entsprechend gar nicht erst versucht ist, die Situation als „einfach“ zu beschreiben.

Spielweise. Zumindest gedanklich beschränkt er sich nicht per se auf die ihm zugeschriebene und zuge dachte Funktion (im Wesentlichen Unterstützung im Polizeiwesen), sondern nimmt die Gesamtsituation in den Blick.⁹ In Lutz' Augen wird die Interventionssituation so zur Aufforderung, zur großen Frage, die mitgedacht und beantwortet werden will. Ohne die Komplexität der Situation zu verneinen, ist es Vielfalt, die er sieht – mit einer ausdrücklich positiven Konnotation. Gerade im (hier gedachten, später im Interview formulierten) Gegensatz zu Zuhause fordert die Situation im Konfliktgebiet heraus, positiv formuliert kitzelt sie die Ideen und Kreativität geradezu aus einem heraus.¹⁰

Aus der Vielfalt, dem bunten Teller erwächst im Gegensatz zu Zuhause für Lutz auch das Gefühl, hier tatsächlich etwas Wesentliches leisten zu können. „Meine Welt [zu Hause] ist so klein geworden“, sagt er, der sich nach seinem ersten Auslandseinsatz mehrfach wieder für Polizeieinsätze gemeldet hat. Und auch Madlen erzählt, dass sie auf der Rückfahrt von Veranstaltungen zum Thema Friedensmission oder Treffen mit anderen Interventionserfahrenen merkt, „wieviel kleiner der Horizont wird, ist“. Wer vorher herausgefordert war, in großen Zusammenhängen zu denken und kreativ zu werden, kann – wieder angekommen – im deutschen Arbeitsalltag fast das Gefühl haben, wie mit Scheuklappen durch die Welt zu laufen und sich auf einen (viel zu) kleinen Teil der Welt beschränken zu müssen.

Ich fasse zusammen: Die Interventionssituation präsentiert sich intervenierenden als sehr komplex. Eine Vielfalt an Akteuren, in verschiedenen Arbeitsfeldern, mit verschiedenen Zielen und Interessen, dazu eine Interventions-eigene bürokratische Struktur und die sozialen Regeln einer anderen Kultur. Aber nicht nur die vielen verschiedenen Menschen und Beziehungsgeflechte fordern heraus, auch die Ge-

9 Über den eigenen Aufgabenbereich hinaus zu denken und sich auch/eher mit dem Interventionsgedanken als solchem zu identifizieren, zeichnet Lutz schon in besonderer Weise aus. Das von ihm gewählte Bild („Stell dich auf den Marktplatz“) ist auch insofern interessant, als ich mich frage, ob jede/r Intervenierende auf diese Idee kommen würde – würden auch Bundeswehrsoldaten mit diesem Bild arbeiten?

10 Fast könnte man meinen, die frühen CIMIC-Aktivitäten der Bundeswehr im Kosovo und in Bosnien-Herzegowina seien aus einem ähnlichen Gedanken heraus entstanden. Stichwort „Dachlatten-CIMIC“ – als Baurupps der Bundeswehr Häuser wieder aufbauten, Straßen herrichteten, Kuscheltiere verteilten, humanitäre Hilfe veranlassten. Frei nach dem Motto „Hier sind so viele Häuser kaputt, hier ist die Armut so groß, hier leiden so viele Kinder, da kann Hilfe unsererseits eigentlich an keiner Stelle schaden.“ De facto war es wohl eher der Wunsch der Bundesregierung, möglichst schnell wieder sicheren Wohnraum zu schaffen, um den u. a. nach Deutschland gekommenen Flüchtlingen die Rückkehr zu ermöglichen bzw. nahezu legen (siehe Plenarprotokolle des Bundestages z. B. vom 13.11.1995 zu Bosnien-Herzegowina oder 11.06.1999 zum Kosovo).

samtsituation in ihren Bedingungen, Logiken, Konsequenzen ist komplex. Was die einen herausfordert und frustriert, ist für die anderen Reiz und Nervenkitzel. Aber egal wie, Intervenierende müssen sich zu dieser komplexen Situation positionieren und sich selbst verorten. Wie sie dies tun, stelle ich im folgenden Teil dar.

5.1.2 Das eigene Wirken in der Intervention – wie sich Intervenierende ihrer selbst versichern

Wer sich von der Komplexität einer Interventionssituation, geprägt von einer Vielfalt verwickelter Beziehungen und sich ständig ändernden Ursachen und Faktoren, nicht vor allem angeregt und stimuliert fühlt, sondern Interventionssituationen eher als chaotisch, unvorhersehbar und außerhalb des eigenen Einflussbereichs wahrnimmt, der versucht die Situation handhabbar zu machen und das Chaos mit verschiedenen Mitteln kleinzuhalten. Zu diesen Mitteln zählen zunächst das betonte Selbstverständnis als „Auftragnehmer“ und der diskursive und praktische Rückzug auf „Notsituationen“. Auch betonte Bescheidenheit und die Konzentration auf konkrete technische Aufgaben können Orientierung geben, ebenso wie die eigene Arbeit als „jenseits von Politik“ zu definieren. Ein weiteres übliches Instrument ist die Operationalisierung und Planung von Prozessen. Auch etwas Sichtbares, Messbares zu schaffen ist verführerisch. Und schließlich helfen Diskurse dabei, die Komplexität der Situation zu reduzieren.

Auftragnehmertum

Wer sich als Auftragnehmer versteht, der muss die Entscheidungsverantwortung für eine Intervention nicht selbst tragen, sondern kann sie quasi an einen Auftraggeber delegieren und damit Legitimitätsfragen aus dem Weg gehen. Das ermöglicht nicht nur, generelle Selbstzweifel zu vermeiden, sondern sich auch in konkreten Interaktionssituationen mit Intervenierten der Verantwortung zu entziehen und so möglichen Konflikten mit Hinweis auf den Auftraggeber aus dem Weg zu gehen, wie etwa in den Schilderungen von THWler Andreas Fechtner deutlich wird:

„Wir kommen dahin und wir haben klar umrissenen Auftrag, wir kommen (1) um das Wasserha- um die Wasserleitung hier instand zu setzen, könnt ihr das und das machen? Nö. Wir haben hier einen Auftrag. Dann wissen die genau, was Sache ist. Wir haben einen gewissen Spielrahmen, oder Spielraum, in dem wir uns bewegen dürfen, und wenn eine Anfrage kommt, können wir das auch nach Hause weiterleiten, und die sagen uns dann, ja oder nee. Ja? Das macht es sehr transparent und deshalb – wir können uns auch immer auf die Position zurückziehen und sagen, sorry, das Ministerium hat gesagt, dass. Oder nein, das ist nicht unser Auftrag, oder – ja? Die Rolle ist schon komfortabel. [...] das schafft Handlungssicherheit. Weil das nimmt auch einem Druck letztendlich als ähm Team- Mitglied des Teams, äh,

ich kann das nicht entscheiden, ich muss (1) nachfragen. Ja? Nimmt einem ein Stück weit Flexibilität und man kann nicht überall den Retter spielen, aber (1) ja (1) ja.“ (Interview Andreas Fechtner)

Es ist nicht nur die klare Beschränkung auf ein ganz bestimmtes Tätigkeitsfeld, die Fechtner angenehm findet. Es ist vor allem die Rückzugsmöglichkeit auf die Rolle des Ausführenden, die ihm und seinem Team Druck nimmt und Handlungssicherheit gibt. Die Tätigkeit in der Interventionssituation ist nicht selbst gewählt, sondern per Auftrag zugeteilt. Die entsprechende Selbstpositionierung als „Auftragnehmer“ entlastet ihn.

Das THW entspricht in diesem Sinne seinem „großen Bruder Bundeswehr“, wie Andreas Fechtner an anderer Stelle formuliert. Als nachgeordnete Behörden können sich beide auf die Position des Auftragnehmers zurückziehen. Tatsächlich ist der entsprechende Diskurs in der Bundeswehr weit verbreitet und in der Interaktion von Bundeswehrsoldaten und ziviler Öffentlichkeit ein gern bemühter Referenzpunkt, besonders wenn es darum geht, auf Kritik an den Auslandseinsätzen der Bundeswehr zu antworten oder ihr, in vorausweisendem Gehorsam, zuvorzukommen. So ordne ich zumindest die Reaktion von Georg Wälder ein, als ich ihn fragte, was er mit seiner Arbeit in Afghanistan erreichen wollte. Er lacht erstmal und sagt dann:

„Jetzt haben Sie mich auf dem falschen Fuß erwischt. Ich wollte gar nichts erreichen. Ich bin dort als Vertreter der Bundesrepublik Deutschland. (1) Die hat uns einen Auftrag gegeben. (1) Und was wir mit diesem Auftrag erreichen sollten, müssten Sie meinen Minister fragen. (1) Ich persönlich habe mir keine Ziele gesetzt, sondern habe gesagt, okay, zivil-militärische Ar-Zusammenarbeit ist notwendig, damit gewisse Dinge koordiniert werden. (JB: ja, ja) Das haben wir auch gemacht, das ist uns auch mit Masse gelungen. (1) Was aber mit dem Gesamtprojekt, Einsatz Afghanistan, erreicht werden soll, so nach dem Motto Zielsetzung durch die Bundesregierung, (JB: ja, ja) das fragen Sie bitte die Bundesregierung.“ (Interview Georg Wälder)

Er ist bei weitem nicht der einzige, der im Gespräch über Auslandseinsätze sehr klar auf die Verantwortung der Politik verweist. Viele werden nicht müde, immer wieder deutlich herauszustellen: Die Bundeswehr entscheidet nicht selbst über ihre Einsätze, sondern kann nur mit einem Mehrheitsbeschluss der Bundestagsabgeordneten für einen konkreten Auftrag ins Ausland geschickt werden. Darüber hinaus untersteht sie auch sonst einer zivilen politischen Führung und wird von einer zivilen Verwaltung getragen. Trotzdem scheinen Soldaten nicht selten das Gefühl zu haben, sich rechtfertigen zu müssen, vor der zivilen Bevölkerung, aber auch in der medialen Öffentlichkeit, wie Wälder an anderer Stelle in unserem Gespräch beklagt:

„Und wir müssen uns vor der Presse rechtfertigen, warum wir da sind. (1) (JB: hm-m) Ich hab da einmal ein Interview auch gegeben, dem hab ich gesagt, na ja gut, warum wir hier sind, fragen Sie bitte mal ne politische Führung. (JB: hm-m) Die haben uns hierhin geschickt. Ich kann Ihnen nur sagen, was mein Auftrag ist.“ (Interview Georg Wälder)

Diese klare Trennung zwischen „wir“ und „die“ – Biehl und Keller formulieren so schön, dass Distanzierungen zur politischen Leitung und militärischen Führung „im militärischen Kontext durchaus gepflegt werden“ (Biehl/Keller 2009: 128)¹¹ –, der Rückzug auf eine Ausführenden-Position ist hier ganz eindeutig mit dem Von-sich-weisen von Entscheidungsverantwortung verbunden. Soldaten, so formuliert es auch Martin Goset, sind nicht verantwortlich für die „Vorgaben der Politik“ (Interview Martin Goset).

Zugleich kann es frustrierend sein, immer auf die Zustimmung bzw. den förmlichen Auftrag des Auftraggebers Bundesregierung angewiesen zu sein. THWler Kurt Zehlen erzählt, dass das THW im Rahmen seiner Tätigkeit in einem Flüchtlingscamp ein Projekt angeleiert hatte, die Beleuchtung auf den dortigen Wegen zu verbessern, um Frauen besser vor Vergewaltigungen zu schützen. Die Bundesregierung fand das Projekt zu gefährlich für das THW-Team und stempfte es ein: „Das Innenministerium ist halt unser Dienstvorgesetzter [...] wenn die sagen, Schluss, dann ist Schluss. Egal ob wir wollen oder nicht.“ (Interview Kurt Zehlen). Es ist also nicht nur bequem, Auftragnehmer zu sein. Es birgt auch Enttäuschung und Frust, wie in Georg Wälders Ausführung deutlich wird:

„Wenn ich dann das mal in meinen Worten schildern darf, das hat mich unwahrscheinlich betroffen gemacht, (1) da kam ja die Anfrage, ich glaub von den Grünen im Bundestag damals an die Kanzlerin, wie lang soll denn der Einsatz noch gehen. Und da hat die Merkel damals sinngemäß gesagt, na ja, wir können den Einsatz erstmal beenden, wenn wir unsere Ziele erreicht haben. Und dann haben die Grünen gefragt, ja Frau Kanzler, was sind denn die Ziele. Und wissen Sie was die Antwort so sinngemäß war? Wir beenden den Einsatz 2014. (JB lacht leise) (1) Ja, so nach dem Motto, wir schicken mal Soldaten, aber so richtig was dabei rauskommen soll, wissen wir ni- [...] ich muss doch einen einen Status quo definieren, wo das erreicht werden muss, wenn wir raus- Und der muss ja nicht allein fürs Militär definiert werden, sondern auch fürs Auswärtige Amt, für BMZ. (2) Aber da hab ich zumindest das Gefühl gehabt, so richtig weiß ich bis heute nicht, was die Bundesregierung mit dem Einsatz dort wollte. Und wenn sie mir sagt, pass mal auf, mein lieber Soldat, eigentlich wollen wir da gar nicht hin, aber im Rahmen dieser internationalen Gemeinschaft, wir müssen Flagge zei-

11 Mit dem Konzept der Inneren Führung ist diese klare Unterscheidung von Militär und Politik auch institutionell und an prominenter Stelle in der Bundeswehr verankert.

gen, (1) dann kann ich sagen, jawohl ich fahr da hin, zeig Flagge, aber ich mach sonst nichts. Aber selbst diese Aussage ist ja nicht gekommen.“ (Interview Georg Wälder)

Wälder hätte gern mehr über die Ziele des Afghanistaneinsatzes gewusst – um die eigene Arbeit überprüfen zu können, aber vielmehr noch, weil es seinem Anspruch an seriöse Politik entspricht, dass diese sorgfältig abwägt und zweckmäßig vorgeht. Der Eindruck, dass sie dies nicht tut bzw. ihm als Ausführendem kein Narrativ anbietet, das den Einsatz irgendwie legitimiert, frustriert ihn zutiefst.

Nothilfe

Neben der Positionierung als Auftragnehmer ermöglicht auch das designierte Einsatzszenario der akuten Notsituation ein relativ unproblematisches Selbstverständnis als Intervenierende. Das gilt im Fall von Naturkatastrophen und Hungersnöten für die technische Hilfe des THW beim Bau von Notunterkünften und Flüchtlingslagern ebenso wie für humanitäre Hilfe im Sinne medizinischer (Not-)Versorgung. Es sind Konnotationen wie die des Dringlichen und Unpolitischen, die Nothilfe auch für meine Gesprächspartner als Deutungsrahmen für ihr eigenes Tun attraktiv machen. Wo akut Not herrscht und Menschenleben bedroht sind, wo kurzfristig geholfen werden kann, scheint es legitim, nicht nur die Frage nach strukturellen Ursachen und langfristigen Bedürfnissen zurückzustellen, sondern auch die (negativen) Wechselwirkungen des eigenen Intervenierens mit bestehenden Strukturen nicht weiter zu problematisieren. Nothilfe ist für manch einen deshalb im Vergleich zur Entwicklungszusammenarbeit die naheliegendere Wahl. Auf meine Anmerkung hin, ich wolle selbst nicht in der EZ arbeiten, weil ich den Ansatz an sich schwierig fände, stimmt Peter Leibhart zu, der für eine NGO im Bereich Entwicklungs- und Nothilfe arbeitet:

„Wenn es um langfristige Entwicklungszusammenarbeit angeht, dann habe ich auch persönlich ein kritisches, eine kritische Einstellung (JB: jaha). So lange ich meine Arbeit als humanitäre Hilfe bezeichnen kann, dann ist das ganz was anderes (JB: Hm-m). Ja, hier geht's um Menschenleben, äh, um viele (JB: Ja, ja).“¹² (Interview Peter Leibhart)

12 Fassin argumentiert, dass das „viele“ an dieser Stelle tatsächlich einen wesentlichen Unterschied mache und den Inbegriff des humanitären Selbstverständnisses darstelle. Nothilfe „does not just save a few lives; it spares thousands of them“ (Fassin (2010: 242). Er führt aus: „Whereas the hospital doctor may believe that a life is saved once in a while thanks to her or his work, the refugee camp physician has the everyday evidence of tens of existences snatched from death.“ (Fassin (2010: 242) Dieser zahlenmäßige Unterschied sei kein rein quantitativer, bedeutet er doch eine wesentliche Verschiebung von Personen hin zu Bevölkerungen, was zur praktischen und symbolischen Wirkmächtigkeit

Ähnlich erzählt Arzt Thomas Eben, er habe nach der Schulzeit mehrfach Entwicklungsprojekte in Indien besucht und sich dann aber mit der Entscheidung für die Nothilfe davor gedrückt, sich zu den potenziell problematischen Auswirkungen von Entwicklungszusammenarbeit zu positionieren:

„Eine Problematik, der ich (3) naja, so ein bisschen entgehen wollte, war die Frage, Entwicklungshilfe- [...] sagen wir mal so, ich finde den Ansatz dieser humanitären Hilfe in Krisenzeiten, in Katastrophengebieten zu helfen, ähm, einfacher und unproblematischer [...] zumindest in der reinen Theorie ist das ja so, bei der humanitären Hilfe ist sowieso alles kaputt (JB lacht leise), die Leute haben gar nichts, da kannst du jetzt auch nicht sagen, äh, äh, ja, aber Wirtschaft muss sich ja irgendwie auch selbst entwickeln, sondern die sind sonst am Verhungern und das ist auch in vielen Situationen tatsächlich so gewesen, und da ist es sozusagen einfacher. Und das ist was, was bei humanitärer Hilfe eben anders als bei Entwicklungsarbeit ähm (1) – ein Problem, dem man sozusagen ausweicht, ohne dass ich mich abwertend äußern will, überhaupt nicht, ist auch nicht meine Meinung über Entwicklungsarbeit in jeder Form, sondern (1) nur ich habe mich da auf diese Weise darum gedrückt.“ (Interview Thomas Eben)

Nothilfe ist deutlich einfacher zu rechtfertigen, weil sie in Situationen eingesetzt wird, in denen – salopp formuliert – eh Hopfen und Malz verloren sind. Wenn Not und Leid unfassbar groß sind, scheint alles, was man tut, eine Verbesserung zu sein. Thomas gesteht ein, dass das in der Praxis tatsächlich anders aussehen könne, aber der Gedanke beruhigt ihn dennoch ein Stück weit. Auch Koddenbrock stellt für die humanitären Helfer und *Peacekeeper* im Kongo den „comfort of non-transformation“ (Koddenbrock 2012: 225) fest. Bei kurzen Einsätzen mit dem vorrangigen Ziel, Leben zu retten, braucht man nicht darüber nachzudenken. Denn während sich über das Für und Wider konkreter (Entwicklungs-)Maßnahmen vortrefflich streiten lässt, steht das formulierte Ziel, akut gefährdete Leben zu retten, nicht unter Rechtfertigungsdruck. Während man also bei Entwicklungsarbeit über die grundsätzliche Legitimität und die schlechtere Planbarkeit aufgrund längerer Dauer nachdenken kann, ist die Sache in der Nothilfe einfach: wenn es sie nicht gibt, sterben Menschen, so die Logik.¹³

von humanitären Organisationen beitrage (siehe auch Kapitel 6.1 zum Zusammenhang von Masse/Quantität und der Sichtbarkeit von Intervenierenden sowie infolgedessen ihren Selbst- und Fremdverständnissen).

13 Zu dieser Beschränkung, dieser Konzentration auf den Moment zählt nicht nur das Ausblenden der Zukunft, von morgen und übermorgen, sondern auch das Beiseiteschieben der Vergangenheit. Koddenbrock stellt fest, dass Nothelfer und *Peacekeeper* Zeit anhalten bzw. ausblenden (Koddenbrock 2012: 225). Als explizite Kurzzeit-Interventionen interessieren sie sich nicht für die Zukunft (und die Herausforderung, komplexe gesell-

Bescheidenheit und konkrete technische Aufgaben

Eine weitere Möglichkeit, die Komplexität einer Intervention und die Unübersichtlichkeit des eigenen Einflusses zu handhaben, ist, sich als zurückhaltend und bescheiden zu positionieren und das eigene Wirken auf ein sehr klar abgegrenztes, technisches Arbeitsfeld zu reduzieren. Wer keine großen Ansprüche formuliert, wer sein Wirken klein schätzt, der läuft weniger Gefahr, enttäuscht zu sein. Kleine Brötchen backen ist das Gebot der Stunde. Bundeswehrosoldat Martin Goset sieht sich als kleines Rad im großen Getriebe und meint, dass es vielen anderen Praktikern vor Ort ähnlich gehe. Er erzählt:

„Mein Ziel war es einfach diese fünf Monate hinter mich zu bringen, ähm, (1) heil wieder zurückzukommen, einen vernünftigen Job zu machen, (1) ähm, (1) und wenn's geht, vielleicht auch noch ein bisschen was zu bewirken. Ja, aber ich bin jetzt da nicht mit Idealismus in das Land gekommen und habe gesagt, ich muss jetzt unbedingt dafür sorgen, dass die nächsten drei Generationen ähm die Grundschulbildung bekommen (JB kichert), ja, weil das ist das ist utopisch. Und ich glaube, ich glaube, ähm, die Mehrzahl der (1) der Praktiker vor Ort, also die, die wirklich die wirklich arbeiten, äh, sieht das genauso. Weil al- als kleines Rad kannst du nichts nichts bewerkstelligen, ja? (JB: Ja, ja) Und was dann die die Politik für Visionen hat oder für Vorstellungen, das ist- ist meines Erachtens glaube ich viel Wunschenken. Ja, oder Idealismus (JB: Hm-m, hm-m).“ (Interview Martin Goset)

Gleich im ersten Satz stellt Martin klar, dass einen guten Job zu machen nicht automatisch bedeutet, etwas zu bewirken. So wie er spricht, tut man sich keinen Gefallen damit, große Ziele zu verfolgen, weil diese ohnehin unerreichbar sind. Derartige Visionen oder Vorstellungen haben nur Politiker, d. h. die Leute, die (nicht nur die Aufträge formulieren und verteilen, sondern zudem) viel reden, aber selbst nicht vor Ort sind und anpacken. Unter den Praktikern hingegen, versichert Martin mir/sich, sei es vollkommen verbreitet anzuerkennen, dass die eigene Tätigkeit, das eigene Da-sein für das große Ganze ohnehin nicht ins Gewicht fallen.¹⁴

schaftliche und politische Prozesse in Angriff zu nehmen) und beschäftigen sich zugleich auch nicht mit der Vergangenheit des Kongo (und den Hintergründen der Situation, in der sie handeln; zu den verschiedenen Zeitperspektiven von Intervenierenden und Intervenierten siehe auch Distler 2010: 133, Distler 2014: 240).

14 Im Laufe dieses Kapitels sollte deutlich werden, dass sich das (so pauschal) in meinen Daten nicht wiederfindet. Neben denen, die große Ziele lieber nicht in den Mund nehmen (siehe Andreas Fechtner im folgenden Absatz), gibt es auch solche, die dies dezidiert und planerisch tun und ihrem persönlichen Tun bei aller Bescheidenheit auch Wirksamkeit zusprechen (wie Brigitte Pohl und Peter Leibhart in folgenden Unterkapiteln).

Zu den verschiedenen Spielarten, die Intervenierende entwickeln, um politische Debatten und strukturelle Fragen zu umgehen und so die Komplexität der Interventionssituation auf ein überblickbares Maß zu reduzieren, gehört damit auch die Konzentration auf konkrete Aufgaben, Technik und Verwaltung bzw. das *Framen* der eigenen Tätigkeit mit diesen Begriffen. Das beinhaltet, auf einzelne Tätigkeiten zu fokussieren bzw. seine Aufgaben klar abzugrenzen und als technisch zu definieren und damit verbundene soziale Verflechtungen, Bedingungen und Konsequenzen auszublenden. Das ermöglicht ein positives, weil greifbares Selbstbild und fördert die Anerkennung im Interventionsumfeld, wie Andreas Fechtner schildert:

„Wir sind Techniker, ja? Da weiß man genau, wenn die kommen, reparieren die die Pumpe oder das Auto oder die bauen hier was auf und dann – also da entsteht immer was und das ist – greifbar. Ich glaube, das ist so ein Punkt, den die Bevölkerung einfach mag, ja? Und die wissen auch genau, was sie von uns erwarten können. Das ist das Technische Hilfswerk. (2) Ja, ich glaube, diese, dieses Konkrete hilft, hilft uns und unserer Arbeit. Ja? Und wir sind nicht irgendwelche- wir retten hier die Menschheit oder allen kleinen Kinder geht es gut, oder wir machen hier die Erziehung für alle, und Alphabetisierung für alle, und morgen habt ihr ein schönes Leben – wir labern ja nicht. Sondern (JB lacht kurz auf) wir kommen dahin und wir haben klar- klar umrissenen Auftrag, wir kommen (1) um das Wasserha- um die Wasserleitung hier instand zu setzen.“ (Interview Andreas Fechtner)

Die Konzentration auf konkrete technische Aufgaben strukturiert das positive Selbst- und Fremdbild, das Fechtner hier für das Technische Hilfswerk zeichnet. Während andere Intervenierende sich abstrakte(re) Ziele setzen und, seiner Meinung nach viel zu viel darüber sprechen, hat das THW eine klar umrissene und praktische Aufgabe. Sein Team und er bauen und reparieren Pumpen, Autos, Brunnen, Unterkünfte. Die Interventionssituation wird zum Arbeitsplatz deklariert, zum Erledigungsort. Frei nach dem Motto: „Ich baue hier Latrinen, das kann ich, das mache ich sorgfältig und gut und mit der Gesamtsituation habe ich nichts zu schaffen – es ist nicht an mir, die zu beurteilen.“

Der Fokus auf technische Aufgaben bzw. das Handhabbarmachen durch die Schaffung von und Konzentration auf konkrete technische Aufgaben ist nicht auf Organisationen wie das Technische Hilfswerk beschränkt, sondern auch in anderen Bereichen der humanitären Nothilfe anzutreffen. Wie Tony Vaux in seinem Erfahrungsbericht feststellt, kann es angesichts von Tod und Leid fast beruhigend sein, über so stichhaltige Dinge wie technische Details zu sprechen:

„After so many deaths in a day, and so much suffering, we retire to a tent and have a cup of tea, talking of what the different agencies are doing, of taps and ‚T45‘ water tanks, hose pipes, plastic sheeting. Technical talk is especially comforting because it gives a feeling of solidity when all else is sliding into death. The weighing instruments and slings for little ba-

bies, red plastic beakers and blue plastic for the floor... these are the ritual elements of our religion, the icons in our temple.“ (Vaux 2001: 44)

Wer sich als humanitärer Helfer mit vielen Toten, mit viel Leid konfrontiert sieht und die Situation, die seine Handlungen rahmt, als unübersichtlich und chaotisch empfindet, der findet Halt in Ritualen und, wie Vaux zuspitzt, ikonenhaften Objekten. Die verschiedenen Waagen für die Kleinsten, die roten und die blauen Becher mit ihren klaren Funktionen fordern zu konkreten Handlungen (und Handhabungen) auf und helfen so, in der konkreten Situation den großen moralischen Fragen nach Sinn und Legitimität zu entgehen. Positiv formuliert ermöglichen sie erst Handeln in Situationen, die eigentlich „zu groß“ scheinen – in denen (nicht nur) für Intervenerende leicht das Gefühl überwiegt, dem menschlichen Leid nichts entgegensetzen zu können. So hilft Technik auch, der eigenen Gefühle Herr zu werden – Hilflosigkeit, Ohnmacht, Trauer, Mitgefühl beiseite zu schieben und einfach „zu machen“.¹⁵

15 Siehe auch Pandolfi 2010: 245. In diesen Formulierungen klingt schon Kritik an. Und so lautet der Vorwurf in der Community, dass Nothilfe derartig technisch ausgerichtet und objekt-zentriert zu einem Vorgang wird, den man mit geschäftiger Effizienz erledigen kann, anstatt dem Übel in emotional fordernder Beziehungsarbeit nachzuspüren (Gebauer 2007: 208). So lassen sich mithilfe des MUAC-Bändchens deutlich mehr Kinder auf Unterernährung untersuchen als in reinen Gesprächen mit den Eltern. Das MUAC-Bändchen („Mid-Upper Arm Circumference“) ist ein dreifarbiges Band, das um den Oberarm eines Kleinkindes gelegt wird, um analog zu einer Verkehrsampel dessen Ernährungszustand anzuzeigen. Kritiker stellen jedoch in Frage, ob die größere Zahl der gescreenten Menschen das Weniger an menschlicher Aufmerksamkeit für die einzelnen Behandelten aufwiegt. Vergleichbar kritisiert Tom Scott-Smith dies am Beispiel von „Plumpy’nut“, einer kalorienreichen dicken Erdnusspaste auf Öl-Basis, die eine Behandlung von moderater Unterernährung bei Kindern auch zu Hause ermöglicht und seit Anfang der 2000er Jahre in großem Umfang in der humanitären Hilfe eingesetzt wird: „Plumpy’nut is not a cure or a solution for malnutrition, let alone an adequate response to hunger. It helps build bodies back – like all food, but faster – yet it is no substitute for concerted political action. In fact, Plumpy’nut endangers political action by presenting malnourishment as amenable to technical fixes. It depoliticises the causes of hunger and defers pressure for lasting solutions. A similar conclusion may be reached about the MUAC band. [...] They locate hunger as a purely physical phenomenon, they silence individual experiences of malnourishment and they render relief as an external intervention reliant on pre-packaged products like Plumpy’nut.“ (Scott-Smith (2013: 926). Anstatt die strukturellen Ursachen, politischen Bedingungen und globalen Zusammenhänge von Hunger und Mangelernährung zu thematisieren und anzugehen, werde Hunger als rein

Arbeit jenseits von Politik

Es ist das Eine, sich zu bescheiden und auf technische Fragen zu konzentrieren, um die emotionale Belastung kleinzuhalten. Es ist etwas Anderes, auf diese Weise die politischen Dimensionen humanitärer Hilfe und anderer Interventionen auszublenden, wie es auch Andreas Fechtner in seiner Selbstbeschreibung oben tut. Ich nehme an, er würde sich – mit den Worten von Thomas Gebauer – zu den „modernen Helden zivilgesellschaftlicher Aktion“ zählen, die sich nicht „mit dem politischen Kontext aufhalten, sondern unmittelbar anpacken“ (Gebauer 2007: 208). Thomas Eben hält diese Haltung, das Politische auszublenden und auf das Technische zu fokussieren, für einen Trugschluss. Für sein Arbeitsfeld der medizinischen Nothilfe sagt er:

„Gesundheitsversorgung ist immer politisch, ist übrigens auch hier immer politisch, und ähm in so einer Konfliktsituation (1) kann man da hundertprozentig ausschließen, dass man vor irgendeinem Karren gespannt wird? Nein. Punkt. Muss man einfach so sagen.“ (Thomas Eben)

Selbst mit diesem doch eher begrenzten Arbeitsfeld sei es naiv zu glauben, man könne als Intervenierender strukturellen und (potenziell schwierigen) strittigen Fragen entgehen, indem man sich selbst als objektiver, nicht von Interessen geleiteter Akteur außerhalb der Konfliktsituation versteht, als neutraler Verwalter statt als (politischer) Gestalter.¹⁶ Ob bei der Gründung oder der Leitung von Flüchtlingsla-

physisches Phänomen definiert, das technisch gelöst werden könne, argumentiert Scott-Smith. Und Thomas Gebauer stimmt ein: „So aber werden Katastrophen aus ihrem geschichtlichen Kontext herausgelöst und erscheinen nur noch als humanitäre Krisen, die es zu lindern gilt.“ (Gebauer 2007: 208) Aus ähnlichen Gründen kritisierte MSF sogar einen „Code of conduct“, der von NGOs in Reaktion auf sexuellen Missbrauch in westafrikanischen Flüchtlingslagern festgesetzt wurde. Ein solches Regelwerk sei vor allem regelorientiert und medientauglich, löse aber nicht das eigentliche Problem der Campstruktur und des Campmanagements. Stoddard fasst zusammen: „In MSF’s view, NGOs seem to care more for logistical ease and technical efficiency than for humanitarian values, or for addressing the proper relationship between aid and politics.“ (Stoddard 2003: 33)

- 16 Gebauer spricht deshalb auch von „ignorantem Pragmatismus“ (Gebauer 2007: 208). Spannend ist, dass dieser von Gebauer festgestellten Entpolitisierung von humanitärer Hilfe im fachöffentlichen Diskurs die Prognose einer zunehmenden „Politisierung der bislang als neutral angesehen humanitären Hilfe“ (Roth/Klein 2007: 9) gegenübersteht. Letztere ist in aller Regel negativ konnotiert und sieht Nothilfe in der Gefahr, nicht mehr als Selbstzweck angesehen, sondern als strategisches Mittel in gewalthaften politischen Konflikten eingesetzt zu werden. Eine Denkweise, als deren Stellvertreter oft der damalige US-Außenminister Colin Powell zitiert wird, der sagte, die Anwesenheit der (humani-

gern, bei der Versorgung der Betroffenen von Naturkatastrophen oder beim Aufbau staatlicher Institutionen wie Ministerien, Polizei, Gefängnissen – in allerlei Bereichen entwickeln Intervenierende eine Art Management-Blick, der vor allem danach fragt, wie sich die entsprechenden Prozesse am besten organisieren lassen, wie sich der sozialen Komplexität am ehesten mit (komplexen) bürokratischen Strukturen Herr werden lässt. Angesichts komplexer Herausforderungen ist das verständlich, wie Tony Waters am Beispiel der Flüchtlingshilfe beschreibt:

„Refugee relief is a complex task. It involves organizing relief goods and refugees, and then bringing them together in an efficient fashion. It is often made more complex by the fact that refugee flight tends to be to remote areas, and at least initially, is perceived as being sudden. Thus, to accommodate refugees effectively, it is necessary to bring together resources from around the world quickly and efficiently. The only type of organization capable of marshaling the widely dispersed resources needed to do this is the modern specialized bureaucracy.“ (Waters 2001: 34)

Insofern Bürokratie verlässliche Verfahrensweisen bereithalten soll, wie in bestimmten Situationen unabhängig von den beteiligten Individuen gehandelt werden soll, ermöglicht eine Verwaltungsperspektive auf die Interventionssituation nicht nur deren Handhabung, sie stellt auch die für notwendig erachtete Distanz und den Abstand zu der unübersichtlichen Gemengelage her. Insofern hilft auch sie, die Eindrücke und Gedanken zur Interventionsumgebung zu ordnen und übersichtlich zu strukturieren. Menschliches Leid als logistische Herausforderung umzuformulieren, erlaubt Helfern, die „chaotischen Umstände“ ihrer Arbeit zu kontrollieren, so Tom Scott-Smith: „These tendencies are linked to the modern, bureaucratic approach to humanitarian relief. They allow aid workers to control chaotic circumstances.“ (Scott-Smith 2013: 926-927)

Dies ist eine Haltung, die von Praktikern wie Forschenden auch kritisch gesehen wird. Tony Waters weist darauf hin, dass Planen in humanitären Operationen insofern immer schwierig und heikel ist und ein moralisches Dilemma darstellt, als es beinhaltet, „Opfer“ zu definieren und damit in der Folge auch diejenigen zu bestimmen, die keine sind (Waters 2001: 49-70). Bürokratische Abläufe erleichterten vielleicht die logistische Bewältigung der Not, implizierten jedoch weiterhin weitreichende Folgen.¹⁷ Andrea Talentino kritisiert, *Peacebuilding* sei „more than a

tären) NGOs im Irak sei im strategischen Interesse der USA (Roth/Klein 2007: 13; siehe auch Torrente 2004).

17 Auch wenn ich diesen Hinweis Waters' relevant finde, hat seine Kritik ansonsten eine teilweise etwas naive Konnotation, wenn er schreibt: „the ‚mercy‘ function has been broken down into tasks done by specialists hired and trained to do each action efficiently and

technical exercise in creating political structures; it is also about teaching people to believe“ (Talentino 2007: 167). In diesem Verständnis ist nicht weniger als gesellschaftliche Transformation das Ziel vieler Interventionsprozesse und die ist keine technische Aufgabe. Ähnlich argumentiert Stephan Hensell, dass *Statebuilding*-Prozesse nicht auf „a simple logic of bureaucratic restructuring“ (Hensell 2012: 195) reduziert werden könnten. Weil soziale/kulturelle Faktoren in derlei Prozesse reinspielen, weil beispielsweise Polizei als (Bourdieuisches) soziales Feld in Mazedonien anders gespielt würde und mit anderen Ressourcen funktioniere als Interveniende denken, sei „statebuilding in general, and police reform in particular, [...] always a deeply political process“, so Hensell (ebd.: 195).

In dieser Lesart: Wer sich dieser Einsicht verweigert und den „Management-Blick“ auf Interventionen einnimmt, dem fehlt nicht nur Anerkennung (und damit implizit auch Wertschätzung) für die Komplexität seiner Umgebung (womit auch immer ein gewisser imperialistischer/kolonialistischer Habitus unterstellt wird). Jemand, der ausschließlich bürokratisch denkt, verkennt auch wichtige Einflussfaktoren auf die eigene Tätigkeit.¹⁸ Kai Koddenbrock spricht vergleichbar davon, dass manche Interveniende im Kongo eine unpolitische Managementhaltung einnehmen – die ad hoc verwalte, aber keine strukturellen Änderungen anstrebe:

„By turning the supposedly complex and overwhelming Congo into something as simple as a workplace, one focuses on the content of the work – saving lives effectively – and gets rid of the unsettling dimensions of Congolese and international politics. ‚Workplacings‘, as one might call it, is a de-politicising move.“ (Koddenbrock 2012: 222)

effectively. In this respect, the work of today’s Good Samaritan agencies is not that different from the larger bureaucracies of modern business and government within which the principles of bureaucratization were established. These organizations define a goal to achieve, identify the means to do it, and establish programs to achieve the specified goals.“ (Waters 2001: 3) Als sei Hilfe vor allem dann richtig, wenn sie nicht businessmäßig oder bürokratisch daher komme, als könnte der gute Samariter nicht auch gut organisiert sein.

- 18 Eine weitere Lesart: Möglicherweise ist es nicht die reine Bequemlichkeit, die Interveniende vor politischen Programmen und transformativer Gestaltung zurückschrecken lässt. Das betont „Unpolitische“ mag auch ein Resultat der berechtigten Kritik am „liberalen *State-* bzw. *Peacebuilding*“ sein bzw. der Einsicht geschuldet sein, dass tatsächliche politische Transformationsprozesse nicht Sache von internationalen Intervenienden sein sollten bzw. dies viel mehr Legitimationsarbeit bedeuten würde. Insofern könnte man diese Zurückhaltung bzw. diesen Rückzug auf Management und Verwaltung auch als Bescheidenheit deuten.

Den Kongo zum „Arbeitsplatz“ zu machen, macht die Situation einfacher (und unpolitischer), wobei diese Denkweise meines Erachtens nicht zwangsläufig auf machtbedingte Ignoranz hinweist, sondern womöglich schlicht den Umgang mit komplexen, schwer zu überblickenden Situationen erleichtert. Irgendwie muss man die Dinge ja handhabbar machen: Komplexitätsreduktion und Distanznahme helfen dabei. Schließlich lässt sich das Erreichen der großen abstrakten Ziele ohnehin nicht überprüfen, sind die Zusammenhänge doch so komplex, dass sie so oder so kaum zu überblicken sind. Insofern lässt sich eine derartige Haltung auch als sinnvoller Selbstschutz interpretieren.¹⁹ Im Fall der Bundeswehr beispielsweise sieht die Innere Führung als Leitkultur der Bundeswehr nicht nur die klare Unterscheidung von Militär und Politik vor, sondern explizit auch deren notwendige Verknüpfung. In Anlehnung an den Sozialwissenschaftler Klaus Naumann kann man von der Militärbedürftigkeit des Politischen sprechen²⁰. Vor diesem Hintergrund läge die Vermutung nahe, dass die überwiegende Mehrheit der Soldaten über alle Dienstgradgruppen hinweg den Sinn und Zweck ihres Arbeitseinsatzes durchaus reflektieren.²¹ Meiner Erfahrung nach tun sie dies eher im Duktus der Frustration, weil der persönliche Einsatz auf das große Ganze gesehen ohnehin nichts zu bringen scheint oder aber die eigenen Anmerkungen und Verbesserungsvorschläge ‚weiter oben‘ nicht gehört werden. Meinerseits bleibt die Befürchtung durchaus bestehen, dass Bundeswehrsoldaten sich als Profis verstehen könnten, die sich auf die militärische Umsetzung konzentrieren und die inhaltliche Legitimation und Gestaltung der Politik überlassen.

Ansichts der Kritik an internationalen Interventionen mag eine solche formulierte Zurückhaltung zunächst begrüßenswert scheinen. Anzuerkennen, dass man selbst nur in begrenztem Ausmaß Experte ist, dass das eigene Wissen nur so weit

19 Zugleich ist es, wenn nicht problematisch, dann zumindest kurzfristig, sein eigenes Arbeitsfeld so gar nicht zum großen Ganzen in Bezug zu setzen (und das große Ganze ist politisch).

20 Die andere, aber nichtsdestotrotz wichtige Seite der Medaille, heißt sein Band doch „Einsatz ohne Ziel? Die Politikbedürftigkeit des Militärischen“ (Naumann 2008). Naumann führt aus, die Generalität der Bundeswehr verharre „noch immer in einem akklamatorischen Verhältnis zur Politik, das sie daran hindert, militärpolitischen Sachverstand dort einzubringen und zu behaupten, wo die Voraussetzungen oder Konsequenzen politischer Entscheidungen problematisch sind.“ (Ebd.: 66) Er fährt fort: „Die misstrauische Defensivhaltung gegenüber dem Politischen begünstigt und rechtfertigt [...] ein Verharren in den militärhandwerklichen, technokratischen oder militärbürokratischen Gleisen herkömmlicher Berufs- und Führungsauffassungen, die gegenüber den Unberechenbarkeiten des politischen Raumes geradezu als Stabilitätsanker erscheinen“ (ebd.).

21 Siehe auch Biehl/Keller 2009: 129.

reicht (und nicht weiter), so könnte man meinen, sei ein erster Schritt Richtung Gleichberechtigung zwischen Intervenierenden und Intervenierten (wobei die Frage offen bleibt, ob letzteren zugleich mehr Expertise zugesprochen wird oder ob ihnen wiederum ‚zu viel Nähe‘ und ‚involviert sein‘ = zu wenig Distanz als notwendige Bedingung für gültige Erkenntnis bescheinigt wird). Die Zurückhaltung vor den ganz großen Fragen geschieht meinen Beobachtungen zufolge weniger aus (kritisch informierter) Bescheidenheit, sondern deutet eher auf Überforderung (bzw. deren Bearbeitung) hin. Selbst wenn man in seinem „kleinen Mikrokosmos“ etwas ausrichten könne, bleibe immer noch der Rest des riesigen Konflikts davon unberührt, so Werner Petzold. Und so wird auch der kleinste Erfolg zur Fata Morgana erklärt. Wie bei Sisyphos ist kein Ende in Sicht, die eigentliche Arbeit nie wirklich geschafft.

Bei mir persönlich wiederum bleibt der Eindruck haften, dass eine derartige Zurückhaltung in gewisser Weise aber auch eine Weigerung bedeutet: die Weigerung, das in der Interventionssituation gewonnene praktische Wissen in analytische Schlussfolgerungen und politische Konzepte zu übersetzen und damit letztlich Verantwortung auch über die eigene konkrete, zeitlich begrenzte Tätigkeit vor Ort hinaus zu übernehmen. So kann Petzold angesichts der Aufforderung, Ideen zur Abzugsstrategie der ausländischen Truppen in Afghanistan zu entwickeln, nur ergeben seufzen („wenn der Befehlshaber da kommt, dann will der wissen, wie’s – (1) Abzugsstrategie, Ab-Abzugsstrategie, ja, entwickeln Sie mal eine Idee, wie’s hier zu Ende – (seufzt) ja.“) Es mag richtig sein, dass derartige politische Strategien nicht zu seinen Aufgaben gehören und seine Kompetenzen für eine verantwortungsvolle Formulierung solcher nicht ausreichen. Und trotzdem klingt für mich da der vertraute soldatische Diskurs von der Politik als oft wenig kenntnisreichem Auftraggeber und vom Militär als rein ausführendem und trotzdem (in der Öffentlichkeit) oft zum maßgeblich verantwortlichen Sündenbock abgestempeltem Auftragnehmer an. Woher sollen Politiker denn die guten Ideen nehmen?

Man kann also der Frage nach dem großen Ganzen entgehen, indem man eine Art Tunnelblick entwickelt – indem man seine eigene kleine Ecke des Bildes mit den bewährten Farben und Pinseln ausmalt anstatt zurückzutreten und ‚the big picture‘ sehen zu wollen. Das „Klein-Klein“ kann ja auch sehr befriedigend sein. Anstatt also auf die komplexe Situation, auf die großen Fragen Antworten geben zu wollen, bleibt man im Hier und Jetzt, löst kleine technische Probleme und lässt die prinzipiellen Dinge unberührt. Wer diese Strategie fährt, dem mag es dann schon vermessen, weltfremd, ja geradezu irrational erscheinen, die ganz großen Ziele anzugehen: „drei Generationen Grundschulbildung, das ist utopisch“, so Martin Gosset. Ja, sogar mehr als das: Wer solche Ziele in den Mund nimmt, handelt eigentlich unverantwortlich, denn er macht Hoffnung und gibt Versprechen, die er nicht halten kann: „Alphabetisierung für alle, und morgen habt ihr ein schönes Leben“, fasst Andreas Fechtner seine Wahrnehmung der Vorhaben bzw. Versprechungen man-

cher (Entwicklungs-)NGOs zusammen. In seinem sehr pragmatisch ausgerichteten Selbstverständnis ist das nahezu verlogene, mindestens aber unangemessen unbescheiden. Getreu dem Motto: Schuster, bleib bei deinen Leisten.²² Wer seriös und professionell arbeitet, ist pragmatisch und spricht nicht von großen Zielen. Alles andere ist lebensfremdes „Gutmenschentum“, so Fechtner, und damit unverantwortlich – gegenüber den Menschen vor Ort, aber auch gegenüber sich selbst.

Für jemanden, der nur für einen klar begrenzten, kurzen Zeitraum von mehreren Wochen bis hin zu mehreren Monaten vor Ort ist, ist diese starke Abwehr großer Ziele auch eine Art Selbstschutz. So lässt sich auch Georg Wälders oben bereits zitierte Antwort auf meine Frage verstehen, was er mit seiner Arbeit als CIMICer in Afghanistan erreichen wollte. Er lacht auf:

„Jetzt haben Sie mich auf dem falschen Fuß erwischt. Ich wollte gar nichts erreichen. Ich bin dort als Vertreter der Bundesrepublik Deutschland. (1) Die hat uns einen Auftrag gegeben. (1) Und was wir mit diesem Auftrag erreichen sollten, müssten Sie meinen Minister fragen. (1)“ (Interview Georg Wälder)

Er klammert die eigene Person explizit aus und zieht sich auf die Rolle als auftragnehmender Soldat zurück. Etwas später fügt Wälder hinzu: „letztlich merkt man schon, nach fünf, sechs Jahren ist auf der politischen Ebene die Geduld zu Ende“ – und das obwohl man eigentlich 50 Jahre betrachten müsste, um etwas bewirken zu können. Da bekommt das Auftragnehmerdasein einen bitteren Beigeschmack. Entsprechend kommt auch Werner Petzold zu dem Schluss: Der „Drang, etwas bewegen zu müssen, etwas Sichtbares zu hinterlassen“ – das sei „ein ganz großer Fehler, völlig daneben“. Gerade wenn man von politischen Entscheidungen und Budgets abhängt, und das tun Intervenierende je nach Arbeitsfeld zu großen oder sehr großen Teilen, kann man sonst bitter enttäuscht werden. Allerdings wird aus den Gesprächen mit den Soldat_innen deutlich: Nur Auftragserfüllende zu sein, ist auf Dauer unbefriedigend und – meine wertende Ergänzung – in der unpolitischen Haltung, die dahintersteht, auch fragwürdig.

Geht es also anders? Als ich Brigitte Pohl, seit ungefähr 15 Jahren in der Entwicklungszusammenarbeit in zwei westafrikanischen Ländern tätig, von der Skepsis anderer Gesprächspartner gegenüber einem Ziel wie „drei Generationen Grundschulbildung“ und der großen Arbeitszufriedenheit in der technischen Hilfe erzähle, lacht sie und entgegnet (konfliktfreudig):

22 Und, das klingt da für mich auch heraus: Solch große Leisten kann ein Schuster gar nicht haben.

„BP: Das ist super, aber wenn er nach zwei Jahren wiederkommt, funktioniert seine Pumpe (JB lacht auf) vielleicht nicht mehr, weil (JB: hm-m) äh die Dorfbewohner nicht entsprechend ausgebildet wurden oder es niemanden gibt, der die Pumpe reparieren kann. Also auch die Arbeit des THWlers sollte (lacht leicht) längerfristig begleitet werden. (JB: hm-m) Ähm, klar, unser Ansatz ist natürlich mittel- bis langfristig, das ist klar, äh wir funktionieren äh – also wir sind hauptsächlich BMZ-finanziert und bekommen vom BMZ auch Dreijahresförderungen. [...] Und ähm es ist auch so, dass wir in der Regel nicht nur drei Jahre in einem Land bleiben, das lohnt sich natürlich gar nicht. (JB: hm-m) Äh, wir sind oft sehr lange äh in Ländern [...] Und dann gibt es schon Partner, mit denen auch sechs oder auch mal neun oder auch mal zwölf Jahre zusammengearbeitet wird, je nachdem.“

Offenbar sind nicht alle Intervenierenden auf einen Aufenthalt von ein paar Monaten beschränkt. Wie an Pohls Ausführungen deutlich wird, denkt man in der klassischen Entwicklungszusammenarbeit in mehreren Jahren, wenn nicht Jahrzehnten. Wer das Ziel hat, gesellschaftliche Entwicklungen zu beeinflussen und zu ändern, braucht also mindestens Geduld. Wenn aber Intervenierende in der Entwicklungszusammenarbeit in Einheiten von drei Jahren oder mehr denken, wie schaffen sie es, den Überblick zu behalten? Wie schaffen sie es, die Undurchsichtigkeit zu überwinden, wie Koddenbrock (2012: 221) sie nennt²³, bzw. einen konstruktiven Umgang mit ihr zu finden? Denn das ist gerade für die Intervenierenden zentral, die ihren Willen in den Vordergrund stellen, vor Ort etwas nachhaltig zum Guten zu verändern. Brigitte Pohls Erzählung gibt Hinweise auf das, was wichtig ist. Um vom ‚großen Ganzen‘ nicht frustriert zu werden, braucht es Strukturen, die sowohl Eigenverantwortung (und Visionen) zulassen, als auch Möglichkeiten der Distanzierung (zum Beispiel durch Rückzug auf organisatorische Perspektiven) bieten. Lange Projekte aber, die einer komplexen Situation Rechnung tragen und das Einordnen der eigenen Tätigkeit in eine politische ‚Vision‘ eher zulassen, müssen nicht nur finanziert werden (was entsprechende politische/ministerielle Entscheidungen voraussetzt). Sie erfordern aufgrund der langen Dauer auch ein hohes Maß an Überblick und Organisation, um den Überblick zu behalten. Darauf gehe ich im nächsten Abschnitt näher ein.

Man plant, bricht Dinge runter

Statt der weitgehenden Reduzierung von Komplexität oder dem Rückzug ins Kleinklein (vom Duden passenderweise beschrieben als „kleinliches Sichverlieren in unwesentlichen Alltagsdingen“, hier eher: der Beschränkung und Konzentration auf einen sehr spezifischen Arbeitsbereich) besteht eine weitere Strategie darin, Kom-

23 Im englischen Original heißt es *opacity*, zu Deutsch auch übersetzt mit „Trübung des Auges“.

plexität Stück für Stück (analytisch) auseinander zu nehmen und handhabbar zu machen. Zu planen ist nach A. F. Robertson ein sehr menschliches Vorgehen: „People plan. To do so is little more than the exercise of human rationality. It is a means by which we try to exert control over our daily lives [...] Insofar as we are dealing with a future that is always uncertain, planning is a hazardous activity.“ (Robertson 1984: 1)

Gute Planung heißt, nicht einfach loszulaufen, sondern zu analysieren, Ziele und Prioritäten zu setzen und nach und nach umzusetzen. Das gilt erstmal für den eigenen Arbeitsbereich, wie Kurt Zehlen schildert. Demnach beginnt ein Projekt immer mit Evaluation, auf der die Planung aufbaut: „Welche Ressourcen sind vorhanden? In der Hauptstadt, in der Region, im Land? Was gibt es zu kaufen, wie ist der technische Stand auf dem Markt? Dann baut man sich eine Basis auf, ein Büro, schaut, wo man Geld deponieren kann, wo man eine regionale Struktur aufbauen kann mit dortigen Facharbeitern.“ (Kurt Zehlen) Ähnlich erzählt auch ein NGO-Vertreter auf der Konferenz in Heidelberg davon, dass es zwar nicht einfach sei, die Bevölkerungsgruppe der Rohingya in Myanmar mit HIV-Medikamenten zu versorgen, schließlich müssen diese erst importiert werden und dann ohne Unterbrechung der Kühlkette in die entlegensten Gebiete gebracht werden, aber unmöglich sei es nicht: „ein Riesenaufwand, aber alles machbar“ (Feldnotizen Heidelberg 2012).

Was im Kleinen gilt, gilt erst recht fürs große Ganze. Mit beständigen kleinen Schritten sind auch große Ziele erreichbar. So entfährt Peter Leibhart auf meine Frage, wie man Frieden schafft, zwar auch erst ein wortreicher Seufzer, aber dann entfaltet er Minute um Minute eine detaillierte Antwort, die exemplarisch zeigt: Die Antworten mögen wiederum komplex sein, aber sie sind möglich. Unter anderem am Beispiel von Cash-for-Work-Programmen für Exkombattanten erklärt er Schritt für Schritt, warum die Schaffung von verlässlichen Arbeitsmöglichkeiten mit niedrigen Bildungsvoraussetzungen eine der zentralen Grundlagen ist, um Frieden überhaupt möglich werden zu lassen.

„Eine herausgehobene Zielgruppe sind Exkombattanten (JB: Hm-m). [...] die nehmen wir und bieten ihnen einen Arbeitsplatz, damit diese Leute auch wieder lernen, dass ich mein Brot auch durch schweißtreibende Tätigkeit (JB: Hm-m) verdienen kann anstatt mit der Kalaschnikow in der Hand und sage gib mir deine Ziege. Hm (JB: Hm-m)? Das machen wir. Wir haben auch Berufs-, äh, -bildungsprogramme. [...] damit die Leute eben nicht damit, äh, nicht gezwungen sind, wie ein Lebensmüder in die Rebellengruppen zurückzugehen, sondern ihren Lebensunterhalt, äh, durch normale Arbeiten sichern zu können. Dazu ist es wichtig zu wissen, dass die Rebellen im Gegensatz, egal welche Rebellen, dass sie im Gegensatz zu den staatlichen Strukturen einen Sold versprechen und auch zahlen. Und auch pünktlich zahlen. Das heißt, das ist ein attraktiver Arbeitgeber, hm? [...] Ja, da muss man sehen, dass man da Alternativen schafft (JB: Hm-m), äh um, ja, die Attraktivität der Rebellengruppen zu brechen (JB: Hm-m, hm-m, ja).“ (Interview Peter Leibhart)

Diese analytische und sehr zielorientiert-praktische Herangehensweise ist eine, die auch Andreas Fechtner in seiner strukturierten Art naheliegen müsste: Man muss ob der schieren Unendlichkeit von Aufgaben, der scheinbaren Unerreichbarkeit von Frieden und einem guten Leben nicht resignieren, sondern kann Dinge handhabbar und praktikabel machen. Man schafft sich einen vielleicht immer noch komplexen, aber zumindest thematisch abgegrenzten, überblickbaren Zuständigkeitsbereich und blendet alles andere aus, widmet sich nur einem ausgewählten kleinen Ausschnitt des großen Ganzen anstatt gesamtgesellschaftliche Prozesse zu betrachten. Nach dem Motto: „Kenne deinen Feind“ (die Situation), eigne dir Wissen in einer Ecke/einer Sache an und dann los. Denn: Die Dinge sind erklärbar. Und wenn man sie als erklärbar betrachtet und versucht, ihre jeweilige Logik nachzuvollziehen, werden sie handhabbar.

Ähnlich ist für Anja Mehlau, Mitarbeiterin in der Erwachsenenbildung, völlig klar, dass „drei Generationen Grundschulbildung“ nicht mit dem Bau von Schulgebäuden zu erreichen sind. „Alphabetisierung für alle“ bedarf strategisch-konzeptionellen Denkens und guter Planung, wie sie erläutert:

„Das Ziel der Arbeit vor Ort ist, dort das Erwachsenenbildungssystem zu unterstützen und weiterzuentwickeln. Das heißt, klar, erstmal Programme anbieten für die Teilnehmenden [...] dann haben wir Organisationsentwicklung, die die Partnerorganisation stützt, die auch – wir machen Trainings für das Ministerium [...] und dann kommen auf der Makroebene die politischen Strategien dazu, das heißt, wir arbeiten über unsere Partnerorganisation mit an der Entwicklung des nationalen Curriculums für die Alphabetisierung, an den unterschiedlichen Bildungsstrategien [...] diese drei Ebenen zusammen soll dann das System der Erwachsenenbildung stützen.“ (Interview Anja Mehlau)

Auf drei Ebenen setzt Anjas Organisation an, um das große gesellschaftliche Ziel der Erwachsenenbildung zu erreichen. Neben der naheliegenden direkten Arbeit mit der Zielgruppe der lernenden Bevölkerung gehören dazu im Sinne einer nachhaltigen und langfristigen Entwicklungszusammenarbeit auch die Unterstützung und Stärkung der Partnerorganisation sowie das Einwirken auf politische Prozesse.²⁴

24 Högger warnt gewissermaßen vor der verführerischen Ordnung und Zurechenbarkeit von Plänen, die der Komplexität und den Dynamiken sozialer Wirklichkeiten nicht gerecht würden. Entwicklung sei ein „meist ungeordneter Prozess [...]“ worin Planung eine geringere Rolle spielt als Unübersichtlichkeit und die oft überwältigende Macht des Unplanbaren“ (Högerger 1992: 170). Er meint, man müsse das weit verbreitete Bedürfnis nach besseren Planungsmethoden ernstnehmen, „die es möglich machen, über zufällige Einzelaspekte einer Problemlage hinauszublicken, ohne sich dabei im Unbegrenzten zu verlieren“ (ebd.: 174). Wer sich aber einrede, „der farbig-lebendigen Unordentlichkeit des Entwick-

Der Unterschied zum vorherigen Ansatz – Rückzug auf eine bestimmte Aufgabe, Ausblenden des Gesamtzusammenhangs zur Vermeidung der Verantwortungs- und Zuständigkeitsübernahme und der damit vergrößerten Chance, Dinge zu Ende zu bringen und damit Frust zu vermeiden – liegt darin, dass die hier beschriebene Strategie die komplexe Interventionssituation als eine mit vielen kleineren, handhabbaren Teilbereichen begreift, die man einzeln bearbeiten und konzeptionell zusammenführen kann, so dass auf lange Sicht Großes machbar wird. Und das stiftet nochmal ganz anders Zufriedenheit und Sinn als das Abarbeiten kleiner konkreter Arbeitsaufträge.

Was aber, wenn es schwerfällt, abstrakte Ziele herunterzubrechen? Soldat Georg Wälder zumindest ist zutiefst unzufrieden mit den großen Schlagworten wie Terrorismusbekämpfung, mit denen der Militäreinsatz in Afghanistan begründet wird. Seine Ungehaltenheit zeigt an, dass er das Aufdröseln und Handhabbarmachen weniger als seine eigene Aufgabe sieht, sondern vielmehr von der (politischen) Führung erwartet:

„Wir bekämpfen den Terrorismus, toll! (JB: hm-m) Das ist ein Auftrag, mit dem ein Soldat nichts anfangen kann. Wir bekämpfen den Terrorismus. Jo, können wir auch in Deutschland machen. Da haben wir Terroristen auch, (JB: hm-m) NSU lässt grüßen, ja? (JB: Hm-m, hm-m, hm-m) Ja, ich muss doch einen Status quo definieren, wo das – der erreicht werden muss, wenn wir raus – Und der muss ja nicht allein für's Militär definiert werden, (JB: hm-m, hm-m) sondern auch für's Auswärtige Amt, für BMZ. (2) (JB: hm-m, genau)“ (Interview Georg Wälder)

Der Soldat braucht ein konkretes Ziel, das auch erreicht werden kann. Grundsätzlich unterscheidet er sich da erstmal wenig von anderen Intervenierenden. Zumindest Georg Wälder aber erwartet offenbar, dass nicht nur das große abstrakte, sondern auch diese kleineren konkreten Ziele ausformuliert werden.

Es wäre voreilig, ihm, dem Soldaten, deshalb Denkfaulheit und Hierarchiedenken vorzuwerfen (man vertraut so gern auf die bekannten Deutungsmuster). Viel-

lungsprozesses mit noch schärferer Logik und noch umfassenderen Planungsmethoden allein beikommen zu können, gibt sich einer Illusion hin und verschüttet damit die Quellen der eigenen Kreativität“ (ebd.: 183). Und Robertson greift bereits Mitte der 1980er den oben skizzierten Kritikern vor, die davor warnen, dass die Konzentration auf Planung unter anderem eine Entpolitisierung und Technisierung von Entwicklung mit sich bringe: „Inevitably this has brought the rise of the professional planner, and a tendency to reduce what are inescapably political problems of development to technicalities, to routines, and to ‚neutral policy tools‘ which can conveniently be detached from the social and economic ambitions of particular regimes.“ (Robertson 1984: 9)

mehr zeigt es meiner Ansicht nach, wie schwierig es auszuhalten ist, das eigene Wirken nicht überprüfen zu können. Außerdem kommen hier auch die unterschiedlichen Zeithorizonte von Intervenierenden zum Tragen. Die Auslandseinsätze der Bundeswehr wiederum haben ein jeweiliges Mandat von zwölf Monaten, die sogenannten Stehzeiten der einzelnen Kontingente betragen in der Regel vier Monate, auch wenn einzelne Funktionen eine Stehzeit von zwölf Monaten haben. Bei einer solchen kurzen Aufenthaltsdauer helfen konkrete, nicht abstrakte Ziele (weil letztere ohnehin nur längerfristig zu erreichen sind), die zudem im Umfang so gestaltet werden sollten, dass zumindest Zwischenziele erreichbar scheinen, damit Sinnhaftigkeit und Erfolg gefühlt werden können. Entsprechend (Henne? Ei?) will Militär „schnell andere Machtverhältnisse schaffen“, wie Werner Petzold formuliert, anstatt langfristig soziale Änderungen in den Blick zu nehmen.²⁵ Die Soldaten sind darauf eingestellt, Dinge anzupacken und umzusetzen statt abzuwarten, auch wenn das manchmal nicht gefragt sei, wie Christopher Schiefer sagt: „auch mal eine passive Rolle einnehmen [...], das ist für Militär manchmal ein bisschen schwierig“.

Der Entwicklungszusammenarbeit fällt es auch deshalb leichter, mit großen Zielen umzugehen, weil sie in Einheiten von mehreren Jahren arbeitet. Förderzusagen vom BMZ werden über drei Jahre gegeben, so Brigitte Pohl, und während konkrete Zwischenziele jahresweise festgelegt werden, ist der Wunsch eigentlich, die Arbeit auf ein Mehrfaches der drei Jahre anzulegen, um strukturelle Veränderungen erreichen zu können. Abstrakter gesprochen, hängt die Möglichkeit, die eigene Tätigkeit in eine große, abstrakt formulierte Vision/Zielsetzung einzuordnen demnach direkt mit der Aufenthaltsdauer und der Komplexität einzelner Projekte zusammen (die sich wie oben erwähnt sinnvollerweise an der Aufenthaltsdauer orientieren müsste).

Tatsächlich hat Planung in der Entwicklungshilfe eine lange Tradition. Schon in den 1960er Jahren habe man an Planung geglaubt und in den 1970ern sei ein richtiger „planning spirit“ (Escobar 1995: 116) ausgebrochen, zu dem beispielsweise auch gehörte, nicht nur die direkten Ursachen, sondern auch die systemischen Hintergründe und die Vieldimensionalität von Mangelernährung mitzudenken, so Escobar (ebd.: 85). Seither hat Planung als Arbeitsinstrument nicht an Attraktivität verloren. Hannah Hacker zählt Planbarkeit und Strukturierung „zu den dominanten, ja unhintergehbaren Axiomen“ (Hacker 2012a: 81-82) der Entwicklungszusammenarbeit.²⁶ Auch Stefan und Ulrike Gelsen beobachten bei ihren Kolleginnen und

25 Auch darin zeigt sich, dass Militär weniger langfristig denkt, ist doch gerade bei schnell geschaffenen Machtverhältnissen fraglich, wie lange diese ohne den entsprechenden gesellschaftlichen Rückhalt stabil bleiben.

26 Jahrzehntelang wurden vor allem Pläne für die nationale Ebene gemacht. In den 1980er Jahren „the call is for less grandiose schemes, for small-scale and short-term projects which are more immediately responsive to ‚basic needs““ (Robertson 1984: 2). Aber ge-

Kollegen in der Entwicklungszusammenarbeit, dass Planung einen großen Stellenwert hat und kaum Raum für Unvorhergesehenes existiere, wie es der Alltag in Afghanistan mit sich bringt:

„U: Ja und viele Ausländer regen sich dann da auf, weil sie eben länger planen. Sich innerlich darauf einstellen müssen, ich fahre übermorgen und ich will mich so – Ja.

JB: Also interessant ist wenn, also für mich ist das vielleicht kein Widerspruch, aber eine schöne Kombi zwischen „die bleiben kürzer“ –

U: Ja.

JB: Zwei, drei Jahre. Und wollen dann aber längerfristig planen. Also ne? Einerseits haben sie sich den kurzen Zeitraum gesucht, andererseits haben sie –

U: Ja, ja, das ist geplant.

S: Sie kommen halt schon und wissen, was sie die nächsten zwei Jahre tun werden. Und deswegen gehen sie auch wieder, weil sie es nämlich nicht geschafft haben. Weil sie merken, es klappt nicht.“ (Interview Stefan und Ulrike Gelsen)

Es könne immer mal vorkommen, dass das Auto kaputt sei, die Straße verschüttet, der Partner nicht vor Ort, man selbst krank, eine Demonstration angekündigt. Insofern bietet gute Planung keine Erfolgsgarantie – es kann kurzfristig immer etwas dazwischenkommen und die (Tages-)Planung über den Haufen werfen. Auch Christopher Schiefer erzählt, man müsse flexibel sein, sich auf kurzfristige Änderungen einstellen. Man plane Abläufe, Projekte, und dann änderten sich Dinge über Nacht – alles hängt von Dingen ab, „die sind fern der eigenen Planbarkeit“.

Diese Flexibilität und Frustrationstoleranz ist nicht nur bei täglichen Problemen gefordert, sondern auch in Bezug auf die eigenen Vorstellungen von der Arbeit und der Haltung gegenüber Mitarbeitenden und Kolleg_innen. Es gilt nicht zu verzweifeln an den fehlenden Rechenkünsten des Mitarbeiters oder dessen Vergesslichkeit und der entsprechend mangelhaften Buchhaltung, die doch wieder Kontrolle und Korrektur und damit Zeit erfordert, sondern sich über dessen gute Verhandlungsfähigkeit zu freuen und daraus zu schließen: „Ich habe halt das Falsche von ihm verlangt“, wie Stefan im Interview formuliert.

Wichtig: Stefan und Ulrike argumentieren nicht, dass Planung überflüssig sei. Planmäßig vorzugehen in dem Sinne, dass man sich Ziele setzt, sein Vorgehen darauf ausrichtet und beides von Zeit zu Zeit überprüft, ist sinnvoll. Noch wichtiger sei es aber, aufmerksam zu sein, zu beobachten, zu reflektieren, die eigenen An-

plant wird immer noch und eifriger, strenger als zuvor. Zahlreiche Publikationen zeugen von der zentralen Stellung von Planung als Instrument der Entwicklungspolitik und praktischen Entwicklungszusammenarbeit (Robertson 1984, Ferguson 1990, Kohnert/Preuß/Sauer 1992, Escobar 1995, Hacker 2012b, Krause 2014).

nahmen und Strategien zu hinterfragen und sich Zeit zu lassen, wenn man wirklich etwas verändern wolle.

Sichtbares/Messbares schaffen wollen

Die Schwierigkeit, gerade in einer komplexen Situation das eigene Wirken im Blick zu behalten²⁷, lässt einige Intervenierende zu der Strategie greifen, besonders gern Sichtbares und/oder Messbares schaffen zu wollen. Soldat Martin Goset beschreibt, dass ein wesentlicher Teil seiner Fahrten außerhalb des Lagers aus „Besichtigungen“ bestanden habe. Den Fortschritt der kleinen Hilfsprojekte, die er mit Mitteln des Auswärtigen Amts betreut, schaut er sich an: Wie weit ist der Bau der Schule vorangegangen, wie viele Decken konnte er verteilen? Sein Kamerad Werner Petzold meint, gerade diese Konzentration auf sichtbare Ergebnisse sei ein Wesensmerkmal und zugleich eine echte Schwäche des Militärs:

„Und das ist auch einer der Kardinalfehler, ja? (JB: hm-m, hm-m) Dass die Militärs immer was Sichtbares, Visibles hinterlassen haben, um – (1) gerade die CIMIC-Truppen, um einen erfolgreichen Einsatz hinter sich gebracht zu haben, ja? Und das ist in Afghanistan, wenn man da mal die Zeitlinien so betrachtet, das ist völlig überzogen, ne?“ (Interview Werner Petzold)

Militär, so Petzold, denke in Begriffen von „mit Masse“ reingehen und zügig sichtbare Änderungen schaffen. Aber es werde auch dazu aufgefordert, seitens der militärischen und seitens der politischen Führung:

„Aber das Dumme ist, das Dumme ist, dass was haben wir erreicht bei uns leider auch in den Köpfen, auch in den politischen Köpfen nur in der Hardware gemessen wird. (JB zustimmend: hm-m, hm-m) Ja? (2) So. Und dann kommen natürlich – dann werden Kommandeure getrieben dazu, die Hardware in Zahlen nach Berlin zu transportieren, ja? (JB: hm-m, hm-m) (2) Und da sage ich, das- das greift definitiv zu kurz. [...] Wieviel Schulen sagt nichts über die Qualität der Schulausbildung aus, ja? (JB: nee, überhaupt nicht, ja) Über die Qualität der Lehrer und Schüler schon mal gar nicht, ja? (1) Was haben wir erreicht?“ (Interview Werner Petzold)

Über kurz oder lang kann die Konzentration auf sichtbare Ergebnisse auch zu Frust führen – etwa wenn erkannt wird, dass Gebäude vielleicht vorhanden sind, aber noch nichts darüber aussagen, was in diesen tatsächlich passiert. Gut haben es die, die selbst nicht um jeden Preis nach sichtbaren Ergebnissen streben oder von ande-

27 RichterIn Maria Ludwig denkt laut darüber nach, was sie erreichen wollte und konnte und kommt zu dem Schluss, dass eigentlich unklar bleibt, ob ihr Einsatz etwas genützt hat.

ren an diesen gemessen werden, auch wenn die Frage nach der eigenen Wirkung und der Wunsch nach harten Kriterien bleiben.

Gerade die einfachen, schnell und sichtbar wirksamen Lösungen seien verlockend und süchtig-machend, beschreibt Kenneth Cain in Bezug auf humanitäre Hilfe. Es gebe bei allen Misserfolgen immer wieder Momente, in denen man jemandes Bedürfnisse zu hundert Prozent erfüllen könne, in denen man förmlich zusehen könne, wie es jemandem besser gehe. Ohne jegliche medizinische Erfahrung habe er in Ruanda Triage-Entscheidungen treffen müssen und schnell gemerkt, dass er dehydrierte Kinder besonders schnell retten kann: „The kid goes from next-to-dead [...] and they pump this saline solution in and the kid literally just comes to life. The eyes open, the skin starts to change, and then they start looking around and they’re a hundred percent okay. [...] I would watch them come to life“, so Cain (zitiert nach Dawes 2007: 121). Auch Nothilfe ‚denkt in Zahlen‘ und freut sich über fühlbaren Erfolg. So zitiert Koddenbrock unter der Überschrift „impact“ aus dem Interview mit einem Nothelfer:

„There are always successes. I think that is another good thing about emergency work specifically. Ahm *Those of us who work specifically in the emergency field have the benefit of reaping very fast and easy results.* You know, you do additional NFI [non-food items like buckets and other items needed for daily life] for 2,000 families, you know that there is 2,000 families that you know are better equipped to live a life in dignity for the next month, month and a half.“ (Koddenbrock 2012: 220)

In einer Notsituation lässt sich das eigene Wirken angesichts der gewaltigen Dimensionen, den vielen bedürftigen Menschen kaum einschätzen. Da tut es gut und bestärkt, wenn Nothelfer ihre Erfolge in ganz konkreten, großen Zahlen fassen können, in Hundertern und Tausendern. Zugleich, so James Dawes, sei jeder Versuch, jede Absicht, den Erfolg humanitärer Hilfe zu messen, zum Scheitern verurteilt: „Attempts to measure the success or failure of humanitarian work are, by *the very nature of the work*, always an experience in loss. It doesn’t matter how many people are saved – every time it is a failure; every time there are the unsaved.“ (Dawes 2007: 18, Hervorh. i. O.) Selbst wenn man Hunderte rettet, wenn man Tausenden hilft, wird es immer solche geben, denen man nicht geholfen hat: „Man hat immer das Gefühl, also wenn ich jetzt nicht weitermache, dann geht’s irgendwem schlecht.“, so Thomas Eben.

Woran aber machen andere Intervenierende ihre Wirksamkeit fest, die nicht Patienten oder ausgeteilte Decken zählen können? Manchmal macht man es an Klei-

nigkeiten fest, wie Michael Kubos²⁸ von seiner Zeit beim BMZ in Afghanistan erzählt, während der es nicht viele Momente gab, in denen die Wirksamkeit des eigenen Tuns offensichtlich war. Da kann es nach zwei Jahren die öffentliche Rede eines Afghanen sein, die „Belohnung“ ist – in der sich Gedanken aus den gemeinsamen Gesprächen wiederfinden, bei der man das Gefühl hat, man hat etwas bewirkt. Manchmal reicht das nicht. Simon Roth, als außenpolitischer Berater in verschiedenen Ländern tätig gewesen, überlegt:

„In Palästina hatte ich noch diesen ganzen Projekt-kram, da kann man halt relativ gut sehen, das hat man gemacht und ich glaube, die besten Erfolge, die ich hatte, hingen mit Projekten zusammen. Die hatten dann zwar eine politische Wirkung auch, aber du hast zumindest erstmal so Geld, was du ausgeben kannst und dann kannst du irgendwas daran knüpfen. Und das hast du natürlich bei diesen ganzen Friedensverhandlungskram nicht so [...] und naja, ich kann meinem Chef was aufschreiben, wenn ich Glück habe, sagt er es dann auch, aber ja, die Amerikaner, das ist von so vielen Überlegungen getrieben, für die ist vielleicht noch nicht mal richtig wichtig, was mein Chef sagt, geschweige denn was ich sage, das spielt in so einer Liga, wo es auch sehr sehr viel schwieriger wird, überhaupt Weichen zu stellen“ (Interview Simon Roth)

Solange man Projekte hat, planen kann, Geld ausgibt (!), hat man leichter das Gefühl, etwas geschafft zu haben. Wer politische Prozesse begleitet, dem fällt dies deutlich schwerer bzw. er tut gut daran, nicht auf in Zahlen messbaren Erfolg zu setzen, vor allem weil die Liga, in der gespielt wird, von Mächten und Interessen beeinflusst wird, die weit jenseits der eigenen Reichweite liegen. Vielleicht dazwischen liegt Arbeit, die auf gesellschaftliche Transformationen zielt, wie die von Anja Mehlaus NGO. Erwachsenenbildung sei ihr Arbeitsfeld, aber nicht das letzte Ziel.

„Ziel über dem Ziel [ist] dann nochmal Armutsreduzierung und Stabilisierung [...] das ist aber natürlich, wenn wir unsere Wirkungsketten angucken, irgendwo gibt es einen Bruch, das ist sehr schwer nachzuweisen, ob das zur Stabilisierung beiträgt, Armutsreduzierung ist natürlich leichter nachzuweisen, weil man dann einfach gucken kann, was machen sie eigentlich, wenn sie durch die Programme durchgelaufen sind.“ (Interview Anja Mehlaus)

28 Michael Kubos ist insofern etwas Besonderes, als dass er sowohl als Bundeswehrsoldat als auch als Mitarbeiter des BMZ in Afghanistan tätig war. Wo es im Zitat selbst nicht deutlich wird, aber an der entsprechenden Stelle im Gespräch eine Rolle spielte, weise ich hier im Text auf das Arbeitsfeld hin, auf welches sich das konkrete Zitat bezieht.

Anja hat eine gute Vorstellung davon, wie sich die Arbeit ihrer NGO jenseits der direkt erreichten Bildung auf die Entwicklung der intervenierten Gesellschaft auswirken kann. Auswirkungen nachzuweisen ist deutlich schwieriger. Manches Ziel wie „Stabilisierung“ ist schwer zu operationalisieren, die Menge weiterer Einflussfaktoren noch gar nicht mitgedacht.

Der Wunsch und die Forderung nach harten, sichtbaren Kriterien bleiben auch deshalb, weil die Sichtbarkeit von Ergebnissen eine so zentrale Rolle in der öffentlichen Selbstdarstellung zu spielen scheint.²⁹ Für manche Akteure ist die Unsichtbarkeit des eigenen Wirkens tatsächlich problematisch. Ich muss an eine Bemerkung über mögliche öffentliche Kampagnen zur Bekanntmachung des Zivilen Friedensdienstes auf der Tagung in Bad Boll denken: dass das so schwierig sei, weil sich der Erfolg der Arbeit darin zeigt, dass bestimmte Dinge nicht passieren. Dass das alltägliche Leben ohne Unterbrechungen weiter seinen Gang nimmt/nehmen kann, dass Gewalt vermieden wird, dass es keine Verwüstung, keine Zerstörung, keine Toten oder Verwundeten gibt, dass keine Panzerfahrzeuge, keine Waffen eingesetzt werden ... letzterem wird unterstellt, mehr Eindruck zu machen. Ähnlich sprach auch der ehemalige Bundestagsabgeordnete Winfried Nachtwei davon, dass das Militärische eine besondere Sichtbarkeit habe: „Ein Soldat auf dem Dingo ist sichtbarer als der zivile Experte, der Prozesse berät – der Soldat sieht zumindest schlagfertig aus.“ Aus der Sichtbarkeit entspringe eine besondere Attraktivität, im positiven wie im negativen Sinne: Die Militär-Affinen und die Militär-Fremden springen besonders darauf an. Auf jeden Fall bedeute Sichtbarkeit Aufmerksamkeit bzw. im Falle ziviler Experten oder auch Polizisten: geringe Sichtbarkeit = geringe Lobby = geringes politisches Gewicht.

Der Zuschnitt auf sichtbare Ergebnisse auch für das Publikum zuhause wiederum kann zur Folge haben, dass nicht die Hilfsprojekte Priorität haben, die am ehesten nötig sind, sondern die sich zur Präsentation eignen. So gehen Berit Bliesemann de Guevara und Florian Kühn davon aus, dass internationale Hilfsorganisationen in Bosnien-Herzegowina und Afghanistan Projekte aussuchten, „die sich in den Geberländern gut darstellen lassen, also wesentlich auf das Publikum in westlichen Ländern zugeschnitten sind (und nachrangig den Bedürfnissen der Bevölkerungsdiensten)“ (Bliesemann de Guevara/Kühn 2010: 146). Der Fokus auf (vorzeigbare) Ergebnisse ist also zum einen nicht immer zielführend, weil so nicht immer die richtigen Ziele erreicht werden, z. B. wenn quantitative mit qualitativen Erfolgen gleichgesetzt werden. Zum anderen ist die Orientierung am mess- und sichtbaren

29 Spätestens hier wird die Frage augenscheinlich, für wen eigentlich was sichtbar wird. Häufig wenn Intervenierende von Sichtbarkeit sprechen, meinen sie entweder sichtbar für sie selbst oder für die deutsche Politik (als Geld-/Auftraggeber) oder für eine mediale (deutsche) Öffentlichkeit.

Erfolg der Intervenierenden nicht zwingend zum Besten der Intervenierten, da finanzielle, mediale, politische Motive die Auswahl der Projekte beeinflussen können. Statt aber einzig auf den Output der eigenen Tätigkeit zu fokussieren, kann auch die Interventionssituation in den Blick genommen werden. Wie, mit welchen Techniken/Herangehensweisen kann das (vermeintliche) Chaos aufgelöst oder zumindest gelichtet werden? Lassen sich Strategien identifizieren, mit denen sich die komplexe Ausgangslage so ordnen, kognitiv erfassen lässt, dass (erfolgreiches) zielgerichtet sinnhaftes Handeln möglich wird?

Komplexitätsreduktion durch Diskurse

Schließlich lässt sich mit Komplexität umgehen, indem man sie mithilfe einfacher und vereinfachender diskursiver Deutungsmuster reduziert und so die Situation auf gedanklicher und kommunikativer Ebene handhabbar macht. Mithilfe von Diskursen versuchen Intervenierende ein besseres Verständnis davon zu entwickeln, „what is going on. They try to develop comprehensible and workable representations of the complexity they are working in.“ (Leeuwen 2009: 12) Sie tun dies nicht individuell jede/r für sich, sondern immer in Bezug zu und im Zusammenspiel mit (ihren sozialen) anderen. Und da sie Teil einer Vielzahl sozialer Räume sind, sind sie auch Teil einer Vielzahl von Diskursen, die Wissen bereithalten und mit denen sie Wissen aushandeln und formen – seien es organisationsbezogene, berufsfeldbezogene, orts-/ raumbezogene ...

Unter derlei Diskurse fallen meines Erachtens auch klar unterscheidende (und wertende) Kulturkategorien, wie etwa, wenn Werner Petzold davon spricht, dass „der Afghane“ bestimmte Dinge (über einen bürokratisch organisierten Staat) noch lernen müsse. Schwierigkeiten in der Umsetzung von Intervenierenden-Plänen werden dann – kulturessentialistisch – mit der (abweichenden, diesen entgegenstehenden) lokalen Kultur und Geschichte, mit mangelnder Erfahrung mit modernem Staatswesen und einem niedrigeren Entwicklungsstand erklärt. Ähnlich stellt Koddenbrock für die humanitären Helfer und die *Peacekeeper* im Kongo fest, dass diese es sich in der Position bequem machen, dass der Kongo schlicht undurchsichtig, komplex und nicht zu verstehen sei (Koddenbrock 2012: 221-226). Das vielzitierte Deutungsmuster des „Ressourcenfluchs“ reduziert die Ursachen des anhaltenden gewaltsamen Konflikts im Ostkongo auf das (obendrein objektiv feststellbare) Vorhandensein natürlicher Rohstoffe und macht damit sämtliche strukturellen, sozialen, globalen Überlegungen und Argumente überflüssig (ebd.: 222). Der globale Kapitalismus oder die Kolonialvergangenheit tauchen in keinem der Interviews auf, die Kai Koddenbrock mit internationalen Intervenierenden im Kongo führt. Stattdessen beschränkt sich die Erklärungsperspektive auf den nationalen, manchmal regionalen Kontext. Tatsächlich ist der „Ressourcenfluch“ als diskursives Muster offenbar so selbstverständlich, dass er nicht näher erläutert werden muss. Und ein Fluch, so auch Koddenbrock (ebd.), hat ja auch etwas Magisches. Man kann ihn nicht erklä-

ren oder analysieren, sondern nur zuschauen, wie etwas wie von Zauberhand, fast ein Staunen auslösend, geschieht. Das ist insofern ein naheliegender Umgang mit Komplexität, weil er keine Anforderungen an die eigenen Lösungs- und Handlungskompetenzen stellt. Entsprechend entlasten derlei Diskurse zugleich, weil sie die Verantwortung und die Wirkmächtigkeit von Intervenierenden kleinhalten. Ein Stück weit ähnlich funktioniert es vielleicht, wenn Intervenierende von der überkomplexen und so ganz anderen Situation in Afghanistan (mal explizit, mal implizit im Vergleich zum Balkan) sprechen und sich so von dem Anspruch freisprechen, die Situation überblicken und verstehen zu müssen. Angesichts herausfordernder Unübersichtlichkeit ein Befreiungsschlag.

5.1.3 Zusammenfassung: Das Wirken Intervenierender in komplexen Situationen

Die Komplexität einer Konflikt- oder einer Transformationssituation wird da als unübersichtlich empfunden, wo es schwerfällt, den sozialen und politischen Kontext oder die eigene Arbeit mit ihren geplanten und ungeplanten Folgen zu überblicken, einzuschätzen und einzuordnen. Das große Ganze, das in der Regel den Legitimationsrahmen für den Aufenthalt und die Tätigkeit von Intervenierenden liefert, wird greifbarer und besser verständlich, wenn konkrete Materialitäten als sichtbare Manifestationen der eigentlich langfristig intendierten sozialen Prozesse interpretiert werden können. Zugleich scheint es zum „Interventionsspiel“ dazuzugehören, sowohl das eigene Tun als auch die (im politischen und fachöffentlichen Diskurs eingeforderten, ja nahezu beschworenen) sozialen und politischen Transformationsprozesse für alle *Stakeholder* (entsendende Politik, lokale Gemeinden) „sichtbar“ zu machen: Schul- und Verwaltungsgebäude einzuweihen, Straßen und Brücken zu bauen. Das scheint insbesondere für die Intervenierenden wichtig zu sein, die sich aufgrund ihrer Organisationszugehörigkeit/ihrer Aufgabe als politisch, jedenfalls aber als politiknah auffassen (Politik, die „sichtbare“ Ergebnisse fordert) bzw. die sich im medialen Diskurs positionieren bzw. positioniert werden. Hinzu kommt, dass bestimmten Intervenierenden eine besonders hohe Affinität zu „Sichtbarkeit“ und Materialitäten zugeschrieben wird. Insbesondere Soldaten seien darauf gepolt, schnell zu handeln und „mit Masse“ „Sichtbares“ zu schaffen. Aber auch für die Techniker unter den Hilfsorganisationen scheinen sich Professionalität, Ernsthaftigkeit und Erfolg im Materiellen und im Sichtbaren zu zeigen, trotz der gleichzeitig vernehmbaren Kritik an solchen Faktoren zur Beurteilung oder gar Messung der Auswirkungen (und ggf. Wirksamkeit) der eigenen Präsenz und Projektarbeit.

Einfach ist der Überblick in der Unübersichtlichkeit tatsächlich nicht. Selbst die, die ihn wagen, bezeugen das. Für wen aber langfristige Ziele nicht greifbar, nicht messbar werden, schließlich geht es um so Unberechenbares wie Köpfe, nicht Din-

ge, dem bleibt wie Werner Petzold angesichts der Aufforderung seitens der Führung und der Politik, konkrete Ideen zum weiteren Vorgehen zu entwickeln, nur zu seufzen: „Wenn der Befehlshaber da kommt, dann will der wissen, wie’s – (1) Ab- Abzugsstrategie, Ab-Abzugsstrategie, ja, entwickeln Sie mal eine Idee, wie’s hier zu Ende – (seufzt) ja.“ Wer keinen befriedigenden Umgang mit der Komplexität, der Unübersichtlichkeit und ihren Folgen für das Selbstverständnis, für die eigene Tätigkeit, findet, der kann versuchen, sie zu umgehen. Und es gibt viele Wege, dies zu tun: Zum Beispiel, indem man sich in seinem Selbstverständnis maßgeblich auf die konkrete Tätigkeit bezieht, indem man in dermaßen prekären Verhältnissen direkte (Not-)Hilfe leistet, so dass alles nur als Verbesserung erscheinen kann oder auch indem man sich in seiner Sinnfrage weniger auf die Aufgabe und das Einsatzumfeld und mehr auf den Auftraggeber, den Träger bezieht.

Dennoch hat diese empfundene Unübersichtlichkeit meiner Ansicht nach großes Potenzial, auch die eigene Tätigkeit – und je nachdem, wie sehr sich jemand mit dieser identifiziert, auch sich selbst – infrage zu stellen. Wenn man nicht überblicken kann, was man bewirkt, wenn der eigene Beitrag nur einer von vielen zu sein und sein Erfolg wiederum von unendlich vielen, verwobenen Faktoren abzuhängen scheint, ist der gedankliche Schritt in die eigene Bedeutungslosigkeit in derlei Interventionssituationen nicht mehr weit. Von daher liegt die These nahe: Wessen Tätigkeit sich (grundsätzlich) auf derlei Situationen beschränkt, der findet Wege und Perspektiven zu gestalten – wem andere Wirkungsbereiche und Tätigkeitsfelder offenstehen, spricht: wer nicht auf internationale Interventionen angewiesen ist, kann diese infrage stellen, ohne den Sinn der eigenen Berufstätigkeit sofort und gänzlich mit einzubüßen. Bzw. andersherum formuliert: Wer auf derlei Einsatzbereiche angewiesen ist bzw. für wen diese die ur-eigentliche Arbeit darstellen, der ist gezwungen, anders als mit einem Rückzug zu reagieren und Antworten auf die Komplexität zu formulieren.

Gelingt die Übersetzung und Umsetzung abstrakter Ziele, das Konzipieren konkreter Programme, wächst man innerlich über sich hinaus und hat das starke und stärkende Gefühl, „Heldentaten“ zu vollbringen, wie Peter Leibhart formuliert. Nicht etwa, weil man mit magischen Kräften etwas bewirkt hat, sondern weil man wagt, am großen Ganzen zu rütteln, etwas ändern zu wollen mit Einstellungen/Werten, Pragmatismus und viel Arbeit. Und insofern kommen Werner Petzold und Peter Leibhart wieder zusammen: Wer schnell etwas Sichtbares schaffen will, wer kurzfristig denkt, der hat kaum eine Chance, etwas Sinnvolles zu tun.

Egal ob die wahrgenommene Vielfalt und Unübersichtlichkeit der Interventionssituation als Chaos empfunden wird oder eher „beflügelt“, finden sich vielfältige Strategien, die die Komplexität des Interventionsalltags/-projekts handhabbar machen: Das Selbstbild als Durchführungsinstanz (inklusive Verantwortungsabgabe), das Verständnis der Situation als Notsituation und der eigenen Tätigkeit als akute Nothilfe, das ‚Managebar-Machen‘ der Probleme mithilfe der Umwidmung

zu technischen und bürokratischen Herausforderungen, die Bewältigung schier unlösbarer, großer Aufgaben durch deren Zerlegung in ‚Etappen‘, der Fokus auf Sichtbares wie auch der Bezug auf Diskurse, der es erlaubt, das Unfassbare in Worte zu fassen. Intervenierende entwickeln vielfältige Strategien, sich in der Interventionssituation zu verorten und sich ihres eigenen Wirkens zu versichern.

5.2 „MAN WILL JA AUCH UNBERECHENBAR BLEIBEN.“ SICHERHEIT UND UNSICHERHEIT IM INTERVENTIONSALLTAG

Eine zweite große Kategorie, die Wesentliches der Interventionssituation erfasst, ist die der Sicherheit bzw. Unsicherheit. Egal in welchem Arbeitsfeld Intervenierende tätig ist, Sicherheit ist ein Dauerthema in Kriegs- und Krisengebieten, für jede_n meiner Gesprächspartner_innen. Während man sonst vielleicht nur mit denen zu tun hat, die zum selben Thema arbeiten, sitzen bei *Security meetings* alle zusammen, erzählt Anna Goschen von einer Nothilfe-NGO. Nicht alle empfinden gleich, nicht alle fahren dieselben Strategien, aber alle haben das Thema Sicherheit auf der Agenda.

Im Folgenden beschreibe ich zunächst (5.2.1), worin die Unsicherheit besteht, wovon sich Intervenierende bedroht sehen und inwiefern diese Unsicherheit ‚wirklich‘ besteht. Anschließend (5.2.2) gehe ich darauf ein, wer wie weit gefährdet ist. Der größte Teil dieses Kapitels (5.2.3) fächert dann die verschiedenen Strategien auf, die Intervenierende anwenden, um Unsicherheit zu reduzieren und Sicherheit zu erreichen. Zuletzt (5.2.4) diskutiere ich, inwieweit diese Strategien funktionieren und was sie bewirken.

5.2.1 Dimensionen von Unsicherheit

Sicherheit meint in erster Linie, sicher zu sein vor Angriffen, vor Gewalt, gekidnappt oder getötet zu werden, ob gezielt oder zufällig. Sicher zu sein heißt körperlich unverehrt zu sein und nicht gewaltsam festgehalten zu werden. Selbst wenn in vielen Kriegs- und Krisengebieten einige ‚natürliche Gefahren‘ bestehen (SchlammLawinen, Hangrutsche, ‚geblacklistete‘ Flugzeuge), ist es vor allem die Bedrohung durch Überfälle, Entführungen, terroristische Anschläge, kriegerische Gewalt oder Mord, die Intervenierende vor Augen haben, vor denen sie Schutz suchen.

Ein nicht unwesentlicher Teil des Bedrohungsgefühls, der Unsicherheit scheint zudem nicht aus einer bestimmten Bedrohung, sondern vielmehr der omnipräsenten Möglichkeit zu bestehen, dass etwas passiert, das das eigene Leben bedroht. Peter Leibhart spricht von einer ‚volatilen Situation‘ – sie kann kippen, ist nicht gleich-

bleibend gut oder schlecht, nicht verlässlich. Jederzeit kann sich alles ändern, und zwar so, dass auch die eigene Stabilität, die eigene Position, der eigene Halt infrage gestellt wird. Was heute noch okay scheint, kann morgen schon zu gefährlich sein. Insofern bedeutet Unsicherheit oft einfach nicht zu wissen, was genau ist oder was kommt und was es für einen selbst bedeutet. Bedrohung ist demnach wenig konkret, latent und diffus, aber (genau deshalb) allgegenwärtig. Insofern ist Unsicherheit auch das Gefühl, von Faktoren abhängig zu sein, die nicht der persönlichen Kontrolle und Gestaltungsmacht unterliegen.

„Realität“ vs. Gefühl

Wie groß die Unsicherheit, die Gefahr tatsächlich ist, ist eine Frage, die immer wieder aufgeworfen und besprochen wird. Die Sicherheitslage ist insofern wichtig, als sie u. a. ein schlagendes Argument dafür ist, sich vor Ort zu engagieren bzw. ziviles deutsches/internationales Personal vor Ort einzusetzen – oder eben nicht. Wo es zu gefährlich ist, so der offizielle Diskurs, können zumindest zivile Intervenierende nicht arbeiten. Militär hingegen hat erst eine Einsatzberechtigung, wenn die Sicherheitslage als mangelhaft oder instabil gilt. Bedenkt man, dass es allerlei Interessen geben kann, Intervenierende in ein Gebiet zu schicken (wirtschaftliche, diplomatische, politische, strategische), wird die Beurteilung der Sicherheitslage zu einem interessanten Angelpunkt. Entsprechend sagen manche, dass die Einschätzung der Sicherheitslage eine politische Entscheidung sei – nicht maßgeblich nach analytischen Kriterien, sondern letztlich nach politischen Interessen beurteilt.³⁰

Die offiziellen Anforderungen, die Umsetzung derselben und die Gespräche vor Ort können dabei in einem absurden Gegensatz zum eigenen Gefühl und der eigenen Einschätzung stehen. Auf meine Frage, ob das Haus im Sudan bewacht war, antwortet Simon:

„Ja, das war ein längerer Prozess. Offiziell sollten all diese Häuser bewacht werden und das – es gab im Sudan auch hin und wieder diese Sicherheitswarnungen [...] ich hatte die ersten drei Monate so einen Sicherheitsberater vor Ort und mir war auch nicht immer ganz klar, ob diese ganzen Sicherheitsbedrohungen, von denen erzählt wurde, ob die real waren oder ob das so ein bisschen – ich glaube ja, je mehr Leute sich mit Sicherheit beschäftigen, desto gefährlicher wird es. [...] wenn du dich da einfach gar nicht mit beschäftigst, dann kriegst du das auch gar nicht mit. [...] Es gab einen Eritreer und seinen Sohn und dessen Freund, die quasi zu dem Haus gehörten und da schon ewig gearbeitet hatten [...] die wurden dann übernommen und in so Uniformen gesteckt, aber also Wachen ist so ein bisschen übertrieben. Die sa-

30 Erst in den 1990er Jahren sei die Wahrnehmung virulent geworden, dass die Sicherheitslage manche Aktivitäten nicht zulasse, so BMZ-Abteilungsleiterin Christine Toetzke bei einer Konferenz (Feldnotizen Heidelberg 2012). Vorher sei das kein Thema gewesen.

ßen da rum und haben das Tor geöffnet, ähm auf deren – ich weiß nicht, ob das eine abschreckende Wirkung hatte. Vielleicht eher so, dass niemand einbricht oder so was, aber die waren jetzt nicht bewaffnet und hätten glaube ich niemandem ernsthaft Kontra gegeben. Der eine Typ war schon über 50, der war sehr nett, der hat den Garten gewässert.“ (Interview Simon Roth)

Humor ist eine Art, mit unsicheren Situationen umzugehen. In diesem Fall deutete ich ihn als Anzeiger für ein starkes Gefühl von Absurdität, das Simon angesichts der Situation empfand. Formal, wahrscheinlich von Seiten seines Arbeitgebers, der Bundesrepublik Deutschland, war erforderlich, dass sein Wohnhaus bewacht wird. Dass die damit betrauten Personen seiner Einschätzung nach allenfalls gegenüber Einbrechern abschreckend wirkten und ansonsten eher nette Gesellschaft darstellten, schien der Anforderung, das Haus zu bewachen, nicht entgegenzustehen. Simons Gefühl von Absurdität zeigt sich auch am Beispiel seiner Bewertung der Maßnahmen, die die Botschaft für Notfälle ausgab. Ebenso wie die Wachleute vor dem Haus gehörten auch Funkgeräte zur offiziellen Ausstattung, die formal erforderlich ist, aber von vielen Leuten nicht ernstgenommen wird:

„Ich hatte meins dann immer mit, auch um so Vorbild zu sein, und war aber der einzige, der sich regelmäßig bei diesen Funkchecks gemeldet hat, der vorbildliche Deutsche, der einzige, der das macht [...] mein Gefahrenempfinden war sehr gering [...] es gab immer so diese Diskussionen, ob irgendwas passiert, ob die Rebellen nochmal auf die Hauptstadt marschieren [...] und dann gibt es immer mal wieder, ja, die Rebellen sind auf hundert Kilometer herangekommen, aber es ist nichts passiert. Es wird mal passieren, aber richtig gefährlich ist es eigentlich nicht.“ (Interview Simon Roth)

An Simons letzten Satz zeigt sich für mich die Krux der Sicherheitsfrage. Solange es nicht konkret wird, aber das wird es immer mal wieder, wie mehrere meiner Gesprächspartner erzählen, fühlen sich Unsicherheit und Gefahr sehr abstrakt, sehr weit weg an. Eine Frage ist, wer die Sicherheitslage eigentlich am besten beurteilen sollte – Leute vor Ort, Leute von weiter weg? Eigentlich sind sich meine Interviewees einig, dass die Sicherheitslage besser von denen beurteilt werde, die nicht vor Ort sind. Das ist doch interessant, wo für vieles andere gilt: Wer mit eigenen Ohren hört, mit eigenen Augen sieht, kann viel mehr wissen, ist qua Standort schon Experte – hat Definitionsmacht. Wer vor Ort ist, hat Zugang zu Einblicken, Beobachtungen, Informationen, die von weiter weg nicht verfügbar wären. Was die Einschätzung der Sicherheitsrisiken angeht, wird das gegenteilige Argument gemacht. Demnach verhält es sich eher wie mit dem Frosch im Kochtopf: Er gewöhnt sich an das warme Wasser und merkt gar nicht, dass es immer heißer und gefährlich heiß wird. „In der Routine lauert die Gefahr“, so Lutz – jemand, der vor Ort ist, gewöhnt sich an zu vieles. Der Mensch passt sich an und vergisst, wie gefährlich die Situa-

tion ist bzw. fühlt sich in seinen Sicherheitsroutinen geborgen/sicher. Und wer sich nicht aktiv an das Gegenteil erinnert, glaubt, Sicherheit tatsächlich herstellen zu können.

Zugleich sind Intervenierende immer wieder gefordert, selbst zu entscheiden, wie gefährlich eine Situation ist und welche Sicherheitsmaßnahmen notwendig sind. Georg Wälder erzählt von solchen Entscheidungssituationen während seiner CIMIC-Fahrten:

„An sich heißt es ja, wenn wir draußen sind, haben wir unsere Schutzweste an, ja dann sitzt man in so einem Gespräch, alle sitzen ohne Schutzweste, [...] und ich dann in Schutzweste, ja dann brauch ich ein Gespräch nicht führen, ne. [...] war mir dann nicht geheuer, ja Schutzweste aus oder an, ich hab sie an dem Tag ausgezogen, [...] in diesem Spannungsfeld leben wir natürlich immer.

JB: Warum? Was macht es für einen Unterschied?

GW: Sagen wir mal so, wir leben hier in einer gefährdeten Region. Sie sind einer von denen, der zum Dorf gehört und ich hab die Schutzweste an, am besten noch Helm auf und will mit Ihnen ein Gespräch führen. Würden Sie da eins mit mir führen? (JB lacht; pff) (3) Nicht wirklich. Das ist eine Frage des Vertrauens. Ich bin dort Gast. Und die garantieren mir, solange ich Gast bin, das ist typisch für islamische Regionen, solange ich Gast bin, garantieren die mir für hier meine Sicherheit. So. Und ich lass die Weste an, heißt für die, der glaubt mir nicht. (1) Ne, merken, das ist dieses Spannungsfeld. (JB: aha, aha) Ja und klar, kann immer was passieren, [...] gab ne Region, da sind wir einmal hingefahren, da habe ich die Weste nie ausgezogen. Weil da ist häufiger was passiert, das war auch war auch die Region, wo wir immer wieder Tote hatten, da habe ich ganz klar gesagt und hier bleibt sie an. Egal wie es wirkt, (1) ne? Aber das muss man immer vor Ort selbst [entscheiden].“ (Interview Georg Wälder)

Die üblichen militärischen Sicherheitsmittel – Waffen, Großaufgebot an bewaffneten Begleitfahrzeugen, ja selbst Schutzkleidung – sind nicht immer hilfreich, sondern stehen der Auftragserfüllung möglicherweise sogar im Weg, weil sie als Indikator für Misstrauen verstanden werden. Wälder muss abwägen, wie die konkrete Sicherheitslage einzuschätzen ist und ob er verantworten kann, auf Schutz zu verzichten, um Vertrauen zu signalisieren und die guten Beziehungen zu betonen. Sich dieser eigenen Entscheidung zu entziehen und einfach an die Vorschriften zu halten, könnte wiederum den Auftrag gefährden.

5.2.2 Die (Un-)Sicherheit von Intervenierenden im Vergleich

Natürliche Bedrohungen oder Gefahren (wie Erdbeben oder extremes Wetter) unterscheiden nicht, ob es sich um Intervenierende oder Intervenierende handelt. Alle,

die sich in einem bestimmten Gebiet aufhalten, sind zunächst gleichermaßen betroffen, auch wenn sich manche ggf. besser schützen können als andere. Bei Gefahren, die von Menschen ausgehen, wird das anders eingeschätzt – je nachdem welche Bedeutung Ausländern/Internationalen zugeschrieben wird. Für Afghanistan beispielsweise lassen sich die Risiko-Abstufungen aus den Erzählungen meiner Gesprächspartner wie folgt zusammenfassen. Zunächst mal gilt: Wer in irgendeiner Form als Ausländer erkennbar ist, an der Physionomie, der Kleidung, dem Auto, ist gefährdeter als Afghanen. Dann folgen Soldaten. Michael Kubos vergleicht sein eigenes Sicherheitsgefühl, je nach Arbeitsfeld:

„Ich habe mich in Afghanistan noch nie so sicher gefühlt wie als [internationaler] Zivilist [...] das ging mir als Soldat ganz anders. Da wusste man, man ist – man steht auf der Liste, ähm (1) und das war jetzt als Zivilist nicht, da war ich vielleicht auch auf der Liste, aber ganz ganz we- wenn die anderen hundert Millionen Ziele nicht mehr da sind, dann gehen wir jetzt mal an an an die Vertreter des BMZ und der GIZ ran. Deswegen ähm war das wirklich ähm entspannt.“ (Interview Michael Kubos)

Auch andere Gesprächspartner unterscheiden klar zwischen Soldat_innen und internationalen Zivilist_innen, was die Gefährdung angeht. Unter den Soldat_innen wiederum sind Sanitätskräfte gefährdeter als andere, so Tim Lange: Das wichtigste Ziel für (IED-)Angriffe³¹ seien die Sanitäter gewesen, damit der Rest der Soldaten nicht versorgt werden könne. Entsprechend habe man später die roten Kreuze vom Fahrzeug abgemacht, um weniger Zielscheibe zu sein. Ganz oben auf der Gefährdungsskala stehen wiederum deutsche/ internationale Politiker und Minister – wahrscheinlich wegen der hohen Symbolkraft, die ein (erfolgreicher) Angriff auf diese hätte.

Auf den ersten Blick werden Intervenierende also nach Herkunft und Berufsfeldern unterschieden. Ganz selbstverständlich ist es aber auch für Mitarbeitende in der Not- und Entwicklungshilfe nicht, in Sicherheit zu leben und nicht angegriffen zu werden. In der Literatur und auf Konferenzen wird deutlich, dass weite Teile der Community überzeugt sind, dass auch Not- und Entwicklungshelfer_innen bedroht sind. Seit den 1990er Jahren sei die Verbesserung der „field security for aid workers“ ein ständiges Thema, so Mark Duffield (2010: 458). Frank Dörner von Ärzte ohne Grenzen zählte für 2008 260 schwere Überfälle und 122 ermordete Mitarbeiter_innen von Not- und Entwicklungshilfeorganisationen, womit mehr Helfer als Soldaten von Friedenstruppen zu Tode gekommen seien (Dörner 2009: 4). Die

31 Sogenannte IEDs (*Improvised Explosive Device*) werden oft in der Nähe von Straßen versteckt oder im Boden vergraben und aus der Ferne per Funk ausgelöst, z. B. mit einem Handy.

einen argumentieren, dass dies vor allem an den externen Rahmenbedingungen liege – der Anstieg von globalisiertem Terrorismus, die zunehmend verwischte Grenze zwischen militärischen und zivilen Intervenierenden. Was früher als „humanitarian space“ respektiert worden sei – „the operating environment for humanitarian action“ oder auch „humanitarians’ room for manoeuvre to work without fear of attack and according to their principles of neutrality, impartiality, and humanity“ (Hilhorst/Serrano 2010: 183), würde heute nicht mehr als solcher beachtet, sondern sei im wörtlichen Sinne unter Beschuss.³²

Andere meinen, dass Sicherheit eine Frage von guter Arbeit und Programmqualität sei: „good quality programming is key to security – projects that address needs, based on communities’ needs, transparency about processes, honesty“, so eine Teilnehmerin am Humanitären Kongress 2012 in Berlin. So wird die Prämisse „Zugehörigkeit zum Berufsfeld Not- und Entwicklungshilfe“ um die Bedingungen „gute Arbeit“, „Transparenz“ und „Zielgruppenorientierung“ erweitert. Je mehr also die Leute vor Ort das Agieren der Organisationen verstehen und von der guten Arbeit derselben profitieren, desto sicherer sind die entsprechenden Mitarbeiter_innen.³³ Ähnlich argumentiert Anna Goschen, dass gute Arbeit für die eigene

32 Larissa Fast fasst diesen Diskursstrang zunächst zusammen, um ihn dann kritisch zu bewerten: „In analyzing threat and risk, it is tempting to rely on myopic explanations that emphasize the politicization of aid, the rise in global terror, or the increasingly blurred boundaries between civilian and military actors. Indeed, these often-cited and compelling explanations have become axioms, accepted at face value and virtually unquestioned as the primary causal mechanisms of violence against aid workers. These factors undoubtedly complicate access to vulnerable populations and compromise the safety and security of aid workers and agencies. An exclusionary analysis of this kind, however, promotes an image of humanitarians as exceptions, operating outside of the conflict dynamics that surround them, and as exceptional, part of a special category of civilians deserving attention and protection.“ (Fast 2014: 3) Stattdessen, so Fast (ebd.), sei es an der Zeit, ein analytisches Rahmenkonzept vorzulegen, das die diskursiven Muster herausfordert und versucht, auch die internen, Mikro-Level-Faktoren zu berücksichtigen und so die Komplexität von Hilfe zu erfassen.

33 Das ‚Verständnis‘ der lokalen Bevölkerung sollte dabei ebenso wenig für selbstverständlich gehalten werden wie ihre Akzeptanz des Projekts, ganz gleich welche Absichten Intervenierende haben und/oder kommunizieren. Soldat Tim Lange erzählt, von einer amerikanischen NGO, die in Afghanistan tätig war und sich der Frauenbildung widmete – das Büro der Organisation habe mitten in der Stadt gelegen, hinter den Mauern seien die Amerikanerinnen in kurzen Shorts und engen T-Shirts rumgelaufen, woraufhin das Gerücht aufkam, es handele sich um ein Bordell. Lange trumpft auf: „Und dann führen die

Sicherheit wichtiger sei als die strikte Distanz zu militärischen Akteuren wie der Bundeswehr³⁴:

„Und äh wenn es mich schützen würde – das Leben von mir, meinen Mitarbeitern schützen würde, dass ich nicht mit der Bundeswehr arbeite, würde ich es auch aufhören. Aber schützt mich ja nicht. Das ist äh – also wenn die mich schnappen wollen, werden die mich schnappen (JB lacht) und äh im Gegenteil, ich glaube, dass die, diese Projekte, wenn sie dann wirklich stabilisierende Projekte sind, die dann, äh und bedarfsgerechte Projekte und äh jetzt haben wir schon vier Millionen Patienten durch dieses Projekt versorgt, (1) dann mag uns die Bevölkerung, dann mag sie diese Kooperation und der Taliban, der gegen – dagegen schießt, der hat einfach auch ein Problem mit vier Millionen Personen, die von uns äh, eine medizinische Behandlung bekommen haben. Und deshalb äh hab ich auch nicht so ein Problem damit.“
(Interview Anna Goschen)

Vier Millionen Patient_innen sind vier Millionen Multiplikator_innen, vier Millionen Fürsprecher_innen, vier Millionen Beschützer_innen. Sicherheit wird hier auch als Beziehungs- und Interessenfrage gedacht – nicht nur je nachdem welche Beziehungen ich zu wem unterhalte, sondern auch wessen Interessen ich diene, bin ich mehr oder weniger gefährdet. Ähnlich argumentiert auch Christina Meier, die für mehrere Monate als Mitarbeiterin in der Entwicklungszusammenarbeit in Südostasien gelebt hat. Sie argumentiert, dass dort zwar ein gewaltsamer Konflikt präsent war, es aber keine Übergriffe auf Internationale gegeben habe – beide Konfliktparteien hätten die Gegend als Tourismusstandort mit seinen Devisen bewahren wollen. Gefahren für Internationale hätten viel zu viele Touristen abgeschreckt.

Sowohl der Beziehungsaspekt als auch die Frage der Interessen von (mächtigen) Menschen vor Ort finden sich in der Kategorisierung der Arbeit von Intervenierenden als „politisch“ bzw. „unpolitisch“ wieder. Viele Intervenierende halten es für entscheidend, wie politisch ihre jeweilige Präsenz und Arbeit von anderen einge-

morgens mit den Jeeps auf die Dörfer, sammelten die Frauen ein, die blieben da sechs Stunden. Da wurde der Laden irgendwann angegriffen.“

- 34 Angriffe auf humanitäre Helfer der zunehmenden Militarisierung von Hilfe zuzuschreiben und zu schließen, dass eine klare Distanz zu militärischen Akteuren notwendig sei, ist mit Laura Hammonds – meines Erachtens freundlichen – Worten a „well-trodden path of inquiry“ (Hammond 2008: 172). Dabei können sich Mitarbeiter_innen der humanitären Hilfe laut Larissa Fast viele Gründe für Angriffe vorstellen: „Although they readily cite the politicization of aid, changes in the post-Cold War or 9/11 era, the availability of small arms and light weapons, criminality, or polarized dynamics between Western and Muslim countries, internal vulnerabilities such as individual behaviors and organizational politics and decisions figure prominently in the discussion as well.“ (Fast 2014: 31)

schätzt wird. Je politischer, desto gefährdeter. Je unpolitischer, desto sicherer. Politisch kann heißen, einer Konfliktpartei zugeordnet zu werden bzw. in irgendeiner Form als parteisch zu gelten. Dies ist bei internationalen Soldat_innen und Politiker_innen der Fall. Politisch kann aber auch heißen, für bestimmte Werte zu stehen, die vor Ort umstritten sind, beispielsweise für Menschenrechte im Allgemeinen und Frauenrechte im Besonderen einzutreten, wie Anja Mehrlau erklärt. Insofern seien sie mit Alphabetisierung und Erwachsenenbildung für alle Zielgruppen eigentlich auf der sicheren Seite. Ähnlich schätzen Stefan und Ulrike die Arbeit ihrer NGO ein: der Strom, für den sie sorgten, sei lange bei jedem heiß begehrt und willkommen gewesen. Irgendwann schien ihr „Ausländersein“ jedoch in der Wahrnehmung der Mächtigen zu überwiegen, sie konnten sich ihres vormaligen Vorteils nicht mehr sicher sein. Und obendrein stand mit ihrer eigenen Sicherheit auch die anderer auf der Kippe, wie Ulrike erzählt:

„Man bringt auch das Dorf dann in Gefahr. Auch sie können einen nicht mehr verstecken, wenn Taliban in der Nähe wären oder so. Und ich bin dann da und ich genau. Das, was früher noch positiv war, für das Dorf, wir sind hingekommen, die haben uns gesehen und haben auch ein Vertrauen, oder eine Menschlichkeit erlebt, das wäre halt dann eher für sie selber auch zur Gefahr geworden, wenn das beobachtet wird. Ja.“ (Interview Stefan und Ulrike Gelsen)

Die Beziehung, die Anna Goschen noch als Fürsprache und Sicherheitsgarantie anführt, ist eben keine einseitige. Sie wird von anderen beobachtet und bewertet und kann ins Gegenteil umschlagen: in Unsicherheit. Unsicherheit auch und vor allem für die, die ohnehin am unteren Ende der Hackordnung in einem Gewaltkonflikt, in einer volatilen Gewaltsituation stehen – die Intervenierten, die Bevölkerung vor Ort.³⁵ Zusammengefasst: Wenn es um Sicherheit bzw. Gefährdung geht, macht es einen Unterschied, wer man ist bzw. als wer man wahrgenommen wird. Zivile Intervenierende sind generell weniger gefährdet als militärische Akteure, wobei Minister bzw. ranghohe öffentliche Personen eine Ausnahme bilden. Unter den Soldaten wiederum sind auch nicht alle gleichermaßen bedroht – die, die zentrale

35 Welche Verantwortung geht mit Nähe einher? Wie gehen Intervenierende damit um, durch ihre Nähe auch andere Leute zu gefährden. Bei meinem Besuch am Centre Marc Bloch in Berlin, wo ich im Dezember 2014 erste empirische Konzepte dieser Arbeit vorstelle, erzählt Teresa Koloma Beck das Beispiel der DAAD-Lektorin in Afghanistan, deren Seminare an der Uni den Teilnehmenden immer kurzfristig per SMS bekanntgegeben werden, um möglichst wenig Aufmerksamkeit auf die deutsche Dozentin und ihre Aktivitäten zu ziehen. Ein Angriff auf diese ist denkbar und könnte damit zugleich alle Studierenden gefährden.

Aufgaben haben wie Sanität oder Schutz, sind nochmal mehr im Visier möglicher Angreifer_innen.

5.2.3 Strategien zur Maximierung von Sicherheit bzw. Reduzierung von Unsicherheit

Sicherheitsmaßnahmen sind komplex und vielfältig. Intervenierende bedienen sich einer Vielzahl an Strategien, um Sicherheit herzustellen³⁶, je nach Berufsfeld und leitenden Maximen mehr der einen oder der anderen Sorte. Manche Strategien werden vorgeschrieben, andere obliegen der eigenen Einschätzung und Entscheidung. Mit der Zeit verinnerlicht man, was zu Hause ungewöhnlich wäre, hier aber zum Alltag dazu gehört, wie Ulrike ihre Vorsichtsmaßnahmen schildert:

„Man ist mit mehreren Personen unterwegs, nie allein; nicht immer denselben Weg zur selben Zeit, man ist mit hohem Bewusstsein und hoher Aufmerksamkeit unterwegs, man geht nicht dahin, wo was los ist, sondern geht in die entgegengesetzte Richtung, man fährt nicht selbst Auto, man hat immer einen Afghanen dabei, jemanden aus dem Dorf: der hat Autorität, der bürgt für einen, der merkt andere Dinge, wenn was nicht normal ist, der kann für dich kulturell vermitteln.“ (Interview Stefan und Ulrike Gelsen)

Ulrikes präzise Aufzählung ist typisch für die Erzählungen vieler Intervenierender darüber, wie sie für Sicherheit sorgen.³⁷ In einer Gruppe ist man generell geschützter als allein. Man versucht, in seinen Abläufen, Bewegungen, Handlungen unberechenbar zu bleiben, um gezielte, geplante Angriffe zu erschweren. Man ist wachsam und schärft seine Aufmerksamkeit, um Gefahren frühzeitig wahrnehmen zu können. Man vermeidet Menschenansammlungen und Unruhe, weil sie immer in Gewalt umschlagen könnten. Man hat jemanden dabei, der vor Ort zu Hause ist, der für einen bürgt, der mehr wahrnimmt, der in Bedrohungssituationen eher als vertrauter und vertrauenswürdiger Gesprächspartner eingeschätzt wird, als man selbst. Im Folgenden will ich diese und andere Sicherheitsstrategien erläutern und in Bezug zueinander setzen. Sechs Strategien habe ich dabei grob unterschieden:

36 Teresa Koloma Beck schreibt entsprechend von der „sozialen Produktion sicherer Orte“ (Koloma Beck 2017) durch formale Verfahrens- und Organisationspraktiken sowie implizite Interpretations- und Selektionsleistungen.

37 Siehe Kurtenbach/Wulf 2012: 46-48 für eine vergleichbare Aufzählung, wie Entwicklungshelfer_innen für Sicherheit sorgen.

- Auf vielfältige Art und Weise wird versucht, Wohn- und Arbeitsräume unter Kontrolle zu halten und die Mobilität von Intervenierenden je nach Sicherheitslage zu beschränken.
- In dem Wissen, dass es vor allem ihr Ausländersein, ihr Intervenieren ist, das als Anlass zum Angriff genommen wird, versuchen Intervenierende, ihre eigene Sichtbarkeit zu reduzieren.
- Drittens setzen sie zwar auf Planung und Vorbereitung, versuchen aber zugleich sich der Kontrolle anderer zu entziehen, z. B. indem sie Berechenbarkeit vermeiden und Abläufe und Muster im eigenen Alltag immer wieder aufbrechen und ändern.
- Des Weiteren versuchen Intervenierende, ihre Umgebung zu verstehen und möglichst viel über sie zu wissen. Informationen über Ereignisse, Hintergründe, Zusammenhänge werden als wesentlich dafür angesehen, zu bewerten und zu entscheiden, wo man hinfährt, wessen Nähe man vermeidet, wie man sich zeigt.
- Auf der sozialen Ebene werden vielfältige Beziehungen gesucht und geknüpft, um Unsicherheit zu reduzieren. Das beginnt mit einem Bewusstsein und einer Anerkennung/Betonung des eigenen Gaststatus, mit bewusstem Respekt und Rücksichtnahme, bis hin zu Kontakten und Beziehungen zu konkreten Personen, aber auch Distanz zu gefährdeten oder gefährdenden Akteuren.
- *Last but not least* schützen sich manche Intervenierende mit Waffen bzw. indem sie sich als Gewaltakteure inszenieren.

Kontrollierte Räume und möglichst wenig Bewegung

Zunächst einmal gilt, dass man Sicherheit darüber gewährleistet bzw. erhöht, dass man kontrollierte Räume schafft, in denen sich Intervenierende aufhalten und zu denen nicht alle Zugang haben. Das kann bedeuten, dass der Wohnort auf ein bestimmtes Gebiet eingegrenzt wird oder dass bestimmte Sicherheitsvorkehrungen getroffen werden müssen. Lutz erklärt zu seiner Wohnung während der Polizeimission in Bosnien-Herzegowina:

„Also es ist Vorschrift, du kannst nicht einfach irgendwo wohnen, sondern diese Wohnungen, wo du wohnst, sind von der äh UN- oder EU-Security abgenommen. Da muss also bestimmte – da muss eine doppelte Tür sein, eine Stahltür sein, die Fenster müssen vergittert sein, am besten in der ersten Etage, ideal wäre es, wenn der Vermieter noch mit im Haus wohnt, (1) so was.“ (Interview Lutz Säger)

Auch wenn man sich jenseits der Wohnung oder des Büros aufhält, gilt das Primat der Kontrolle. Teresa Koloma Beck spricht in diesem Zusammenhang von der „Aufrechterhaltung abgeschlossener Räume, zu denen sich Zugang regulieren lässt“ (Koloma Beck (2017)). So erzählt mir Polizist Jochen Pahlmann, man habe 2004 in Kabul noch in bestimmten Lokalitäten essen gehen können, wenn diese die Sicher-

heitsstandards erfüllen: „Die Überwachung muss stimmen, da muss Sicherheitspersonal sein, dass die Zufahrt geregelt ist, wie groß das Objekt ist und ähm wie wie gefährdet es liegt, ob es vorher mal Anschläge gegeben hat, solche Dinge.“³⁸

Entsprechend der Devise, dass kontrollierte Räume sichere Räume sind, besteht eine zentrale Sicherheitsstrategie darin, die Mobilität von Intervenierenden auf das Nötigste zu reduzieren. Wer sich nicht bewegt, geht weniger Risiko ein, denn die wenigen Aufenthaltsräume lassen sich dann besser unter Kontrolle behalten. Oder wie Smirl formuliert: „If the most dangerous place is on the roads, away from the known spaces of the neighbourhood, the safety of the office, then the most important safety technique becomes the enclave.“ (Smirl 2015: 67-68) Seine Bewegungsräume zu beschränken kann bei einer ruhigen Lage bedeuten, dass Arbeitsplatz und Unterbringung an zwei verschiedenen Orten sind und man sich auch sonst frei bewegen kann, man es aber vielleicht vermeidet, nach Einbruch der Dunkelheit allein zu Fuß unterwegs zu sein, sagt Christina Meier. Was sie aus eigener Entscheidung vermeidet, ist andernorts durch die örtlichen Machthaber oder andere Berater empfohlen.

Thomas Eben meint, eine Ausgangssperre oder „curfew, wo man abends zu Hause sein muss“ sei typisch für Einsätze in Krisen- und Kriegsgebieten. Und auch Michael Kubos erinnert sich, dass das *Risk Management Office* in Kabul Ausländern empfahl, „man sollte sich halt nach einer gewissen Uhrzeit möglichst nicht mehr (1) ähhhh auf der Straße bewegen oder sollte zu Hause sein.“ Manchmal bezieht sich diese Mobilitätsbeschränkung auch nicht auf eine Uhrzeit, sondern auf bestimmte Orte oder Gebiete – wenn etwa EULEX-Mitarbeitende die Anweisung bekommen, aus Sicherheitsgründen bestimmte Bereiche „zu meiden, weil das ein Minengebiet ist“ (Interview Lutz Säger).³⁹ Ähnlich berichtet Peter Leibhart, dass die UN-Blauhelme im Kongo „sehr massive Auflagen“ gehabt hätten, wenn es darum ging,

38 Traut und seine Mitautor_innen nennen dies die klassischen Sicherheitstechniken, die der Logik des Ein- und Ausschlusses folgen. „Mit ihrer Hilfe wird der Zugang von Menschen zu Orten reguliert, kontrolliert und überwacht. Dabei wird geprüft, *was der Mensch besitzt* (einen Pass, eine Zugangsberechtigung, aber auch Sprengstoffe, Waffen, etc.), *was ein Mensch weiß* (Passwort, Codes) oder *wer ein Mensch ist* (biometrische Kontrolle zur Identifikation oder Authentifizierung)“ (Traut/Nagenborg/Rampp/Ammicht Quinn 2010: 16). Auch wenn zunehmend unsichtbare Maßnahmen entwickelt werden (Scanner, Detektoren), sei es weiterhin üblich, physische Barrieren zu errichten, um Orte und Personen voneinander abzutrennen (ebd.).

39 Siehe auch der Bericht von Gerald Stöter zum *German Police Project Office* in Afghanistan: „Because of the security situation, there are movement restrictions. For instance, members of the GPPO are generally not allowed to go to the southern and eastern provinces.“ (Stöter 2008: 205-206)

in *Hotspots* (Orte gewaltsamer Auseinandersetzungen) reinzufahren.⁴⁰ Die nächstgrößere Einschränkung ist wahrscheinlich, aus Sicherheitsgründen zwischen Arbeit und Haus zu pendeln bzw. unnötige Fahrten, spontane Zwischenstopps oder ungeplante Aufenthalte zu vermeiden. Anja Mehlau hatte deshalb das Gefühl, „sehr sehr eingeschränkt“ zu sein:

„Die erste Reise habe ich beschrieben, das ist, wie wenn man in einem Glaswürfel durch die Gegend fährt. Weil wir sind kaum irgendwo ausgestiegen. Und die Kolleginnen meinten, sie wollen gern mal irgendwo einkaufen, irgendwo in einen Laden. Und das wurde erstmal diskutiert, ob das geht, dass wir in einen Laden reinmarschieren. Ja. Hotel, Auto, Büro, Auto, Restaurants, Auto – auch in den Restaurants, das ändert sich wahrscheinlich, wenn man da wohnt, aber erstmal der Partner steigt aus, guckt ob das Restaurant in Ordnung ist, wir kommen, dann gehen wir rein. [...] für mich hat sich das sehr abgeschirmt angefühlt. Obwohl wir bei den Partnern zuhause waren [...] es gibt einfach nicht die Bewegungsfreiheit oder den Spielraum“ (Interview Anja Mehlau)

Im Vergleich zu vielen meiner Gesprächspartner konnte sich Anja viel vor Ort bewegen – möglicherweise nicht frei und wie es ihr gefiel, aber doch sehr viel mehr als andere. Trotzdem hatte sie das Gefühl, abgeschnitten von ihrer Außenwelt zu sein, „in einem Glaswürfel“. Die Entscheidung, wann und wo angehalten werden konnte, wurde von den afghanischen Partnern diskutiert und getroffen. Anja und ihre Kolleginnen konnten lediglich Wünsche anbringen.⁴¹ Sich bewegen zu dürfen, wie man will, ist schön und motiviert – auch deshalb, weil man so viel mehr von seiner Umgebung mitbekommt, wie Jochen Pahlmann erzählt:

„[2004 war] eine Zeit, wo man sich noch sehr frei bewegen konnte. Ich bin in [Polizei-]Uniform noch zu Fuß durch das Viertel gegangen, um die Botschaft aufzusuchen. Ich bin in zivil, ohne jegliche Schutzausrüstung, also als ganz normaler Zivillist, an meinem freien Tag,

40 Aus seiner Perspektive werden die Vorschriften zum Zeichen der Anerkennung und Wertschätzung: Wenn seine Mitarbeiter in umkämpfte Gebiete hineinfahren, während die Blauhelme sich sofort zurückzögen oder gar nicht erst hinführen, dann sei „deren Leben sozusagen anscheinend wertvoller als unseres, hm?“

41 Unter dem Stichwort, wo fährt man hin, welche Risiken geht man mit welcher Fahrt ein, erzählt Michael Kubos von einem Vorfall in Kabul, wo drei Soldaten auf einem Markt angegriffen wurden. Es hieß, sie waren da, um Kühlschränke zu kaufen. Seine Ansicht: „Ohne Auftrag draußen? Geht nicht. Zu großes Risiko. Mit drei Leuten Kühlschrankpreise einholen? Völliger Quatsch.“ Für ihn ist klar, dass die drei einen Auftrag hatten, der offenbar nicht öffentlich genannt werden durfte und deshalb die Kühlschrankgeschichte erfunden wurde.

am Freitag in die Stadt gegangen, nach Kabul. Wenn ich auf dem Weg zur Akademie war und ich habe einen Straßenhändler gesehen, hab ich angehalten, bin aus meinem gepanzerten Fahrzeug ausgestiegen und habe beispielsweise Gemüse eingekauft. Oder ich konnte auf den Basar gehen.“ (Interview Jochen Pahlmann)

Es waren dieses freie Erkunden, die spontanen Kontakte, die kleinen Erledigungen, die ihm ein Gefühl für das Land und die Leute gaben und ihn motivierten, mehrere Jahre später ein zweites Mal zu kommen. Auch Stefan und Ulrike berichten, dass die Bewegungsfreiheit zu Beginn der 2000er Jahre wesentlich zu ihrer Motivation beitrug:

„Man konnte eigentlich überall sich in den Bus setzen und irgendwo hinfahren. Das haben wir auch gemacht. [...] das wurde mit der Zeit immer schlechter. Und jetzt kann man eigentlich zwischen den Städten kann man eigentlich nur noch fliegen. Und auch in Faizābād, was immer eine sehr sichere Gegend war, kann man nicht mehr überall hinfahren. Und das hat uns irgendwie auch die Motivation genommen.“ (Interview Stefan und Ulrike Gelsen)

Noch vor Ort hätten sie gar nicht so sehr wahrgenommen, wie beengt und beschränkt sie waren, wie sehr die angespannte Sicherheitslage, das Risiko, entführt oder ermordet zu werden sie unter Druck setzte: „Also wir merken das jetzt, wo wir zurück sind, wie viel freier oder wie viel entspannter wir uns bewegen.“ Insofern heißt Sicherheit Bewegungsfreiheit.⁴² Zu der Vorgabe, sich weniger draußen zu bewegen bzw. die Fahrten auf das Nötigste zu beschränken, kann hinzukommen, dass jede tatsächlich getätigte Fahrt eines formalen Genehmigungsprozesses bedarf. Bei seinem zweiten Afghanistanaufenthalt, so Jochen Pahlmann, hätte man nicht mehr einfach sagen können, „ich nehme einen Wagen und fahre aus“. Stattdessen galt:

„Jede Bewegung wurde angemeldet in einem *Security center* [...] und das wurde das genehmigt oder nicht genehmigt, dann bekam man einen *Tag*, eine Nummer, mit der konnte man sich am Tor ausweisen [...] wenn man wieder reingekommen ist, hat man sich wieder angemeldet, also sehr formal. [...]

JB: Was ist die Logik hinter dieser Formalisierung? Inwiefern trägt das zur Sicherheit bei?

42 Auch Paul Higate und Marsha Henry fragen auch nach dem Zusammenhang von Sicherheit und Raum im Sinne von Bewegungsfreiheit. Ihre Befragten in Liberia und dem Kosovo erzählen, dass Sicherheit „freedom of movement“ bedeute: sich bewegen zu können, ohne Gewalt zu befürchten (Higate/Henry 2009). Das wird erleichtert durch gute Infrastruktur wie Straßen (man kann sich schnell wegbewegen und in Sicherheit bringen) oder durch Kontrollen und Präsenz von Blauhelmsoldaten.

JP: Sie müssen ja immer den Überblick haben: Wenn es irgendwie knallt, wo sind Ihre Leute? Wenn Sie zwanzig unterwegs haben, kriegen Sie das schneller auf die Reihe, als wenn Sie ein paar Hundert – wo sind die jetzt alle? So konnte man, wenn ein *Incident* war, ein Vorfall, konnte man im *Security office* gucken, wo sind die Wagenbesatzungen, wer befindet sich in einem gefährdeten Bereich, wer muss da sofort weg, wer darf sich nicht mehr bewegen, wer muss warten, bis die Luft rein ist?“ (Interview Jochen Pahlmann)

Pahlmann erläutert die Logik hinter der beschränkten und formalisierten Mobilität mit den Maßnahmen, die im Falle eines Vorfalls ergriffen werden müssen. Je weniger Leute „draußen“ sind, desto weniger sind potenziell in Gefahr. Je genauer man weiß, wer sich wann wo aufhält, desto eher kann man Empfehlungen abgeben, wer sich wie zu verhalten hat und wie die draußen wieder sicher nach Hause kommen. Entsprechend beschränken sich die Fahrten draußen auf klar abgegrenzte und vorausgeplante Arbeitsaufträge. Mit dem neugierigen Entdecken seines ersten Aufenthalts hat das nichts mehr zu tun.⁴³ Zugleich stellten sich andere Intervenierende die Frage, inwieweit man sich immer an offizielle Anweisungen oder Empfehlungen halten muss. UN-Mitarbeiterin Ute Krämer meint, sie sei einige Male über den Hinterausgang raus, als sie für die Polizeimission in Kabul arbeitete und auf demselben Grundstück wohnte: „Du musst dich rausschmuggeln, heimlich ein Taxi nehmen [...] man kann das schon, man muss halt gewisse Risiken in Kauf nehmen.“ Und auch Michael Kubos⁴⁴ meint, dass man abwägen müsse, woran man sich halte und woran nicht:

„Also klar durfte man auch in Kabul nicht wirklich sich frei bewegen, man musste immer von A nach B gefahren werden ähmm (1) aber trotzdem gibt es ja auch dort ein paar paar Zonen, wo man sich abends, ne? wo man da einfach mal die Straße rauf und runter mal äh schlendern kann ähm (1) ich sage mal, das ist halt ne Abwägung (1) inwieweit man sich an die Anweisungen des *Risk Management Office* hält oder nicht, ähm und wie weit man die ausdehnt, also ich habe sie nicht (1) bis in Gänze ausgereizt“ (Interview Michael Kubos)

Zu den von Ute erwähnten Risiken gehört es, im Ernstfall nicht versichert zu sein und dann Krankheits- und Transportkosten selbst tragen zu müssen oder aber im Falle des Todes die Lebensversicherung nicht ausgezahlt zu bekommen. Das kann

43 Ähnlich schildert es eine der Interviewpartnerinnen von Silke Roth, die im Menschenrechtsbereich tätig war: „I was very strictly controlled. Like for instance, I [would] go for a run each morning, I would have a military personnel running with me. I had to radio every single movement. When I got into the car, I had to radio when I was leaving, radio at the halfway point, and radio on arrival.“ (Roth 2011: 161)

44 In diesem Fall als Mitarbeiter in der Entwicklungszusammenarbeit.

man mal machen, aber es ist nicht immer zu verantworten. Eine nächste Stufe ist die Zusammenlegung von Büro- und Schlafräumen in einem Haus bzw. auf einem Grundstück: „Es ist halt praktisch. Sie müssen sich vorstellen, Sie sind in einem Land, wo Sie manchmal vielleicht auch nicht rauskönnen. Dann sind Sie ja froh, wenn Sie da arbeiten können, wo Sie auch wohnen.“ So beschreibt es Jochen Pahlmann für Afghanistan. Anna Goschen schildert, dass bei ganz bestimmten Anlässen, Vorfällen alle Internationalen, alle Intervenierenden an einen Ort gebracht werden: „Als Osama Bin Laden getötet wurde, war ja nicht nur ich im PRT, wir wussten noch nicht mal warum. Alle mussten rein, die komplette UN. Alles was in Kunduz zivil ist wurde *until further notice* ins PRT reingeführt, waren zu zwanzigst in einem Zelt.“ In diesem Fall wurde nicht mehr ins PRT⁴⁵ eingeladen oder Schutz angeboten. Sich im PRT einzufinden war Pflicht – ein militärisch gesicherter, klar abgegrenzter Ort ermöglichte es, in dieser Ausnahmesituation alle Anwesenden unter Kontrolle zu haben und Risiken zu minimieren.

Die eigene Sichtbarkeit reduzieren

Unter anderem ist Sicherheit eine Frage von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit. In der Regel gilt: Unauffälligkeit erhöht die Sicherheit. So erzählt Martin: „Das Auswärtige Amt ist auch rausgefahren ins Land (JB: Hm-m), ohne Schutz, ja, die hatten ihre zivilen Fahrzeuge, waren damit wesentlich unauffälliger.“ Wer untertauchen kann, wer nicht erkennbar ist, ist sicherer. Martin verkennt jedoch, dass auch die zivilen Fahrzeuge nicht gerade unauffällig waren. In den Augen von NGO-Mitarbeiterin Anja Mehlau jedenfalls waren die Autos von GIZ-Mitarbeitenden (und damit sicherlich auch die von Angehörigen des Diplomatischen Diensts) für Afghanen gut erkennbar und unterscheidbar. Auf meine Rückfrage, woran, antwortet sie:

45 PRT steht für *Provincial Reconstruction Team*; ein Begriff der NATO zur Integration ziviler und militärischer Interventionskräfte in Afghanistan, der je nach ausführender Nation unterschiedlich mit Leben gefüllt wird. Häufig wird die Abkürzung PRT synonym für den Ort, das Lager verwendet, in dem die Beteiligten untergebracht sind und arbeiten. Die deutschen PRTs in Kunduz und Faizabad fokussieren auf politische Arbeit, Sicherheitssektorreform und Entwicklungsprojekte, wobei die beteiligten Bundesministerien (Außen, Innen, Verteidigung, Entwicklung) autonom in ihren Entscheidungen sind. Aufgrund der relativ hohen Zahl von Soldat_innen und der militärischen Sicherung des gemeinsamen Lagers wurden deutsche PRTs häufig trotzdem als militärische Einsatzkräfte wahrgenommen, urteilen VENRO-Autor_innen in einem Papier (Christians/Radtke/Rüffer/Runge/Sahlmann/Hinz/Lieser 2009: 4).

„[Das ist] einfach ein anderes Fahrzeug. Die Scheiben sind dicker, ist einfach ein andere Glas (1) so. Dann ähm die GIZ fährt nur – wenn die außerhalb der Stadt fährt, nur mit drei Fahrzeugen beispielsweise. Und das löst natürlich eine ganz andere Aufmerksamkeit aus, die wir eigentlich vermeiden wollen, diese Aufmerksamkeit.“ (Interview Anja Mehlau)

Eine oft erwähnte Taktik ist das Tragen von einheimischer Kleidung bzw. überhaupt die Anpassung an lokale Gewohnheiten, was Aussehen betrifft. Oft habe es geheißt, „es wäre ratsam äh afghanische Kleidung anzuziehen“, so Michael Kubos. Aus den Erzählungen meiner Gesprächspartner wird nicht deutlich, ob man sich dadurch tatsächlich weniger Sichtbarkeit erhoffte, oder eher Respekt und Anerkennung kultureller Regeln signalisieren und so das Angriffsrisiko reduzieren wollte. Und viele passten sich tatsächlich ein Stück weit an.⁴⁶ Auch Stefan und Ulrike versuchten nach Möglichkeit, nicht als Ausländer aufzufallen, wenn sie unterwegs waren. Denn als solcher sei man „natürlich sichtbarer“. Das hätte man immer bedenken müssen: „Also wenn ich alleine im Auto sitze, dann kann ich mich, zumindest von weitem, kann ich aussehen wie ein Afghane. Wenn ich die komplette Familie, mit drei blonden Kindern drin ist, dann ist das völlig unmöglich.“ (Interview Stefan und Ulrike Gelsen) Und mit der Sichtbarkeit kommt die Angreifbarkeit.

Einzig das Militär scheint nach genau dem entgegengesetzten Prinzip zu agieren. Erstens sind Soldaten immer in Uniform, damit auch bewaffnet und außerhalb des Lagers zudem immer und fast ausnahmslos in schuss sicherer Kleidung unterwegs. Zweitens bewegen sie sich fast ausschließlich in Gruppen. Hier gilt die Logik: Mit je mehr Leuten man unterwegs ist, desto sicherer ist man als Soldat. Selbst wenn nur zwei CIMICer ein Gespräch führen wollten, waren mehr als ein Dutzend Soldaten unterwegs, wie Georg Wälder auf meine Frage hin erzählt:

„JB: Wenn Sie jetzt auf Patrouille gefahren sind in Kunduz beziehungsweise in Taloqan, sagen Sie mal mit wieviel Mann waren Sie dann unterwegs?

GW: [...] in Kunduz waren die Stärke immer Zugstärke, etwa so zwischen 20 und 30 Mann. Ja, da war und jaa gut die Hälfte waren Schutzkräfte, also Infanteristen, dann hatten wir meis-

46 Michael wiederum lehnte dies kategorisch ab: „Ich bin Internationaler, ich kleide mich international, die sehen sowieso, ob ich nun afghanische Kleidung an habe oder nicht, dass ich kein Afghane bin.“ Er ging her davon aus, dass diese „Verkleidung“ der Seriosität und der Arbeit der EZler abträglich war: „Ich glaube auch, da fühlen sie sich auf Dauer etwas veralbert, (JB: hm-m) weil da noch diese ganzen die ja nicht mehr Entwicklungshelfer heißen, aber immer noch so ja wenn die dann mit ihren komischen afghanischen Kleidern irgendwo auftauchen, ich glaube, (1) ähm ich glaube innerlich amüsieren sich die Afghanen da drüber.“

tens noch so einen Störtrupp dabei, dann war CIMIC war dabei, dann hat man natürlich immer ein BAT dabei, also einen Beweglichen Arzttrupp dabei, (1) ja gut, aber diese diese Unterstützungselemente sind abhängig von der Lage gewesen. Also da wo ich reingefahren bin in Kunduz, habe ich immer einen Störer mitgehabt. Ja durch die IV IED- Bedrohung halt, nicht? [...] wenn es dann eine zwei-Tages-Operation war, gibt – gab es noch [...] so ein *Tactical Air Controller*, der Luftwaffe führen konnte. Ja, da wo wir dann auch schon mal Luftwaffe anfordern, einfach *Show of force*, wo dann plötzlich mal zwei, zwei Jäger äh über uns hinwegflogen, nicht [...] in Taloqan war die Sicherheitslage etwas besser, wa- waren wir nicht ganz so stark, da ist in der Regel ein Halbzug rausgefahren mit dem CIMIC-Team, ähm (1) das sind dann so, jaa 15 Mann.“ (Interview Georg Wälder)

Wer zu fünfzehnt oder gar zu dreißigst und in gepanzerten Militärfahrzeugen, wenn nicht Panzern unterwegs ist, der ist nicht unauffällig, der ist sehr gut sichtbar. Entsprechend wird an Hilfsmitteln einiges aufgefahren: Der Störtrupp stört mögliche Handysignale, die der Auslösung von IEDs dienen, der „Bewegliche Arzttrupp“ soll im Notfall die medizinische Versorgung sicherstellen, die Infanteristen sichern die Gruppe mit Waffen. Wenn die Lage noch gefährlicher eingeschätzt wurde, gab es auch mal Luftwaffenbegleitung, um Stärke zu demonstrieren und mögliche Angreifer abzuschrecken.

Planung und Vorbereitung einerseits, Unberechenbarkeit andererseits

Eine weitere Sicherheitsstrategie liegt darin, zu planen und minutiös vorzubereiten und zugleich für Außenstehende unberechenbar zu bleiben. Eine klar standardisierte, minutiöse Vorbereitung auf Fahrten außerhalb des Lagers schildert Soldat Martin:

„Wenn wir rausgefahren sind, ähm, ich glaube wir sind so um (2) halb sieben aufgestanden, (1) oder sechs sechs aufgestanden, Frühstück, dann bereitet man seine Ausrüstung vor, äh bereitet das Fahrzeug vor, muss ja immer alles dabei sein, Munition, Wasser, Verpflegung, (2) manchmal oder meistens haben wir auch Betten mitgenommen und Schlafsäcke, weil man wusste ja nicht, ob ob was passiert, ob wir übernachten müssen in irgendwo in der Wüste, (2) [...] dann trifft man sich auf dem Appellplatz mit dem mit dem Schutz zusammen, da ist am Vorabend auch immer eine eine Einweisung, in den geplanten Tagesablauf, also wer ist alles dabei, äh Funkfrequenzen werden abgeglichen, die Aufträge werden durchgegangen, der Ablauf, die Marschreihenfolge, also in welche Reihenfolge fahren die Fahrzeuge, (1) und so weiter.“ (Interview Martin Goset)

Der Fahrt nach draußen geht eine akribische, geplante Vorbereitung voraus, bei der alle Aufträge, Aufgaben und Beteiligten abgesprochen und Eventualitäten mitgedacht werden. Diese Pläne sollen der schnelleren und besseren Reaktion auf Gefah-

rensituationen dienen und insofern Sicherheit schaffen, weil nicht weiter über das Handeln nachgedacht werden muss, sondern mit vertrauten Handgriffen und Reaktionsweisen auf eine Situation reagiert werden kann.

Nicht nur Routine im Sinne schematisierter, koordinierter Abläufe, sondern auch Handlungsprinzipien wie Genauigkeit, Gründlichkeit, erhöhte Aufmerksamkeit und Planung sollen Sicherheit erhöhen. Man prüft vor der Ausfahrt jedes Detail des Fahrzeugs, mit dem man unterwegs sein wird, hält auf einer Patrouille „vor jedem Kanaldeckel“ und schaut nach IEDs, so Georg Wälder. Der starken Routine nach innen steht für einige Intervenierende die gewollte Unberechenbarkeit nach außen gegenüber. Wenn ich die Situation als solche und mir möglicherweise gefährliche Akteure schon nicht ganz kontrollieren kann, kann ich zumindest dafür sorgen, dass sie mich auch nicht kontrollieren bzw. klar einschätzen können.

Insofern besteht eine weitere wichtige Sicherheitsstrategie darin, in seinen Bewegungs- und Handlungsabläufen nicht berechenbar zu sein, um nicht erst beobachtet und dann gezielt angegriffen zu werden. Eine Strategie, der sich alle Intervenierenden bedienen. Wer nicht berechenbar sein möchte, wer nicht von anderen überrascht werden möchte, der bricht eigene Routinen auf – fährt eine andere Strecke, ändert seine Zeiten. Das gilt für die Notfallpläne einer Hilfsorganisation genauso („wir müssen Evakuierungspläne, äh, erstellen, äh, und auch regelmäßig ändern, falls mal was bekannt wird, damit man nicht weiß, über welche Straßennachse, welcher, mit welchem Mittel wir uns dann, äh, absetzen“) wie für die Fahrten der Bundeswehrosoldaten. Laut Anna Goschen weiß keiner ihrer Mitarbeiter_innen oder anderer Akteure vor Ort, wann das deutsche Team wo aufschlage oder welchen Weg es nähme – „aus Sicherheitsgründen [...] weiß ni- kein Mensch, ja?“ Auch Georg Wälder erzählt, dass der Tag teilweise manchmal auch schon früher beginne, wenn man auf Patrouille rausfähre: „das hängt von der Patrouilleplan- [...] man will ja auch unberechenbar bleiben“.

Nicht nur möglichst geheim zu halten, wo man wann ist oder lang fährt oder wann man losfährt, sondern auch wie und wie schnell man fährt, gehört zum strategischen Verhalten von Intervenierenden. Tim Lange ist sich sicher, warum er aus Afghanistan heil zurückgekehrt ist: „Nie angeschossen, nie angesprengt, nie irgendwas. Weil schnell.“ Er schildert recht detailliert einen IED-Anschlag, was passiert, wie er reagiert hat – er ist sich sicher: Er wurde nur deshalb nur am Heck erwischt und überlebte, weil er nicht wie alle anderen Fahrzeuge 30-40 km/h fuhr, sondern 60 km/h. Ebenso wichtig sei es aber, auch darin nicht berechenbar zu sein. Seine Taktik beim Fahren hintereinander: Man pendelt beim Fahren, fährt mal dicht an den Vordermann, lässt sich zurückfallen, damit es schwieriger ist, die Zündung eines IEDs zu timen, das in oder an der Straße vergraben wurde.

Informationen und Aufmerksamkeit

Eine weitere zentrale Sicherheitsstrategie ist die Aneignung von möglichst umfassendem Wissen. Sein Umfeld so gut wie möglich zu kennen, über Akteure, Interessen und Ereignisse Bescheid zu wissen ist eine Grundvoraussetzung dafür, sich im Geschehen zu verorten, informierte Entscheidungen treffen zu können und so die eigene Sicherheit zu maximieren. Entsprechend ist es für viele Intervenierende sehr wichtig, täglich Informationen zu beschaffen – Informationen über Machtverhältnisse und deren Verschiebungen, über (gewalt-)mächtige Akteure, ihre Interessen und Allianzen, über gewaltsame Auseinandersetzungen, Unruhen, Anschläge in einem bestimmten Gebiet. Diese Informationen werden auf verschiedene Art und Weise beschafft: über lokale und internationale Medien, Nachrichten, über besondere Informationsdienste, über spezielle Internetseiten, über persönliche Kontakte... So gibt es in Afghanistan beispielsweise das *Risk Management Office*, dessen Sicherheitsinfodienst per SMS informiert. Man gibt die Region bzw. den Ort an, der einen interessiert und wird dann zeitnah und umfassend informiert. Dazu werden per E-Mail *Reports* verschickt, bestimmt zweimal wöchentlich, „wo der einem erklärt, wer da gerade gegen wen, wie, was macht“, so Anna Goschen. THWler Andreas Fechtner wiederum hebt hervor, dass sie als „Bundesbehörde“ ja alles vom Auswärtigen Amt bekämen und insofern bestens informiert seien. An anderen Orten gibt es keinen derartigen Service, weshalb die Informationsbeschaffung – das Surfen auf vielen Internetseiten, die Gespräche mit Menschen – sehr viel Zeit und entsprechend auch Geld (= Arbeitszeit) kostet, wie Peter Leibhart berichtet. Informationen sind, Wissen ist Macht. Je mehr jemand weiß, desto bessere Entscheidungen kann er oder sie treffen, um Sicherheit zu erhöhen.

Manchmal sind die Mittel, an lebenswichtige Informationen zu kommen, aber auch sehr einfach, wie sich Michael Kubos erinnert. Sein Arbeitgeber in der Entwicklungszusammenarbeit habe vorgegeben, dass man nur mit Übersetzer zu Fuß unterwegs sein dürfe – allein damit man mitkriegt, wenn man aufgefordert wird, stehenzubleiben. Neben den offiziellen und nachrichtlichen Quellen sind oft persönliche Kontakte entscheidend dafür, sicherheitsrelevante Informationen zu bekommen, erzählen einige meiner Gesprächspartner. Soldat Martin Goset empfand den Kontakt zu den afghanischen Übersetzern insofern als unglaublich wertvoll: „Sie hatten halt auch immer viele Informationen. Ja, gerade was was die Sicherheit anging, ähm, da die halt in Kunduz gewohnt haben, und und abends dann halt in der Fa- bei der Familie waren.“ Auch andere Intervenierende erzählen davon, dass die Beziehungen zu lokalen Anwohnern wichtig waren, wenn es um sicherheitsrelevante Informationen ging. Neben den Informationen zur Lage über das *Risk Management Office* und die Partnerorganisation in Kabul war es für Stefan und Ulrike mindestens ebenso wichtig zu wissen, was die Afghanen wissen und erzählen. Entsprechend vorausschauend seien sie bei der Büroplanung vorgegangen:

„Man sollte auch an so einer Stelle, also als Büromanager zum Beispiel, einen Afghanen einstellen, der ausreichend viele *Connections* hat. Weil der kennt dann da jemanden und dort jemanden und dort jemanden. Dann fragt der halt ein bisschen rum in seiner Verwandtschaft und Bekanntschaft und dann kriegt der das raus. Was auf der Straße los war die letzten drei Tage oder so.“⁴⁷ (Interview Stefan und Ulrike Gelsen)

Wer Kontakte hat – über Angestellte, aber auch Nachbarn und Bekannte, weil er sich von Dörfern und Städten nicht etwa fernhält, sondern mittendrin wohnt bzw. sich aufhält – der bekommt mehr mit. Nicht unbedingt, weil er/sie selbst mehr sieht, sondern weil räumliche Nähe soziale Beziehungen ermöglicht und damit den Zugang zu mehr Wissen und anderen Perspektiven. Die vielleicht krasseste Form auf Sichtbarkeit zu verzichten, eine „low-profile strategy“ zu fahren ist die Anstellung von ausschließlich lokalen Angestellten. In der Annahme, dass *Locals* mehr wissen und vor Ort bekannt und vertraut sind, geht man davon aus, dass diese besser mit möglichen Risiken und Bedrohungen umgehen können. Dabei sind *Locals* laut verschiedenen statistischen Studien mit großer Wahrscheinlichkeit um ein Vielfaches gefährdeter als Internationale.⁴⁸

Jenseits der konkreten Informationen lese ich in den Gesprächstranskripten noch von einer anderen Art ‚Wissen‘, das Intervenierende sich aneignen und das zu ihrer Sicherheit beiträgt. Möglicherweise ist Wissen als Begriff nicht ganz treffend, geht es doch um Aufmerksamkeit, Wachsamkeit, Bewusstsein für die Umgebung. Einig sind sich meine Gesprächspartner darin, dass Aufmerksamkeit essentiell ist und dass sie mit der Zeit und zunehmender Vertrautheit wächst, weil man nicht

47 Didier Fassin weist darauf hin, dass lokale Angestellte nicht nur mehr wissen, weil sie näher dran sind: Sie seien auch gefährdeter als internationale Intervenierende – „perhaps too close to be considered as part of the otherness of victims but at the same time too distant to be deemed to belong to their humanitarian community“ (Fassin 2012: 240). Und während die internationalen Helfer das übersahen, war Konflikttakteuren völlig klar, dass der Status „Internationaler“ vs. „Lokaler“ einen Unterschied macht. Während sich bei Entführungen für Fremde in der Regel ein guter Marktpreis erzielen lässt und die politischen Kosten immer mitbedacht werden, werden lokale Angestellte einfach umgebracht – weder bringen sie Geld, noch kostet deren Tod politisch etwas.

48 Ellen Furnari zitiert in ihrem Aufsatz über das Wissen und die Selbstwahrnehmung von *Peacekeepers* einen Soldaten, der von den positiven Folgen der Beziehung zwischen *Peacekeepers* und Bevölkerung erzählt: „Having close relationships with local people, the more secure you are, in the sense you will be warned of anything that might happen, that they think anyone is meaning you harm, and that is certainly how it worked when I was there [...] we relied on the community to help us with our security.“ (Furnari 2014: 16)

mehr von jedem Detail, von all der Fremdheit abgelenkt ist, sondern mit den *Basics* des Alltags und der Umgebung schon so vertraut, dass ihm oder ihr kleine Abweichungen und Besonderheiten eher auffallen. Man kann auch kleine Informationen besser einordnen. Anja Mehlau spricht davon, dass für ihr eigenes Sicherheitsempfinden ein erfahrener Kollege wichtig war, der seit zehn Jahren in dem Kontext arbeitet, „der kann Gefahren auch intuitiv anders einschätzen, als wenn man zum ersten Mal nach Afghanistan fliegt“. Was sie Intuition nennt, würde ich unter die Kategorie „körperliches Wissen“ fassen.

Dass diese Aufmerksamkeit für die Umgebung mit der Zeit und Erfahrung steigt, erzählt auch Tim Lange. Wenn man draußen unterwegs sei, beobachte man sehr aufmerksam und versuche, alles logisch einzuordnen. So auch an dem Tag, als sie in Kolonne durch ein Dorf fuhren und er mehr im Augenwinkel als irgendwie bewusst auf dem Bildschirm im Panzer wahrnahm, dass plötzlich jemand im Haus verschwand: „Da ist ein dunkler Fleck gewesen, ein Mensch hinter der Mauer, nach dem sechsten Fahrzeug ist der verschwunden. Und die Tür ging zu. Warum? Wenn der Angst vor der Kolonne gehabt hätte, dann wäre er nach dem ersten oder zweiten verschwunden.“ Im ersten Einsatz, so Lange, wäre ihm das nicht aufgefallen. So aber: Schatten gesehen, Vollbremsung gemacht. Und in dem Moment ging genau vor ihnen das IED hoch. Sein Erfahrungswissen und seine geschärfte Wahrnehmung waren entscheidend dafür, dass bei dem Anschlag niemand verletzt wurde. Gerade wenn Bedrohungen und Feinde diffus bleiben, ist konstante Aufmerksamkeit gefragt, so Mark Duffield:

„Since the enemy is faceless, follows no particular pattern and can strike anywhere, it requires constant vigilance and attention to one’s surrounding environment. The onus is on the aid worker to make the right choices from the available information and visual clues. As the environment changes, staying safe requires endless risk calculation and adjustment.“ (Duffield 2010: 460)

Und so ist Sicherheit auch eine Frage des persönlichen Bewusstseins. Man lernt zu beobachten, die Instinkte zu schärfen und Lagen systematisch in den Blick zu nehmen und zu analysieren.⁴⁹

Nähe und Distanz, Kontakte und Beziehungen

Eine zweite zentrale Strategie, darin sind sich viele meiner Gesprächspartner einig, liegt darin, auf der sozialen Ebene mit den Menschen in der Umgebung in positiven Kontakt zu treten. Das beginnt damit, das Gespräch zu suchen und zivile Bevölkerung und Gewaltakteure über die eigene Arbeit und Pläne zu informieren. Peter

49 Siehe auch Diakonie Katastrophenhilfe 2010.

Leibhart, Projektleiter in einem Gebiet, das weiterhin von gewaltsamen Konflikten geprägt ist, schildert seine Sicherheitsstrategie wie folgt:

„Bevor wir dann in ein Interventionsgebiet reingehen, oder auch vom Büro allein in ein Projektgebiet reinfahren, bedarf es sehr viel vorbereitender Tätigkeit. Das heißt, wir müssen die ganzen Rebellenanführer, die *Warlords* erst mal alle kontaktieren nach dem Motto, gibst du uns freies Geleite um von A nach B zu fahren? Äh, wenn wir das dann haben, dann geht's halt durch die nächste Zone, wir überschreiten teilweise drei, vier, fünf sogenannte Fronten, das heißt klar umrissene Herrschergebiete von diesen *Warlords*, bis wir dann überhaupt zu unserer Baustelle, zu unseren Projektzonen kommen. Und erst wenn alle uns gesagt haben, ja, ja, ihr könnt kommen, dann können wir erst losfahren. Das heißt wir haben dort ein, äh, *community-based security management system* erarbeitet, was auf Transparenz, Informationsfluss, Akzeptanz, äh, beruht und, äh, das müssen – solche Regeln müssen wir erstmal alle umsetzen, äh, bevor wir mit der Arbeit anfangen können.“ (Interview Peter Leibhart)

Ein „*community based security management system*“ nennt Leibhart seinen Ansatz, der vor allem auf Kommunikation und Information mit allen setzt, die im Arbeitsgebiet das Sagen haben, um Sicherheit zu erhöhen. Wenn alle potenziell Betroffenen wissen, was die Organisation vorhat, inwiefern wer von der Arbeit profitiert und außerdem glauben können, dass damit keine Machtansprüche verbunden werden, sind die Intervenierenden deutlich weniger gefährdet.⁵⁰ Zudem ermöglicht Kommunikation, verbindliche Absprachen zu treffen und zu verhandeln. Denn, so Peter Leibhart,

„das ist alles verzahnt. Eine Rebellengruppe, die in einem bestimmten Gebiet arbeitet, das sind Leute aus den Dörfern. Hm? Das sind die Kinder, die Söhne, die Töchter von den Eltern, die im Dorf geblieben sind. Und wenn wir dann dort arbeiten wollen, dann sagen wir denen, seht zu, [...] dass die uns in Ruhe lassen. Wenn uns was passiert, kommen wir nicht mehr. Hm? So. Und, äh, auch die Dorfvorsteher, die Dorfältesten sind unser Sprachrohr, äh, in die Rebellengruppen rein.“ (Interview Peter Leibhart)

Leibharts Denken: Wenn das Dorf ein Interesse an einer Organisation und ihrer Arbeit hat, wenn eine Gemeinde von dieser Arbeit profitiert, so seine Erfahrung, dann ist im Gegenzug auch Sicherheit drin. Da geht es weniger um emotionale Nähe und tiefgehende Beziehungen als um Interessen. Sind die bekannt und hat man Pfunde, mit denen man wuchern kann, einen eigenen guten Ruf und ein konkretes

50 Zugleich steht diese Strategie nicht jedem offen. Nur wer nicht als Konfliktpartei bzw. als konkurrierender *Player* mit potenziell bedrohlichen Machtinteressen wahrgenommen wird, der kann vollkommen offen sein.

Hilfsangebot zum Beispiel, ist das Gefährdungsrisiko offenbar so weit zu reduzieren, dass man es eingehen kann. Für sich sieht Leibhart die guten Beziehungen zur Bevölkerung als wichtige Voraussetzung für die Arbeit und Grund zum Stolz:

„Wenn ich in ein Dorf fahre, dann, äh, zeigen mir die, die Leute, die Frauen den Daumen so nach oben (JB: aha) oder die klatschen auch, äh. [...] wir sind *sehr* gut aufgestellt dort, haben eine sehr gute Reputation und die Bevölkerung, äh, weiß, äh, durchaus von unseren Heldentaten, also unserem positiven Einfluss der Projekte.“ (Interview Peter Leibhart)

Seine Wahrnehmung schließt an die oben zitierten Aussagen an, dass Sicherheit auch eine Frage von guter Arbeit ist. Je besser das eigene *Programming*, die Auswahl der Arbeitsschwerpunkte und Projekte, desto besser steht es um die persönliche Sicherheit. Manchmal ist mehr als Information und Kommunikation gefragt. Manchmal ist es wichtig, das Gegenüber kennenzulernen und Rücksicht zu nehmen. Das gilt für zivile Intervenierende ebenso wie für Militärs, ist Michael Kubos überzeugt. Als Soldat habe er versucht, seinen Kommandeur entsprechend zu beraten:

„Also wenn wir freitags jetzt nicht mehr ständig durch diesen Ort fahren, ist die Wahrscheinlichkeit, dass *IEDs* dort gelegt werden äh äh ähmm wird geringer. Sag ich, wenn wir da vielleicht mal jetzt mittwochs durchfahren oder Samstag, aber nicht immer freitags an ihrem Gebetstag zur Hauptgebetszeit äh ähm, wenn wir das mal nachlassen [...] diese Wechselwirkung, wir verändern unser Verhalten, und dadurch wird sich auch das Verhalten der Zivilbevölkerung ändern.“ (Interview Michael Kubos)

Interesse an der Umgebung und den Menschen und Akteuren, mit denen man zu tun hat, hilft dabei, mit einfachen Verhaltensänderungen Risiken zu minimieren. Aber nicht nur die Nähe zu und Kommunikation mit bestimmten Akteuren wird zu Sicherheitszwecken gesucht. Auch Distanz spielt für die Frage der Sicherheit eine immens wichtige Rolle. So soll Sicherheit erhöht werden, indem man bestimmte Akteure meidet, räumliche Distanz zu ihnen herstellt: Akteure, die nicht berechenbar sind, Akteure, die in der intervenierten Bevölkerung keinen guten Ruf haben, Akteure, die insofern dezidiert politisch agieren, als sie sich selbst entlang der vorherrschenden Konfliktlinien positionieren (lassen). Das können – je nachdem, wer da wen einschätzt – Rebellengruppen, Dörfer und Städte oder auch Militärs sein. So sagt Anna Goschen über ihre Interaktion mit der Bundeswehr in Afghanistan: „Ich wäre im Leben nie in so ein Auto gestiegen, (1) ich bin noch nie Patrouille gefahren, ich meine, bin des Wahnes, ja? Also, ich meine, die sind ja s- die sind ja im Fadenkreuz. Ich wäre da nie rein. Nie.“

Distanz kann dabei in zweierlei Hinsicht wichtig sein: zum einen wird die konkrete Gewaltgefahr in der Nähe bestimmter Gruppen höher eingeschätzt (= wer sich in deren Nähe aufhält, läuft eher Gefahr, selbst Gewalt ausgesetzt zu werden). So

liest sich Anna Goschens Aussage für mich. Zum anderen wird befürchtet, dass Beobachtende von räumlicher auf soziale Nähe und Verbundenheit schließen. Im Kongo, wo die UN-Blauhelme (nicht nur) bei der Bevölkerung den Ruf haben, sie würden bei Gewalt nicht etwa einschreiten und helfen, sondern schnell verschwinden, wo die UN-Blauhelme also sehr unbeliebt sind, vermeidet mein Interviewpartner Peter Leibhart nicht nur jeden Kontakt, sondern auch jeglichen Eindruck von Kontakt: „Sobald UN irgendwo auftaucht, gehen wir, gehen wir weg (JB: Ja). Also, für- temporär (JB: Ja). Wir setzen uns einfach ab. Wir wollen da- nicht mit zusammen gesehen werden, äh, wir fahren nicht im Konvoi mit denen.“ Im Extrem suchen Intervenerierende nicht nur Distanz zu gefährdeten oder gefährdenden Akteuren, sondern gleich zum geografischen Raum selbst – wenn z. B. Anna Goschen oder Anja Mehlaul nicht vor Ort wohnen, sondern nur regelmäßig zu Besuch kommen, um mit Mitarbeiter_innen, Kolleg_innen und Partner_innen zu sprechen, hat dies nicht nur partnerschaftliche, sondern auch sicherheitsbezogene Gründe. Mark Duffield nennt diesen Trend *bunkerization* – Management aus der Ferne, mit lokalen Vertragspartnern, Analyse aus der Ferne über Satellitenbilder und *social media* (Duffield 2012). In Gegenden mit erhöhten Sicherheitsrisiken ist es normal geworden, aus der Distanz heraus zu operieren – mit dem Handy lokale Angestellte zu dirigieren, von Jordanien aus im Irak, von Pakistan aus in Afghanistan (Duffield 2010: 470). Eine Strategie, die Ausbreitung und Rückzug zugleich ermöglicht.⁵¹ Aber auch bei denen, die vor Ort sind, stellt Duffield einen Trend zur Distanz fest. Im Rahmen der UN *Field security trainings* würden Teilnehmende zu Risikovermeidung und Isolation ermutigt. Essen von Straßenverkäufern zu probieren oder die Umgebung per Fuß zu erkunden und draußen herumzuschlendern, käme sicherheitsbedingt nicht infrage (ebd.: 462).

Nähe zu einigen, Distanz zu anderen. Spannend finde ich, dass beide, Nähe und Distanz, als Sicherheits- bzw. Unsicherheitsfaktoren gelten können. Man kann die Nähe zu bestimmten Akteuren meiden und den eigenen Bewegungsraum auf das Unmittelbare, gerade noch Überschau- und Kontrollierbare reduzieren. Oder man setzt auf Kontakt und Vertrauen, auch weil es dem eigenen Selbstverständnis als Intervenerierender entspricht. NGO-Mitarbeiterin Anja Mehlaul meint:

51 Auch laut Lisa Smirl ist „remote management“, also die Leitung von Projekten aus der geografischen Distanz, beispielsweise durch ausschließlich lokale Angestellte vor Ort oder die Kooperation mit lokalen Partnerorganisationen, eine weitere Folge der Wahrnehmung gestiegener Bedrohung (Smirl 2015: 74-76). Sie weist allerdings darauf hin, dass es sich keineswegs um eine neue Entwicklung handelt, befürchtet jedoch eine relative Zunahme, die zu einer Kultur der Zurückgezogenheit unter internationalen humanitären Helfern weiter beizutragen scheint (ebd., mit Bezug auf Stoddard/Harmer/Haver 2006).

„Wir sind eine kleine Organisation, haben nicht so einen Sicherheitsapparat wie die GIZ, und das passt auch nicht zu unserer Arbeitsweise, wie wir mit unseren Partnern zusammenarbeiten, so kann man nicht arbeiten, wenn man die starren Sicherheitsvorkehrungen von Organisationen hat.“ (Interview Anja Mehlau)

Anstatt also mit bewaffnetem Schutz, Fahrern und reduzierten, stark kontrollierten Bewegungsräumen zu arbeiten, suchten Anja und ihre deutschen Kolleginnen bei ihren Afghanistanbesuchen die räumliche und soziale Nähe ihrer einheimischen Kolleg_innen und verließen sich auf deren Einschätzungen, deren Schutz. Insofern kann auch Nähe, kann auch der Zugang zu anderen sozialen Kreisen, und dadurch eine bessere Informationslage und eine größere Akzeptanz und Verbindlichkeit (was auch heißen kann, im Zweifelsfall auf gewichtige Fürsprecher hoffen zu können) zu mehr Sicherheit beitragen.

Bewaffnung und Gewalt(-potenzial)

Nicht zuletzt gibt es noch die Strategie, sich mit Waffen bzw. mithilfe bewaffneter Personen zu schützen – das klassische Mittel des Militärs und eines, dessen sich auch andere Intervenierende immer wieder bedienen. So berichten die Soldaten unter meinen Gesprächspartner_innen, dass es in der Regel von der Sicherheitslage und den verfügbaren Schutzkräften abhing, ob und wie lange man das Lager verlassen und Kontakt- und Patrouillenfahrten machen konnte. Georg Wälder erzählt:

„Die Entscheidung liegt an sich beim Kommandeur, beziehungsweise beim S3. Das wird aber – da gibt's eine – wird eine Wochenplanung vorher gemacht, weil es gibt ja auch andere Elemente, die da noch rausfahren, also Op-Info und und und die gibt es ja auch, die da auch gewisse Aufgaben wahrzunehmen haben und ohne Schutz durften wir in Kunduz nicht raus, das war in Taloqan deutlich anders, also im Stadtgebiet konnte ich alleine fahren, da- das macht die Sache deutlich einfacher.“ (Interview Georg Wälder)

Auch wenn nur wenige Soldaten das Lager verlassen, gibt es eine Hand voll Einheiten, die rausfahren und je nach Sicherheitslage auf die Begleitung durch Schutzkräfte angewiesen sind. In Taloqan, wo es ruhiger war und weniger Angriffe drohten, hätte man im Nahbereich auch nur mit zwei Fahrzeugen unterwegs sein können, so Wälder. Der Präsenz internationaler Militärs wird darüber hinaus auch eine grundsätzliche Wirkung zugeschrieben – die Sicherheitslage sei besser gewesen, Straßen wurden kontrolliert, erzählen Stefan und Ulrike von ihrer Zeit in Afghanistan. Der bevorstehende Abzug der NATO-Truppen 2014 sei wesentlich für ihre Entscheidung gewesen, wieder zurück nach Deutschland zu gehen. Manchmal scheint die Verfügbarkeit von Waffen als Verteidigungsmittel allerdings zur Folge zu haben, dass jemand nicht mehr darüber nachdenkt, ob sie tatsächlich das beste verfügbare Mittel darstellen, auf eine brenzlige Situation zu reagieren. Als Michael Kubos von

seinen Bundeswehreinheiten in Afghanistan erzählt, macht er dies an einem Beispiel deutlich:

„Wenn man wissen will, warum die die Jugendlichen mit Steinen auf uns schmeißen, dann muss man auch mal anhalten und die Jugendlichen fragen, ey warum schmeißt ihr mit Steinen auf uns? Ja, oder wenn ein Kompaniechef ein- einer Lage beantragt, demnä- beim nächsten Vorfall feuerfrei zu geben, wenn Steine auf sein- seine Kompanie geworfen werden, dann frage ich mich (2) ob er sie noch alle hat? (JB lacht auf) Werden in Deutschland Jugendliche von der Autobahnbrücke geschossen, nur weil sie Gullideckel auf die Autos schmeißen? Ja oder nein? Nein. Warum (3) machen wir es hier nicht? Aus guten Gründen, warum wollen wir es in Afghanistan machen? Das sind genauso Jugendliche, die Langeweile haben und frustriert sind, weil sie keine Arbeit haben oder keine Ahnung was- wie in Deutschland auch. (2)“ (Interview Michael Kubos)

Die Reaktion des Soldaten, feuerfrei auf Jugendliche geben zu wollen, die die Fahrzeuge und Soldaten mit Steinen bewerfen, ist für Michael mehr als befremdlich. Nachdenken, nachfragen wäre hier angebracht gewesen, um die ‚Angriffe‘ zu stoppen und die Situation deeskalieren zu können. Doch das nötige Interesse, die nötige Neugier als ‚Gegner‘ wahrgenommenen Anderen bringt nicht jeder mit. Oft aber wäre dies die wirkungsvollere Sicherheitsstrategie, wie auch Christopher Schiefer überlegt. Er sei in Afghanistan von einer EZ-Organisation angesprochen worden, die den Bau eines Gebäudes von der Bundeswehr abgesichert haben wollte. Seine Antwort lautete: „Die Sicherheit, die ihr wollt, die können wir gar nicht bieten. Da ist es schlauer, ihr macht andere Verträge, beschäftigt lokale Leute, als dass sich hier Soldaten davorstellen.“

Das zeigt, dass der Glaube an Waffen und bewaffneten Schutz bei weitem keine Frage der Zugehörigkeit zum Militär ist. Im Gegenteil, je nach Sicherheitslage sind bewaffnete Schutzleute für viele Intervenierende vorgeschrieben – ob Polizei, Entwicklungszusammenarbeit, Nothilfe, diplomatischer Dienst. Manchmal nur zur Grundstückssicherung, manchmal als persönlicher Schutz. „In Afghanistan“, so Ute Krämer, „hatten wir alle Bodyguards.“ Der kleine Unterschied zwischen zivilen und militärischen Intervenierenden liegt darin, dass zivile Intervenierende Waffen im Zweifelsfall nicht selbst tragen, sondern sich von bewaffnetem Personal schützen lassen. Andersherum mögen Waffen das charakteristische Sicherheitsmittel von Soldaten sein (wer Uniform trägt, ist auch bewaffnet und ein Soldat im Dienst trägt Uniform), aber Soldaten sind nicht auf Gewaltmittel beschränkt, was Sicherheit angeht, wie Michael Kubos eindrucksvoll schildert.

Sicherheit – eine Frage des Gefühls?

Kurt Zehlen meint: „Angst haben geht nicht.“ Im Sinne von: Man darf sich nicht verrückt machen lassen. Am Ende passiert meistens nichts. Er wirkt, als ob das

auch eine Haltungs- und Ausstrahlungssache ist. Doch wie kommt man zu diesem Gefühl? Was ich in einer scheinbar unberechenbaren, unsicheren Situation in der Hand habe, bin ich selbst und gegebenenfalls die Leute, mit denen ich arbeite und lebe. Insofern sind Routine und Struktur in ihrer Sicherheit vermittelnden Wirkung nicht zu unterschätzen. Für Andreas Fechtner fängt das beim Tagesablauf an: der war „jeden Tag immer gleich“, und zwar:

„7.30 Uhr Frühstück. Acht Uhr Arbeitsbeginn. 12 Uhr Mittag. 13 Uhr zweite Tageshälfte. (1) 17 Uhr Abendessen. (3) Ungefähr (2) 18.30 Uhr Teammeeting, (3) das war's. [...] so sah jeder Tag aus, bis auf Sonntag, Sonntags hatten wir frei, ähm, aber an dem Sonntag wurden dann (2) das Duschzelt gereinigt, das *Camp* aufgeräumt und so weiter.“ (Interview Andreas Fechtner)

Die Tage haben eine feste Struktur, in die alles andere einfügt wird. Das habe auch etwas mit einem Sicherheitsgefühl zu tun:

„JB: Wo hat sich das abgespielt, also zwischen Übernachten, Mahlzeiten, Arbeiten und ja, der Zeit, die dann irgendwie zwischen 18.30 Uhr und (1) bis man ins Bett geht?

AF: Die ganz- *alle* Mahlzeiten *wurden* von allen Teammitgliedern *immer* im *Camp* eingenommen. Immer zusammen. Ausnahme bildeten die, die in die Flüchtlingslager gefahren sind, die, da konnte es auch sein, dass die über Mittag mal weg waren, weil das war auch teilweise eine lange Fahrt, da keine Ahnung drei Stunden hin oder vier Stunden hin und dann vier Stunden zurück, dann ist man logischerweise zum Mittagessen nicht da. Aber ansonsten, das das hat auch was mit (1) Zusammengehörigkeit und einer gewissen Sicherheitsgefühl zusammen, man sieht immer zu bestimmten zeitlichen Abständen immer das ganze Team. Wie läuft's bei euch, was war los, gibt es was besonderes, man hat einen sehr engen Austausch und eine sehr gute Abstimmung.“ (Interview Andreas Fechtner)

Andreas Fechtner und sein Team: Die verlässliche Nähe gibt ihm Sicherheit in einer Umgebung, die ihm sonst in vielerlei Hinsicht ein Unsicherheitsgefühl vermittelt. Wenn „draußen“ schon der feste Rahmen fehlt, schaffe ich ihn mir „drinnen“, in meinem unmittelbaren Einflussbereich, meinem Alltag. Nun sind sowohl das THW als auch die Bundeswehr schon in ihrem Organisationsaufbau sehr strukturiert und hierarchisch, was standardisierte Abläufe und die (mindestens formelle) Einbeziehung aller (mindestens formell) Beteiligten nahelegt. Aber vielleicht ist ein solcher, sehr strukturierter Ablauf besonders wichtig, wenn Intervenierende – wie im Fall des THWs – nur für ein paar Wochen im Einsatz sind und so weniger Zeit zum Ankommen und Einfinden haben und zur besseren und schnelleren Orientierung einen klaren Rahmen an die Hand kriegen.

Auch für Georg Wälder spielt Routine eine wichtige Rolle im Alltag⁵²: Routinen im Lager, bei Patrouillen, bei Gefahrensituationen innerhalb und außerhalb des Lagers. Diese schematischen Abläufe, die verschiedene mögliche Ereignisse mitdenken und leitende Handlungsabfolgen in bestimmten Kontexten beinhalten, erleichtern den Umgang mit belastenden Situationen. Auch bei der Bewilligung der von ihm betreuten Wiederaufbau-Projekte gilt Routine: „Die grobe Richtung kannte man ja schon. Dass man immer die Projekte, die man so sagte, zack zack zack das geht durch und das ist äh äh das geht dann recht schnell.“ Wenn man im Lager bei der Arbeit ist und Raketenbeschuss erfolgt: Sobald die Sirene tönt, läuft „Schema F“ ab: Schutzbauten werden aufgesucht, IED-Kräfte alarmiert, beurteilt, ob eine weitere Raketengefährdung abzusehen ist und falls nicht, wird der Alarm aufgehoben. Es gibt koordinierte Mechanismen, die in derartigen Bedrohungssituationen greifen. Philip Sendrowski formuliert: „Die Bedrohungsroutine ersetzt die Arbeitsroutine.“ (Sendrowski 2014)

5.2.4 Wirksamkeit und Folgen von Sicherheitsstrategien

Interessant ist, dass auch eine Vielfalt an Strategien zur Reduzierung von Unsicherheit, zur Maximierung von Sicherheit das eigentliche Problem nicht löst. Man kann dem Dilemma nicht ausweichen – eine Sicherheitsgarantie gibt es nicht. In den Worten von Michael Kubos: „[Du] musst ja nur zur falschen Zeit am falschen Ort sein, ähm, in Kabul oder sonst wo, das das weiß man ja nie.“ Irgendwas ist immer. Auch Anja Mehrlau erzählt, dass sie ihre erste Reise nach Afghanistan zweimal verschoben habe, weil es immer konkrete Bedenken gab. Irgendwann musste sie dann eine generelle Entscheidung treffen. Sie erklärt:

„Klar, man braucht Regularien und man braucht auch klare Abläufe, wer ruft in welchem Fall wann wen an, aber ich glaube, das ähm- mittlerweile kann ich mich besser damit abfinden, dass es einfach Situation gibt, die man nicht im Griff hat, ne? Und ich glaube, das ist was, was mir selbst aus dieser großen Distanz sehr schwergefallen ist, das zu akzeptieren. Und das dann auch in aller Konsequenz zu akzeptieren und zu sagen, du kannst nichts machen. Du kannst hundert Sicherheitspläne aufstellen und am Ende – ist gerade dann der Akku leer. Oder am Ende gibt es einen Stromausfall, wenn du den Akku aufladen wolltest. Oder am Ende – was auch immer. Und das stelle ich mir noch schwieriger vor für Menschen, die direkt in der Situation leben. [...] Ich fand das schon einen schwierigen Prozess, aber mein Leben ist ja nicht bedroht.“ (Interview Anja Mehrlau)

52 Dieser Absatz basiert auf der Interpretation des Transkripts von Philip Sendrowski (2014), Teilnehmer einer meiner Lehrveranstaltungen an der Universität Augsburg.

Es ist wirklich wichtig, Vorkehrungen zu treffen und sich abzusichern. Doch am Ende hat man es nicht in der Hand. Man muss Regeln folgen, Kontrolle ausüben, Routinen einüben, wo es möglich ist, und zugleich Ruhe und Demut gegenüber Überraschungen bewahren. Man muss die eigene Wahrnehmung schärfen und braucht zugleich ein gesundes Maß an Ignoranz. Man muss möglichst umfassendes und aktuelles Wissen anstreben und muss doch aushalten, dass man sich nie darauf verlassen kann. Man muss ein Gleichgewicht finden, eine Balance zwischen den jeweiligen Polen (Nähe – Distanz, Routine – Unvorhersehbarkeit, Kontrolle – Vertrauen in andere), die der Situation angepasst ist – einer Situation, die man nur bis zu einem gewissen Grad kontrollieren kann. Entsprechend gilt es eine Vielzahl an Strategien zu entwickeln, um Sicherheit herzustellen und sich zugleich bewusst zu machen, dass man es bei aller Vorsicht, allem Bedacht, allen Maßnahmen nicht in der Hand hat, dass es die Situation ist, die die Regeln macht und sich diese im Zweifelsfall sehr schnell ändern. Das Restrisiko, das sich aus der volatilen Situation ergibt, gilt es auszuhalten; eine gute Portion Ambiguitätstoleranz und Widerstandskraft ist dabei hilfreich.

5.3 „MAN HAT JA AUCH IMMER UNIFORM AN.“ GRENZEN UND GRENZENLOSIGKEIT, RAUM UND ZEIT VOR ORT

Anschließend an die Ausführungen zur Intervention als komplexem *Setting* und zur omnipräsenten Sicherheitsfrage, beides prägende Situationsfaktoren für die Erfahrungen von Intervenierenden, möchte ich den Blick auf den Alltag von Intervenierenden lenken. In den Interviews wollte ich mit Fragen nach dem Tagesablauf, den Wohn- und Arbeitsorten, und den sozialen Kontakten erkunden, was den Alltag vor Ort ausmacht und was ihn prägt. Bei der Interpretation des Materials stachen dann zwei Dimensionen hervor, die ich in diesem respektive im nächsten Unterkapitel beschreiben will.

Die erste ist die der Grenzen und zugleich Grenzenlosigkeit von Raum und Zeit, die den Alltag von Intervenierenden prägt. Im Folgenden gehe ich den Fragen nach, in welchen geografischen Räumen sich Intervenierende bewegen, woran die Grenzen dieser Bewegungsräume jeweils festgemacht werden und inwiefern Grenzen nach innen gezogen werden können, um Rückzugsraum zu finden (5.3.1). Daran anschließend steht das Zeitempfinden von Intervenierenden im Fokus (5.3.2) mit der Frage, wie diese mit den Grenzen und der Grenzenlosigkeit von Zeit im Interventionsalltag umgehen und welche Antworten sie auf Herausforderungen formulieren. Eine Zusammenfassung schließt das Kapitel ab.

5.3.1 Raumempfinden und Mobilität im Interventionsalltag

Wer sich wie, wann und mit wem im Raum bewegt, ist wichtig, um den Interventionsalltag zu verstehen. An den Raumvorstellungen und der Mobilität von Intervenierenden lassen sich spannende Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Intervenierenden festmachen. Wenn Intervenierende ihre Zeit in der Intervention beschreiben, sprechen sie oft davon, „rauszugehen“ bzw. „reinzukommen“. „Drinnen“ und „draußen“, „rein“ und „raus“ sind dabei zunächst relative Kategorien, die sich auf ganz unterschiedliche Räume beziehen können. Das illustriert meines Erachtens der Sprachgebrauch von Nina Lepkowski, Mitarbeiterin in der Entwicklungs- und Nothilfe, besonders schön, die davon spricht, rausgegangen zu sein nach Afghanistan, um einen bestimmten Job anzutreten, rauszufahren ins Feld, um Gemeinden zu besuchen und Projekte zu begutachten, rauszufahren in das Feldlager des PRT, um die Poststelle oder den Supermarkt der Bundeswehr zu nutzen, rauszufahren in der Mittagspause und im Kebabhaus zu essen, rauszufahren aus Afghanistan und sich im Ausland zu erholen, rauszugehen aus Afghanistan, um nochmal zu studieren und dann wiederzukommen. Ich lese da vor allem, dass räumliche Bezüge eine wichtige Rolle dafür spielen, die eigenen Erfahrungen zu strukturieren.⁵³ Mit „raus“ und „rein“, „drinnen“ und „draußen“ beschreiben Intervenierende, und das unabhängig von der Berufsgruppe, die Raumstrukturen und die Mobilität im Interventionsalltag. Auf die Bereiche „Drinnen“ und „Draußen“ gehe ich in den nächsten Abschnitten näher ein. Die genauere Betrachtung des „Drinnen“ und seiner fehlenden Grenzen steht am Schluss dieses Unterkapitels.

„Drinnen.“ Wo Intervenierende wohnen und arbeiten

„Drinnen“ steht zunächst für die eigene Unterkunft, das eigene Büro, das gewöhnliche, alltägliche eigene Umfeld. Für viele (und zunehmend mehr) Berufsgruppen ist dies der sogenannte *Compound* (dt.: Gelände, Lager)⁵⁴: ein ummauertes, bewachtes Grundstück, auf dem Büros, Materiallager, teilweise auch Unterkünfte und Frei-

53 Der Versuch, Gemeinsamkeiten in diesen räumlichen Bezügen festzustellen, erweist sich als wenig sinnvoll. Fährt man „raus ins Feld“ oder „raus ins PRT“, bewegt man sich außerhalb der Kleinstadt, in der das Büro oder die Unterkunft gelegen ist. Aber offenbar ist nicht nur das damit gemeint. Fahren die Kollegen „raus ins Kebabhaus“, ist nach hiesigen Maßstäben unwahrscheinlich, dass sich dieses tatsächlich außerhalb der Stadt befindet – ist hier möglicherweise „raus“ aus dem Büro gemeint? „Raus“ bezieht sich aber auch auf das Land, und zwar sowohl auf Deutschland als Ausgangspunkt für die Reise nach Afghanistan, als auch auf Afghanistan und die regelmäßige Erholungsreise außer Landes, als auch die Ausreise gen Heimat.

54 Siehe Smirl 2015: 68-69.

zeitmöglichkeiten untergebracht sind. Je nachdem welche Projekte und Programme von dort aus betrieben werden (ob z. B. große Material-/Wasser-/Benzinvorräte nötig sind), ist ein *Compound* unterschiedlich groß. Die Arbeit (inklusive der Kommunikation mit *Headquarters* irgendwo auf der Welt) kann voraussetzen, dass sowohl Stromgeneratoren als auch High-Speed-Internet zur Verfügung stehen. Und je nachdem wie die Sicherheitslage eingeschätzt wird, werden verschiedene Sicherheitsmaßnahmen etabliert. So schildert Andreas Fechtner: „Dieser *Compound* war ummauert, Stacheldraht drauf, (JB: aha) und das hatten alle Organisationen. Und da drinnen waren Häuschen, Gebäude.“ Auch der Bewegungsraum der Internationalen wird mit Hinweis auf die Sicherheitslage gegebenenfalls auf den *Compound* begrenzt (was dann z. B. auch eine Unterbringung innerhalb der Mauern des *Compounds* bedeutet). So schildert Madlen für ihre UN-Mission:

„Der komplette UN *Staff* hat ähm in dem *Compound* gewohnt. Also in ORT kon- du konntest einfach nicht außerhalb nicht wohnen, weil es erstens mal außerhalb nichts gab, wo du hättest wohnen können, und zweitens die die Sicherheitslage das einfach gar nicht zuließ da oben. [...] Und der UN-Standard ähm gibt dir ja so ein paar Sachen vor, die eingehalten werden müssen, dass du außerhalb eines *Compounds* wohnen kannst (JB: ah okay). Ähm, das gab es da aber- (1) al- die Möglichkeiten gab es da gar nicht. (JB: ja ja). Und so hat wie gesagt der komplette UN *Staff* äh im *Compound* gewohnt in ORT. In HAUPTSTADT mag das mal anders gewesen sein, also da war es dir ja auch erlaubt, in speziellen Hotels (1) außerhalb zu wohnen, hat nur hundert Dollar die Nacht gekostet, (1) war ein bisschen problematisch, oder zum Beispiel einige Nationen wie die Dänen, die Dänen zum Beispiel hatten in in HAUPTSTADT ein spezielles Haus gemietet, ähm mit mit ähm hohem Sicherheitsstandard aber, ne, ansonsten wird der von der UN auch nicht- wird das auch nicht erlaubt.“ (Interview Madlen Schader)

Teilweise ist es Intervenierenden selbst überlassen, wo und wie sie wohnen, wie sie untergebracht sind, wo und wie sie arbeiten, wie sich zum Beispiel Madlens Erzählung entnehmen lässt. Sie bringt den Aspekt der Sicherheitsstandards an, die die UN für die Unterbringungen ihrer Missionsangehörigen vorschreibt, ähnlich wie Lutz darauf hinweist, dass seine Wohnung in Bosnien-Herzegowina die Sicherheitsbedingungen der EU-Mission erfüllen musste. Ähnlich argumentiert auch Ute Krämer, die für die UN und EU in verschiedenen Missionen unterwegs war:

„Wo man wohnt, hängt von der Lage im Land ab. Afghanistan ist extrem wegen der Sicherheitslage. Bis 2007, 2008 haben alle in Häusern gelebt. Die waren nicht viel auf der Straße unterwegs, aber hatten eigene Häuser. Dann kamen Anschläge. Dann haben die großen Organisationen gesagt, wir bündeln das. Höhere Mauern, Sandsäcke. Und wenn du für UN oder EU arbeitest, bist du in großen *Camps* und hast *Bodyguards*, usw.“ (Interview Ute Krämer)

Neben der Sicherheit können die Verfügbarkeit von Wohnraum im Interventionsgebiet, die Menge der unterzubringenden Intervenierenden und auch die antizipierte Bedeutungszuschreibung der Bewohner vor Ort eine Rolle für die Wahl der Unterbringung spielen. Hinzu kommen organisationsspezifische Praktiken. Im Fall des Militärs scheint es selbstverständlich zu sein, dass dieses (zur besseren Verteidigung? Aufgrund des hohen Flächenbedarfs?) für sich und sichtbar abgegrenzt von seiner Umgebung untergebracht ist.⁵⁵

Während diese Praxis, geprägt von einer materiell manifestierten Trennung zwischen innen und außen (die mit Stacheldraht bestückte Mauer) einerseits und einer auf Autarkie ausgerichteten Infrastruktur andererseits, lange Zeit auf Militärs beschränkt war, hat sie sich inzwischen auch auf wesentliche Teile der zivilen Interventionsstrukturen ausgedehnt. Es scheint, als seien *Compounds* besonders in als unsicher eingeschätzten Sicherheitssituationen, besonders von großen Organisationen wie der UN und ihren Unterstrukturen bzw. eher von kurzfristig orientierten, humanitären Organisationen wie dem ICRC (im Vergleich zu eher langfristig denkenden Akteuren der Entwicklungszusammenarbeit) die Unterkunft, das Gebäude der Wahl. Mark Duffield hat den mittlerweile geläufigen Begriff des „fortified aid

55 Es passiert schnell, derartige alltägliche Gegebenheiten hinzunehmen und nicht weiter zu thematisieren. In meinen Gesprächen mit Intervenierenden wurden sie oft auch eher als Kulisse für andere Themen aufgemacht denn in den Mittelpunkt von Erzählungen gestellt. Und nichtsdestotrotz schimmert durchaus ein Bewusstsein dafür durch, dass derlei Objekte nicht nur für ihre direkten Benutzer (alltagspraktische) Bedeutungen haben, sondern diese auch von anderen zugeschrieben bekommen, wie Madlens Einschätzung der „nur 100 Dollar“ für die Hotelübernachtung („war ein bisschen problematisch“) zeigt. Büscher/Vlassenroot beschreiben diese Bedeutungen mitsamt ihrer Konsequenzen am Beispiel der Stadt Goma im Osten der Demokratischen Republik Kongo (Bücher/Vlassenroot 2010: 268). Sie zeigen eindrücklich, wie die Intervenierenden-Infrastruktur über die Wirkung einzelner Gebäude hinaus in ihrer schier Masse an Bauten ein ganzes Stadtbild verändert: „With its numerous NGO establishments, UN compounds, luxurious residential areas, hotels, bars and rebel headquarters, these central districts gained importance and transformed into a new urban landscape, perceived as centres of power and modernity, representing global culture and new lifestyles. This transformation was particularly visible in the quarters Himbi and Volcans, where most of the humanitarian community settled and installed headquarters, usually in former residential buildings. [...] These developments not only reinforced the discrepancy between centre and periphery, but also confirmed the spatial divide between urban rich and poor.“ Es bildet sich eine „ville duale“ heraus, „where, as many perceive, old colonial structures of inequality and social and spatial segregation are being reconfirmed“ (Bücher/Vlassenroot 2010: 269).

compound“ (2010) für diese Entwicklung geprägt. Am Beispiel des Sudan zeigt er auf, dass sich Hilfsorganisationen zunehmend in hoch ummauerte und bewachte Lager zurückzögen anstatt – wie lange aus ideologischen Gründen üblich – im direkten Kontakt mit den Bewohnern der jeweiligen Gegend zu wohnen. Oft wird diese räumliche Distanz mit Sicherheitsmängeln begründet.⁵⁶

Die Einschätzung des Bedrohungsrisikos ist wesentlich für die Entscheidungen einer Organisation, welche Vorgaben sie für die Unterkunft und Arbeitsorte ihrer Mitarbeitenden macht bzw. welche Vorkehrungen sie trifft. Diese räumliche Abgrenzung reduziert die Interaktionsmöglichkeiten von Intervenierenden mit Intervenierten sowohl quantitativ (wie oft man sich trifft) als auch qualitativ (in welchen *Settings* und Rollen man sich gegenübertritt). In Kontexten wie Afghanistan oder Irak müsse man schon sehr aus sich herausgehen oder sich sehr engagieren, um Leute vor Ort kennenzulernen, so Ute Krämer – gerade bei Soldaten werde das nicht gefördert. Die blieben bei und unter sich.

Soziale und insofern räumliche Distanz zu Intervenierten ist aber nicht nur bei Soldat_innen ein Thema, sondern auch für viele andere Intervenierende. In der Nothilfe-*Community* gibt es dazu sehr unterschiedliche Ansichten. Kurt Zehlen argumentiert, dass man nicht direkt im Flüchtlingslager wohne, „weil man eine gewisse räumliche Trennung braucht. Man muss sich von der Arbeit distanzieren [...] sonst kommt man gar nicht mehr raus“, andere treten aus ähnlichen Gründen für eine regelmäßige Ausreise und Auszeit weit weg vom Einsatzland ein (siehe unten). Diese Haltung wird in der Literatur stark kritisiert. So argumentiert Mary B. Anderson dafür, auch das eigene Privatleben mit Hilfsempfängern zu teilen, weil es entlaste, nicht immer zu arbeiten, sondern auch Privates zu teilen; und weil es zu einer anderen, gleichgestellten Beziehung beitrage (vgl. 6.3 Gleichheit und Ungleichheit). An der Erzählung von Jochen Pahlmann wird für mich deutlich, dass eine solche räumliche Nähe als Normalität des Daseins und des Miteinanders gedeutet werden kann, die zutiefst zufriedenstellt:

„Das war in der ersten Mission sehr schön, wir haben inmitten der Afghanen gewohnt. In einem Viertel, allerdings sehr nah am HQ der ISAF-Kräfte, fußläufig zur deutschen Botschaft, aber in einem afghanischen Wohnviertel hatten wir ein Haus [...] angemietet, und haben dort wie die Afghanen mit afghanischen Nachbarn gelebt. Wir hatten nur einen einzigen Polizisten, einen *Guard* vor der Tür stehen. Der im Zweifelsfall (lachend) auch nichts aufgehalten hätte. Aber wir haben mit den Afghanen gelebt und das war eigentlich sehr schön. Also wenn ich aus meinem kleinen Fenster rausgeguckt habe, [...] habe ich afghanische Kinder spielen sehen, die Nachbarfamilie.“ (Interview Jochen Pahlmann)

56 Siehe auch Smirl 2015.

Interessant finde ich, dass die erwähnten Unterbringungs Vorschriften nicht immer so in Stein gemeißelt sind, wie es scheint. Simon Roth erzählt aus seiner Zeit in Palästina:

„Ich hatte das große Glück – alle anderen Entsandten mussten aus Sicherheitsgründen in Jerusalem wohnen, und ich konnte durchsetzen, dass ich nicht an diese Regelung gebunden bin. [...] während also meine Kollegen zwei Stunden vorher aufstehen mussten, bin ich den Berg runtergelaufen und war im Büro, das war sehr angenehm.“ (Interview Simon Roth)

Nicht nur die offenbar doch gegebene Flexibilität der Vorschriften ist hier bemerkenswert, auch Simons Formulierung „großes Glück“ gehabt zu haben fällt mir auf. Mit dem Wissen, dass viele meiner Gesprächspartner die vom Arbeitgeber oder lokalen Autoritäten ausgegebenen Verhaltensregeln gar nicht erst infrage stellen, sondern sich einfach anpassen, höre ich bei Simon sowohl Bescheidenheit als auch Entschiedenheit heraus. Er hat nicht nur verhandelt, sondern sich auch durchsetzen können, wie er sagt, und sich so ein großes Stück Freiheit gesichert.

„Draußen.“ Bewegungsräume von Intervenierenden und ihre Grenzen

Generell bedeutet „raus ins Feld“ zu fahren, dass Intervenierende nicht am Computer bzw. am Schreibtisch sitzen und sich um Verwaltungsabläufe und Organisation kümmern, sondern sich außerhalb des Büros bzw. des eigenen Geländes aufhalten. Während die meisten Soldat_innen das Feldlager nie verlassen und jenseits der An- und Abreise nur einmal „draußen“ sind, um ihre Waffe anzuschließen⁵⁷, fahren viele CIMICer aufgrund ihres Auftrags der zivil-militärischen Zusammenarbeit regelmäßig „raus“, um Kontakte zu knüpfen und Kommunikation aufrechtzuhalten. Man fährt morgens früh „raus“ und kommt abends wieder „rein“, so Soldat Ulf Rohm. Immer mit dabei, wenn Soldat_innen das Lager verlassen, sind Schutz- und Patrouillenkräfte. Sie führen nicht nur eigene Patrouillenfahrten und Fußpatrouillen durch, sondern begleiten zusammen mit Sanitäter_innen alle anderen Einheiten bei Fahrten raus. Andere Soldaten, so beschreibt Anna Goschen ihre Beobachtung, sind zwar vor Ort, aber „nicht so viel draußen“, sondern sitzen „in Mazar im Container“. Tatsächlich unterscheiden auch Bundeswehrsoldat_innen untereinander zwischen „Drinnies“ und „Draußies“, was ich so verstehe, dass der Bewegungsraum und die Bewegungsfreiheit sich erstens je nach Verwendung und Aufgabe bemerkenswert unterscheiden und dass es für die Einsatzerfahrung einen wesentlichen Unterschied macht, wo sich jemand regelmäßig aufhält.

57 Beim Anschließen wird die Waffe individuell auf den jeweiligen Schützen, die jeweilige Schützin eingestellt.

Für Intervenierende in der Entwicklungszusammenarbeit, Nothilfe, Friedensmissionen ist das „Rausfahren“ selbstverständlicher Bestandteil ihres Alltags: Kooperationspartner treffen, Projekte planen, die Durchführung begutachten oder feierlichen Eröffnungszeremonien beiwohnen.⁵⁸ Das ist für manche täglich, für andere alle ein bis zwei Wochen der Fall. Liegt der eigene Job in der Versorgung des ländlichen Raums, z. B. in Form einer „mobilen Klinik“ wie bei einem der Einsätze von Arzt Thomas Eben, ist die Fahrt ins Feld der wesentliche Teil der Arbeit. „Raus ins Feld fahren.“ Die Bewegung, die mit dieser Phrase ausgedrückt wird, ist das eine. Aber was hat es mit „dem Feld“ auf sich? Für viele Entwicklungs- und Nothelfer_innen ist das „Feld“ ein wesentlicher Begriff. Beschreibt es einen Ort, an dem man seiner eigentlichen Tätigkeit nachgeht? Nina Lepkowski fährt draußen „im Feld“ Gemeinden besuchen und Projekte anschauen, Kurt Zehlen geht „ins Feld“, wenn er in ein Flüchtlingslager fährt, und er beobachtet, wie „Soldaten ins Feld fahren“. Meint „Feld“ also einen, wenn auch relativen, geografischen Raum? Oder steckt hinter „raus ins Feld“ eine soziale Raumunterscheidung, insofern als man im „Feld“ den Anderen begegnen kann? „Draußen“ wäre demnach alles, was „meins“ ist, was zu mir gehört, und „draußen“ ein Ort, wo andere Regeln gelten als da, wo ich (gerade) herkomme. Eine soziale Unterscheidung, die mit dem physischen Raum verknüpft wird. Dazu passt, dass Stefan und Ulrike und auch Brigitte Pohl vergleichsweise selten davon sprechen, „rauszufahren“, sind sie doch diejenigen, die vor Ort am ehesten zuhause waren, die das Ziel hatten, sich in die Kultur und die Gemeinschaft vor Ort zu integrieren und so zu wirken: Um „transformativ tätig zu sein“, müsse man schon ganz nah dran sein an den Leuten, so Ulrike.

Festhalten lässt sich, dass der berufliche Aktionsradius vieler Intervenierender immer wieder über das eigene Büro hinausgeht, aber sich auch dann oft in geordneten, kontrollierten Bahnen bewegt. Anja Mehlaus Antwort auf meine Frage, was das Leben in Afghanistan auszeichnet, oben zum Zusammenhang von Sicherheit und Mobilität zitiert, lässt sich ebenfalls im Hinblick auf Bewegungsräume und Raumempfinden hin lesen. Sie hat vom Besuchsalldag in Afghanistan vor allem das Gefühl zurückbehalten,

„dass man einfach sehr sehr eingeschränkt ist. Die erste Reise habe ich beschrieben – das ist, wie wenn man in einem Glaswürfel durch die Gegend fährt. Weil wir sind kaum irgendwo

58 Mark Duffield weist daraufhin, dass Nothelfer lokaler Herkunft sich teilweise weit weniger frei bewegen können als internationale Helfer: „While those on international contracts are able to move and circulate, local aid workers, like beneficiaries, are also immobile onlookers trapped outside the archipelago’s magical space of flows“ (Duffield 2010: 457). Er führt dies auf fehlende Papiere zurück – es braucht einen internationalen Pass, um mobil zu sein.

ausgestiegen. [...] Hotel, Auto, Büro, Auto, Restaurants, Auto- [...] für mich hat sich das sehr abgeschirmt angefühlt. Obwohl wir bei den Partnern zuhause waren (..) es gibt einfach nicht die Bewegungsfreiheit oder den Spielraum [...] es gibt auch nicht viele Plätze, die GIZ hat das RMO und die haben eine *white list* an Plätzen, wo sie sagen, das –

JB: da können Sie sich aufhalten oder da –

AM: Genau. Und das ist natürlich sehr beschränkt.“ (Interview Anja Mehlau)

Spannend an diesem Zitat ist, dass selbst wer sich außerhalb der eigenen Unterkunft oder des eigenen Büros bewegt, selbst wer also einen gewissen Mobilitätsraum hat, nicht zwangsläufig das Gefühl hat, sich „wirklich“ im jeweiligen Raum zu bewegen. Anja hatte verglichen mit anderen Gesprächspartnern recht viel Bewegungsfreiheit und Kontakt zu Afghananen und fühlte sich dennoch „sehr abgeschirmt“. Sie hat das Gefühl, dass es da weitere Räume gibt, parallel/zeitgleich zu denen, in denen sie sich bewegt. Vielleicht eine Frage der Gewohnheit und des Anspruchs, den man stellt. Aber vielleicht zeigt dieses Empfinden auch an, dass Intervenierende der Bevölkerung und ihren Orten nur bedingt bzw. bis zu einem gewissen Punkt nahekommen, als gäbe es eine Grenze, die sich unsichtbar auftut zwischen Intervenierenden und dem intervenierten Land („Glaswürfel“), selbst wenn man sich (vermeintlich) in den selben Räumen aufhält. Als bewege man sich in einer Parallelgesellschaft oder parallelen Sphäre. In gewisser Weise korrespondiert das mit dem „Draußen“ und dem Feld – „ins Feld zu gehen“, das ist dann so nah zu kommen wie nur möglich, der Versuch der Annäherung durch Bewegung; aber die Trennwand, so unsichtbar oder durchsichtig sie auch sein mag, scheint im Erleben der Intervenierenden nicht wegzukriegen zu sein.⁵⁹

Das Gefühl, dort zu sein, aber auch nicht wirklich dort zu sein, lese ich jedenfalls auch in den Erzählungen anderer – etwa wenn Michael Kubos meint, er habe „schon immer gehaut, dass Afghanistan wunderschön ist“. Als sei das Land, in dem er bereits zwei Mal als Soldat war, eher zu errahnen als zu erfahren gewesen – als sei er zwar dort, aber doch weit weg gewesen.⁶⁰ Selbst die, die beruflich immer

59 Danke an Kathrin Winkler für diesen Gedanken.

60 Und passend dazu formuliert Cornelius Pollmer über den Alltag von Bundeswehrsoldaten in Afghanistan in der Süddeutschen Zeitung: „Als ‚Drinni‘ bekommt man in Masar-i-Sharif von diesem Land ohnehin nicht viel mit, am ehesten noch auf dem *Camp*-Basar, wo es Tücher gibt und Aufnäher und ein kleines Restaurant. Richtig raus? Durften und dürfen die meisten nicht, zu gefährlich. Absurder, aber nicht zwingend paradoxer Gedanke: Als man durch das *Camp* Marmal lief, war man erschrocken, wie wenig im Leben der Soldaten das Land eine Rolle spielte, in dem diese stationiert sind, wie wenig dessen Kultur, dessen Geschichte, dessen Gegenwart außerhalb des Militäreinsatzes.“ (Pollmer 2014)

wieder mal unterwegs sind, beschreiben ihren privaten Bewegungsfreiraum als stark eingeschränkt. Das beginnt damit, dass wie oben beschrieben Büro und Unterkunft häufig nah beieinander, wenn nicht sogar auf demselben Grundstück oder im selben Gebäude liegen. Was für die Soldaten das Feldlager, ist für die EZler, THWler, Polizisten, Nothelfer das Grundstück oder der ‚Compound‘. Auf meine Frage an Jochen Pahlmann, warum Büro- und Schlafräume in einem Haus waren, antwortet er: „Es ist halt praktisch. Sie müssen sich vorstellen, Sie sind in einem Land, wo Sie manchmal vielleicht auch nicht rauskönnen. Dann sind Sie ja froh, wenn Sie da arbeiten können, wo Sie auch wohnen.“⁶¹ Entsprechen klein ist dann aber auch der Raum, in dem man sich bewegt: „Ja, wir hatten einen Garten, 50-Meter-Runde“ beschreibt Michael Kubos, hier als Mitarbeiter in der Entwicklungszusammenarbeit, seinen Aktionsradius nach Feierabend. Und Ute Krämer erzählt von einer Freundin, der als Leistungssportlerin in Gaza nur mehr das Treppenhaus zum Trainieren blieb.

Worin ist diese eingeschränkte Mobilität von Intervenierenden begründet? Oft werden Sicherheitsbedenken genannt. Je nach Sicherheitslage sind nicht nur Feldlager ummauert, bewacht und nicht frei zugänglich, sondern auch Büros und Unterkünfte. Um hineinzukommen, muss man sich anmelden, ausweisen und hineingelassen werden. Man geht davon aus, die Gefahren, angegriffen oder entführt oder Opfer eines Anschlags zu werden, so zumindest für diesen Raum minimieren zu können.⁶² Wo Mobilität darüber hinaus nötig ist, um der beruflichen Aufgabe nachzugehen, wird sie eingeschränkt, formalisiert und kontrolliert. Das schildert auch Jochen Pahlmann. Er hatte es während seines ersten Afghanistanaufenthalts gemerkt, recht unbewacht inmitten eines afghanischen Viertels zu wohnen und sowohl viele berufliche Termine wahrnehmen als auch am Freitag ohne weiteres zu Fuß auf den Markt gehen zu können. Beim zweiten Mal sei sein Bewegungsfreiraum stark eingeschränkt und streng überwacht gewesen:

61 Hier dient das Zitat zur Illustration der räumlichen Gegebenheiten, oben (Kapitel 5.2.3) zitiere ich Jochen Pahlmann im Hinblick auf Sicherheitsstrategien.

62 Anne-Meike Fechter argumentiert überzeugend, dass sich diese Unterscheidung zwischen einem sicheren, westlichen „Dinnen“ und einem bedrohlichen, fremden „Draußen“ auf vielfältige Weise auch in den Praktiken von *Expatriates* widerspiegelt, die nicht in Kriegs- und Krisengebieten leben (Fechter 2007: 80). Anhand ihres ethnografischen Materials zeigt sie, welche Räume *Expatriates* schaffen und welche große Rolle Grenzziehungen und -verhandlungen in deren Praktiken spielen: Wo und wie sie wohnen, wo und wie sie sich im Alltag bewegen, wie sie sich und andere im Raum wahrnehmen und, letztlich, welche Anstrengungen sie unternehmen, um das bedrohliche, fremde „Draußen“ zu kontrollieren und auch draußen zu halten (ebd.).

„Man konnte nicht mehr sagen, ich nehme einen Wagen und fahre raus. Jede Bewegung wurde angemeldet in einem *Security center* [...] dann wussten die, dass man draußen war, dann musste man sich anmelden, wenn man am Ziel angekommen war, wenn man wieder losgefahren ist, wenn man wieder reingekommen ist [...] Man durfte auch nirgendwo aussteigen, durfte nicht alle Ziele anfahren. [...] Sie müssen ja immer den Überblick haben: Wenn es irgendwie knallt, wo sind Ihre Leute? Wenn Sie zwanzig unterwegs haben, kriegen Sie das schneller auf die Reihe, als wenn Sie ein paar Hundert – wo sind die jetzt alle?“ (Interview Jochen Pahlmann)

Je weniger Leute draußen, also in einem unkontrollierten Bereich sind, desto eher lassen sie sich in Gefahrensituationen überblicken und letztlich retten. Entsprechend muss, wer den ureigenen Bereich verlassen möchte, einen formalen und hierarchisch organisierten Prozess durchlaufen. Er muss seinen Aufenthalt draußen beantragen und begründen.⁶³ Und wer dann draußen ist, ist mit einer Nummer nicht nur eindeutig identifizierbar, sondern unterliegt auch in der Ferne noch der wachsamen Aufsicht.⁶⁴

Für diejenigen, die derartige Fahrten „raus“ planen oder entscheiden, birgt die Verknüpfung von „draußen sein“ und „Gefahr“ große Verantwortung. Auch für die CIMIC-Trupps ist der Entscheidungsprozess, wer wann wie raus fährt, formalisiert. Werner Petzold muss die Erlaubnis des Kommandeurs einholen und ihm gegenüber begründen, warum er „rausfahren“ bzw. seine CIMIC-Trupps rausschicken will. Letztlich fühlte er sich aufgefordert, mit jeder „Fahrt nach draußen“ immer auch die „letzte Konsequenz“ mitzudenken und die mögliche Verwundung, den möglichen Tod von Soldaten zu rechtfertigen. Vom Kommandeur mindestens implizit vor die

63 Ein Prozedere, das in anderer Form auch in weniger gefährlichen Situationen für andere gilt. Für mich als Uniangestellte galt nicht zuletzt aus versicherungstechnischen Gründen ja auch: Immer bei Abwesenheit von Arbeitsplatz musste ein Reiseantrag gestellt werden, der den zeitlichen und räumlichen Rahmen darstellte und den konkreten Anlass/die konkreten Gründe für die Reise nannte. Allerdings mit einem ganz anderen Gewicht: Mein Antrag war eher Formsache, die nur einmal in sechs Jahren die Frage der Verwaltung nach sich zog, wie ich denn trotz Reise meinen anderen Arbeitspflichten nachkommen könne (was ich sofort interpretierte als „da ist jemand neu in der Verwaltung und weiß noch nicht, dass diese Anträge Formsache sind“). In der von Jochen Pahlmann beschriebenen Situation aber kann das Gesuch aufgrund der befürchteten Gefahr durchaus abgelehnt werden, womit das eigene Aufenthaltsbestimmungsrecht stark eingeschränkt wird. Das Gefühl von Unfreiheit qua Abhängigkeit von Vorgesetzten/Regeln/unwägbareren Vorgängen und plötzlich eintretenden Ereignissen ist immens.

64 Manchmal gilt diese wachsame Aufsicht auch ganz alltäglichen Dingen, etwa was wann und wo gegessen wird, wie CIMIC-Soldaten erzählen.

Frage gestellt, ob sich für seinen Wunsch „raus“ zu fahren, für seine CIMIC-Aktivitäten der Tod eines Kameraden lohnt, überrascht es nicht, dass Petzold die Entscheidungssituation mit einem Lähmungsgefühl beschreibt. Der Kommandeur stellt ihn vor ein schier übermächtiges Dilemma. Wer möchte darauf schon mit „Ja“ antworten? Gerade wenn der Tod und die Verwundung deutscher Soldaten erst in den letzten Jahren in der deutschen Öffentlichkeit und organisationsintern zum Thema werden und „Normalität gewinnen“ und es deshalb Tote um jeden Preis zu vermeiden gilt?

Für Martin Goset jedenfalls war die Beschränkung auf das Bundeswehrlager zwar nicht einfach, aber rauszufahren als solches hätte für ihn keine Priorität gehabt: „Also ich habe draußen nicht vermisst, sagen wir mal so, nicht unbedingt, (JB: Hm-m, hm-m) also jetzt schon mal erst recht nicht, um irgendein Risiko einzugehen.“ Für mich ist in diesem Zitat das Wörtchen „unbedingt“ entscheidend. Für Martin war es ein Abwägen, ob sich das Rausfahren lohnt bzw. wie wichtig es ist. Und es ist wichtig, die mangelnde Bewegungsfreiheit ist etwas, das man nicht möchte. Denn das „rausfahren dürfen“ macht etwas mit einem, so Ulf Rohm: „Gut ging es uns insofern, als dass wir jederzeit rausfahren konnte. Was so ein normaler Landser, sag ich mal, natürlich nicht darf.“ Rausfahren, sich draußen bewegen tut gut, und doch nimmt man in Kauf, es nicht zu tun – besonders da Rausfahren ein Risiko bedeutet hätte, und zwar das Risiko verwundet oder getötet zu werden, und das war die Bedingung, unter der er bereit war, „drinnen“ im Feldlager zu bleiben.⁶⁵

Sicherheitsbedenken sind wahrscheinlich der wichtigste Faktor für die Standorte und die mangelnde Bewegungsfreiheit von Intervenierenden. Sie sind aber nicht der einzige. So sind viele Not- und Entwicklungshelfer im ländlichen Raum und oft oh-

65 Diese Abwägung, die Intervenierende mit Leitungsfunktion und insbesondere Soldat_innen treffen, scheint mir eine nahezu unmögliche. Wann ist das Rausfahren Leben wert? Aus juristischer Perspektive schreibt Janina Gauder dazu: Ein Befehl, der den Einsatz des Lebens in sich birgt, ist nur dann zulässig, wenn keine Einsatzbefehle möglich sind, die die Soldaten weniger belasten, d. h. keine Lebensgefahr bedeuten, und zugleich ebenso wirksam sind. Eine „das Leben der Soldaten generell und einseitig ‚schonende‘ Befehls- und Einsatzführung“ würde den Erfolg militärischer Bundeswehroperationen bereits kurzfristig stark gefährden. Gauder fügt jedoch hinzu: „Allerdings gibt es eine Grenze, die nicht überschritten werden darf: Das sichere Opfer des Lebens der Soldaten darf der Staat nie verlangen. Der Soldat ist nach wie vor ein Subjekt und kein Objekt der Gefechtsführung, das als Mittel zum Zweck eingesetzt werden kann. Wenn in diesem Sinne einem Vorgesetzten schon vor Erteilung eines Einsatzbefehls eindeutig klar ist, dass der oder die Soldaten nicht lebend vom Einsatz zurückkommen werden, liegt es sehr nahe, dass der Befehl unverhältnismäßig ist.“ (Gauder 2010: 133)

ne große Verkehrsinfrastruktur tätig. Man ist oft weit ab vom Schuss und hat weite Wege bei wenig bzw. schlecht ausgebauter Infrastruktur.⁶⁶

Leben auf engem Raum. Kaum Grenzen nach „innen“.

Wie oben beschrieben bewegen sich Intervenierende häufig in einem eigenen Bereich und sind beim Arbeiten, mehr noch im Wohnen meist unter ihresgleichen. Machte man eine Skala auf, fänden sich Mitarbeitende in der bilateralen Entwicklungszusammenarbeit oder Polizist_innen in unsicheren, aber nicht aktuell kriegsgeprägten Kontexten am einen Ende – mit eigenem/individuellem Haus oder Wohnung und Büro im Ort. Meist individuell entsandt und mit eher wenigen internationalen Kolleg_innen haben sie noch am ehesten Bewegungsfreiraum und Raum für sich. In akuten Konfliktsituationen und ländlichen Arbeitskontexten steigt die Wahrscheinlichkeit, Büro und Unterkunft nah beieinander zu haben sowie mit den

66 Wie zu Beginn dieses Unterpunkts in der Auffächerung von Nina Lepkowskis „raus“-Gebrauch bereits erwähnt wurde, sprechen Entwicklungshelfer_innen über den Interventionsalltag hinaus davon, „rauszugehen“, wenn sie von ihrer Ausreise von Deutschland ins jeweilige Einsatzland erzählen – man geht „raus“ in die Elfenbeinküste, den Tschad oder nach Afghanistan, um nur wenige Beispiele zu nennen. Dabei ist ein solches „Rausgehen“ im Sinne dessen, im Ausland tätig zu sein, nicht für alle Intervenierenden gleichermaßen normal und legitim. Für Entwicklungshelfer_innen ist das „Rausgehen“ maßgeblich – Entwicklungszusammenarbeit wird nicht in Deutschland, sondern anderswo gemacht. Ähnlich ist es in der diplomatischen Zusammenarbeit und der humanitären Hilfe, wobei das THW eine Sonderrolle einnimmt, ist es doch erste Anlaufstelle für Katastrophen innerhalb Deutschlands. Die Bundeswehr wiederum darf nur in Ausnahmefällen im Inland eingesetzt werden und trotzdem sind Einsätze im Ausland im Grundgesetz nicht vorgesehen. Sie waren bis Anfang der 1990er Jahre eher die Ausnahme und wurden daher in den vergangenen 20 Jahren in der Öffentlichkeit besonders ausführlich und gewissenhaft begründet. Der hauptsächliche Auftrag der Bundeswehr ist weiterhin die Landesverteidigung und doch haben sich Auslandseinsätze zur erwartbaren Normalität entwickelt. Organisationsintern gilt eher, dass man rechtfertigen muss, nicht im Einsatz gewesen zu sein. Zumindest begründeten Soldaten, die nicht im Auslandseinsatz waren, dies ausführlich: Er sei gesundheitlich für nicht tauglich befunden worden, sei vor der Verlegung der Einheit ins Ausland zu einer anderen versetzt worden, wurde woanders gebraucht. Ähnlich wie unter Entwicklungs- und Nothelfern in Erfahrung gebracht wird, „wer wann wie lange wo war“ und derjenige am meisten Respekt erwarten kann, der lange vor Ort im Einsatz war, wird auch unter Bundeswehrsoldaten anscheinend der besonders angesehen, der nicht nur auf dem Balkan eingesetzt war, sondern mindestens noch vor der Küste Somalias, eigentlich in Afghanistan. Wer zwei oder drei Mal in Afghanistan ist, hat am meisten *street credibility*.

Kolleg_innen auch zusammenzuwohnen. Madlen schildert eine solche Wohnsituation – im *Compound* zusammen mit allen anderen Mitarbeitenden der UN-Mission. Außerhalb zu wohnen wäre nicht infrage gekommen, weil es keine Häuser gab, die den UN-Sicherheitsstandards entsprochen hätten. Sie fährt fort:

„Und deswegen hat sich das äh da oben tatsächlich alles im *Compound* abgespielt. (JB: hm-m) (2) Ja, und so war alles unter einer Bude, die zivilen, Polizei, Justiz, Militär, wie gesagt das bewaffnete Bataillon war alles in einem *Compound* untergebracht und jeder kannte jeden. [...] von daher ähm spielte sich das Leben, dein eigenes Leben tatsächlich eben im *Compound* ab, bis auf die Tatsache, dass du halt einmal- manchmal, wenn irgendwas Außergewöhnliches passiert ist, zweimal dienstlich raus bist, aber meistens nur einmal.“ (Interview Madlen Schader)

Gerade das Privatleben, das Leben nach Dienstschluss spielte sich für Madlen nahezu ausschließlich innerhalb des *Compounds* ab. Ab und zu habe sie mal in einem Ort Brot kaufen können, hätte eine E-Mail nach Hause geschickt oder auch mal telefoniert, „aber ansonsten saß du dann mit deinen Kollegen zusammen.“ Während man sich zu Hause in Deutschland zumindest nach der Arbeit aussuchen kann, mit wem man seine Zeit verbringt, ist das im Interventionsalltag nur bedingt der Fall. Larissa Fast fasst zusammen:

„In many emergency contexts, expatriate aid workers share work and living spaces, working in an office and sharing ‚guest houses‘, compounds with separated and common living spaces (e.g., kitchens, washing facilities, or gardens) that agencies rent to accommodate multiple staff members. Thus, the boundaries of their social, professional, and private lives are porous, and truly private time and space can be difficult to find.“ (Fast 2014: 141)⁶⁷

Arbeiten und Wohnen am selben Ort sowie das gemeinsame Wohnen hat das Überlappen von Arbeits- und Freizeiträumen zur Folge. Und es bedeutet, dass die Grenzen zwischen Beruflichem und Privatem verwischen. Das berufliche Umfeld beginnt bereits auf dem Weg zum Frühstück, wie Christopher Schiefer schildert: „Dadurch, dass man in der Liegenschaft wohnt, ist man sofort im ganzen Geschehen drin. [...] Das heißt, selbst auf dem Weg von der Unterkunft zur Küche, da können schon die ersten Gespräche laufen. Sei es, dass man sich für den Tag abspricht, ein Thema vom Vortag nochmal aufgreift.“ Mit Verlassen der Unterkunft ist Christopher Schiefer quasi bei der Arbeit, so wie viele andere Intervenierende auch.

Egal ob Soldaten und THWler, die größtenteils als Gruppe entsandt werden oder Fachleute, die individuell in EU- oder UN-Friedensmissionen geschickt wer-

67 Siehe auch Smirl 2012: 237.

den: Oft ist der gesamte Alltag von Intervenierenden von der Nähe zu den direkten Kolleginnen und Kollegen geprägt. Die ständige räumliche Nähe bringt es mit sich, dass man nicht nur tagsüber bei der Arbeit zusammen ist, sondern auch nach Feierabend bzw. Dienstschluss. Das gilt interessanterweise sowohl für die, die in der Gruppe einreisen, arbeiten und wohnen als auch für die, die als Einzelpersonen kommen.

In der Gruppe einzureisen, zu arbeiten und zu wohnen ist dabei nicht auf Soldat_innen beschränkt. Es kann für Nothelfer_innen und teilweise UN-Mitarbeitende genauso der Fall sein, wobei die Unterbringung von allen in einem großen Camp über individuelle Container über zwei Personen pro Container bis hin zu acht oder zwölf Menschen auf Feldbetten im Zelt reicht. Franz Müller meint, dass der Unterschied ggf. darin liege, dass Soldat_innen eine derartige Unterbringung gewohnt seien – es ist nicht schön, aber normal: „Privatsphäre ist natürlich nicht. Nur als Soldat kennt man das ja. Allein wäre es schöner, aber [...] diese Enge ist für den Soldaten eigentlich kein Problem, weil er es sowieso kennt.“ Ähnlich mag es noch den THW-Mitarbeitenden gehen, die im Team ausreisen, um für kurze Zeit (maximal ein paar Wochen) irgendwo eine Aufgabe zu übernehmen. Auch sie sind gewohnt, im Zelt mit mehreren anderen zu schlafen sowie sich auch sonst im Gruppenkontext zu bewegen.

Wie gruppenbezogen sind dann diejenigen Intervenierenden aus der Entwicklungszusammenarbeit, die in der Regel als Einzelpersonen entsandt werden? Sie arbeiten teilweise als einzige internationale Kraft, teilweise mit anderen internationalen Kolleginnen und Kollegen zusammen. Anders als Soldaten oder UN-Missionsangehörige sind sie in der Regel nicht in einem großen Lager untergebracht, sondern können ihre Unterkunft unter Erfüllung bestimmter Maßgaben frei auswählen. Trotzdem ist es üblich, mit *Peers* zusammen zu wohnen. Viele bilden Wohngemeinschaften mit anderen internationalen Kolleginnen und Kollegen und verbringen auch ihre Freizeit mit diesen. Zusammen zu kochen, etwas zu spielen oder Sport zu treiben, einen Film auf DVD anzugucken sind typische gemeinsame Abendbeschäftigungen, wie in anderen Wohngemeinschaften auch.

Aus der räumlichen Nähe entsteht entsprechend auch oft das Gefühl, sich nah zu sein und Halt in den anderen zu finden. Ähnlich formuliert es auch Lisa Smirl für die von ihr untersuchten Nothelfer. „Im Feld“, d. h. während der Zeit im Einsatz seien diese ständig mit anderen Internationalen bzw. Missionsangehörigen zusammen. Auch aufgrund der „close-knit living situations“ komme man sich schnell nahe und wachse zusammen – die Kollegen werden zur Familie, Privatsphäre und Raum für sich werden rar, so Smirl (2012: 236; u. a. in Bezug auf Cain/Postlewait/Thomson 2006). Entsprechend gebe es eine „strong social boundary formation that occurs between internationals in the field“ (Smirl 2012: 236).

Viele Intervenierende wollen ihren *Peers* nah sein. Anderen mobilen Internationalen, die ebenfalls für eine begrenzte Zeit in diesem bestimmten geographischen

Interventionskontext sind, denen sie geteilte Erfahrungshintergründe zuschreiben. Die imaginierten wirkmächtigen Gemeinsamkeiten erleichtern die Kommunikation, entlasten das eigene Handeln, insofern sie nahelegen, dass es Selbstverständlichkeiten gibt, auf die man vertrauen kann. Für viele sind die *Peers*, die direkten, internationalen Kolleginnen und Kollegen die wichtigste Bezugsgruppe. Wenn Andreas Fechtner von seinem Tagesablauf erzählt („jeden Tag immer gleich“), spielt die THW-Gruppe eine ganz zentrale Rolle. Auf meine Frage nach Orten, an denen er sich aufgehalten hat, antwortet er mit einem Verweis auf die Gruppe. Jede Mahlzeit wird zusammen eingenommen, immer von allen gemeinsam, (fast) ohne Ausnahme. Man arbeitet nicht nur zusammen, man verbringt auch jede andere Minute zusammen. Es ist ein enger sozialer Rahmen, den Fechtner beschreibt. Auf das Team kann man sich verlassen. Der Austausch ist einerseits ein professioneller: Man informiert sich gegenseitig, stimmt sich ab, so dass jede und jeder seinen Teil gut beitragen kann und gleichzeitig der Blick für das Ganze da ist. Und der Austausch ist andererseits ein menschlicher: Er stiftet ein Gemeinschaftsgefühl, Zusammengehörigkeit. Die verwischten Grenzen zwischen Berufs- und Freizeit und das Fehlen von Privatsphäre können zugleich nachhaltig irritieren. Werner Petzold erzählt:

„Ich habe 2006 in Kunduz (JB hustet) im Feldlazarett hab ich hab ich meinen Blinddarm verloren, ich hatte eine Blinddarm-OP in diesem Lazarett da. Ich habe mich noch nie so wohl gefühlt in diesem kleinen schnuckeligen (JB lacht) – mit dem ganzen Ärzteteam, die ansonsten nichts zu tun haben, (JB lacht) waren sie auf einmal – der der Chirurg war total begeistert, endlich was zu tun, die Anästhesistin war begeistert, endlich was zu tun, ja? (JB: super) Ja. (1) Also- (1) (JB: ja, aber-) und a- (JB: ja? entschuldigung) und abends hat man sich dann in der Betreuungseinrichtung an der Bar gesehen und (1) na wie geht's, alles frisch? Ja, geht so, alles klar (zwei?). Ein irres Gefühl, ja (JB: Hm-m). Also (1) – JB: Auch nach der OP sozusagen?

WP: Ja, ja, genau, diese diese (JB: Nachbetreuung, kichert) dieser unglaubliche, dieser unglaubliche Gedanke, ja, wo Sie sonst – aus dem Krankenhaus werde ich entlassen, (1) aber da laufen ihnen die gleichen Leute, die – unter deren Messer Sie gelegen haben (JB lacht auf), die sitzen dann da abends da (1) es ist- also ei- eine- eine seltsame Stimmung, wie gesagt, ich möchte (1) überhaupt nichts auf die Kameraden kommen lassen, ja, das war also – es war kein Notfall, aber (1) ich hatte Schmerzen, er hat gesagt, wir gucken rein, ja, es war entzündet. Und es hätte – ja. (JB: ja, ist ja gut). Ja ja.“ (Interview Werner Petzold)

Das vertraute Miteinander schon im Rahmen der Untersuchung und der Operation erscheint Petzold geradezu absurd. Immer noch mit einem gewissen Unglauben und Amusement in der Stimme schildert er die außergewöhnliche Situation, derart freudig als Patient begrüßt und zugewandt-persönlich betreut zu werden. Zuhause in Deutschland, klingt da mit, wäre das anders gelaufen – zum einen hätte das Ärzteteam eher genug zu tun gehabt und in ihm als Patienten kaum eine willkommene

Abwechslung gesehen⁶⁸, zum anderen wäre man sich anschließend nicht auch noch in der Kneipe begegnet. Die Kamerad_innen nach dem operativen Eingriff abends beim Bier wiederzusehen, irritiert Petzold nachhaltig. „Unglaublich“ sei der Gedanke, den Menschen in einem solch vertraulichen/privaten Kontext wieder zu begegnen, die einen vorher operiert hätten. „Seltsam“ sei die Stimmung da gewesen. Womöglich ist Krankheit etwas so Persönliches (weil Körperlich-Intimes), dass die verwischten Grenzen zwischen privatem und beruflichem Raum an diesem Beispiel besonders auffallen.

Neben den positiven Effekten kann eine so große räumliche und soziale Nähe anstrengend sein. Die fehlende Privatsphäre, der nicht gegebene Rückzugsraum belasten viele, gerade auf Dauer. Ute Krämer meint, „man überschätzt sich, was das Aushalten der Lebensbedingungen angeht“. Sie vergleicht das Wohnen/Arbeiten in einer UN-Mission mit dem auf Ölplattformen/Bohrinseln: völlig isoliert, auf kleinstem Raum, ohne Ausweichmöglichkeit, immer mit denselben Leuten und das tagtäglich und ohne echte Pause. Gerade bei gemeinsamer Unterbringung ist die Nähe zu den Kolleginnen und Kollegen eine, die man sich nicht aussucht, sondern die der Einsatzkontext quasi automatisch mit sich bringt und die als solche nicht immer einfach ist. Auch weil man mit anderen schwierigen Bedingungen rechnet – zu viel und belastende Arbeit, Bedrohung durch kriegerische Gewalt, Isolation wegen ländlicher Strukturen, neigt man dazu, das Miteinander im Team zu unterschätzen, so Thomas Eben: „Ein (1) Knackpunkt, den man sich gar nicht so klarmacht, ist, (1) im Team zurecht zu kommen [...] immer nur ab 18 Uhr oder ab 17 Uhr in deiner, in deinem (räuspert sich) *Compound* bist, mit den anderen drei Gesichtern, die du jeden Tag siehst, (JB lacht) ob sie dir gefallen oder nicht.“ Während man sich zu Hause noch aussuchen kann, mit wem man die Zeit nach Feierabend verbringt und es eine gewisse Abwechslung und Mischung gibt, was die Personen betrifft, von denen man umgeben ist, kann man im Einsatz nicht einfach „nach Hause gehen“ (Thomas Eben), sondern muss irgendwie damit umgehen lernen. Die räumliche Nähe im Interventionsalltag fordert also deutlich mehr Frustrationstoleranz und soziale Kompetenz als das Leben zuhause.

Darüber hinaus entwickeln Intervenierende viele Strategien, um mit der Enge und Nähe und Grenzenlosigkeit umzugehen. Sie ziehen eigene Grenzen. Sie schaf-

68 Dass das Ärzteteam wenig zu tun hat und deshalb so alltägliche Eingriffe wie eine Blinddarm-OP vornimmt, kann offenbar auch kritisch gesehen werden, wie Petzolds Versicherung am Ende des Zitats andeutet, er wolle „überhaupt nichts auf die Kameraden kommen lassen“. Hier blitzt die Ambivalenz solcher groß angelegten, militärischen Einsätze auf: man hält zugleich die ganze Infrastruktur samt Ärzteteam bereit, was viel (Steuer-) Geld kostet, und freut sich zugleich, wenn es nicht gebraucht wird, weil keiner verwundet wird.

fen sich Rückzugsorte – die einen in einem eigenen Haus, das sie nur mit wenigen anderen, teils selbst ausgesuchten Kolleg_innen teilen, die anderen – weil sie an die Gruppenunterkunft gebunden sind, ziehen sich für bestimmte Zeit aufs „stille Örtchen“ zurück oder erklären das tägliche Duschen zum Entspannungsritual, währenddessen sie sich auf sich selbst konzentrieren können. Viele ziehen sich gedanklich aus ihrer Umgebung raus – lesen, gucken Filme, und bewegen sich so zumindest in ihrer Vorstellungskraft an anderen Orten. Wer kann und darf, tut das aber auch in *real life* und verlässt regelmäßig das Land. Je nach ‚Härte‘ des Einsatzortes gehören Erholungsaufenthalte außerhalb des Einsatzlandes für UN-Angehörige, EZ-Personal, Polizisten selbstverständlich dazu. So hatten Polizisten in Afghanistan alle zwei Monate eine Woche Urlaub („civilian time off“); „Die UN-Kollegen in Afghanistan z. B. die mussten alle sechs Wochen oder acht Wochen raus.“ Tatsächlich ist diese Auszeit keine Entscheidung der Mitarbeitenden. Sie haben die Pflicht, regelmäßig rauszugehen „to rest and recover“, also um zu ruhen und sich zu erholen. Da ist es doch bemerkenswert, dass Soldaten keine solche Auszeit haben. 24 Stunden Dienst, sieben Tage die Woche. Georg Wälder sagt, die Belastung sei groß, „weil man eigentlich nie aus dem d-d-Dampf rauskommt“. Dafür ist die „Stehzeit“ kürzer. Nimmt man die Erfahrung von Maria Ludwig in den Blick, braucht es interessanterweise aber nicht mal die gemeinsame Unterbringung, damit die Nähe zu den Kollegen irritierend groß wird. Sie hatte, wie alle ihre Kolleg_innen bei Gericht, im Kosovo eine eigene Wohnung und erzählt dennoch:

„Auf Dauer gibt das Lagerkoller, da muss man gegenarbeiten. [...]

JB: Weil man sonst sehr beschränkt ist auf den Kreis von Menschen, den man sieht.

ML: Ja, und das reibt sich dann. Also ich glaube, bei so einer Mission hat man mehr Ärger mit den Missionsmitgliedern als allen anderen draußen.“ (Interview Maria Ludwig)

Ganz unabhängig von gemeinsamer Unterbringung spricht Maria Ludwig von „Lagerkoller“ im Kollegenkreis, gegen den man aktiv angehen muss – schlechte, konflikthafte Stimmung, die vor allem deshalb entsteht und eskaliert, weil man zu dicht aufeinander hockt, sich nicht ausweichen kann und der offenbar auch entstehen kann, wenn man nur (viel) zusammen arbeitet. Hier deutet sich schon an, dass soziale Kontakte bei weitem nicht nur eine Frage der räumlichen Nähe sind.⁶⁹ Große räumliche Nähe kann aber noch mehr bedeuten als Lagerkoller und Frust. Das ständige Beisammensein kann auch bedeuten, dass die Gefahr von Bedrängnis und sexueller Belästigung deutlich höher steigt. Schließlich gibt es kaum Ausweichmöglichkeiten. Madlen erzählt:

69 Dazu mehr in Kapitel 6.2.

„Du kommst in so ein- in so eine Umgebung (JB: hm-m) und es sind halt eben einfach (1) de facto immer noch weniger Frauen als Männer (JB: hm-m) (1) und du wirst gemustert und ähm (1) ja, man versucht dich einfach abzuschleppen. (JB: hm-m, hm-m) Das ist ähm (2) das ist fast Standard. (JB: hm-m, hm-m) [...] manche Offerten sind einfach zu plump und zu scheinlich (JB kichert) und da musst du eben einfach als Frau eben zusammenhalten, ne? (JB: hm-m, hm-m, genau) Und Frauenabende haben und dich an an an Freundinnen orientieren, (JB: ja ja) so, weißt du? Oder dir von einer Freundin Unterstützung holen, wenn es wieder mal einer nicht kapiert? (JB: hm-m) Auch die- auch so eine Situation hatte ich. Also ähm da liegt die Dunkelziffer glaube ich in der UN höher, als man das glaubt.“ (Interview Madlen Schader)

Madlen drückt sich hier noch sehr vorsichtig aus, wenn sie davon spricht, dass eine Frau den „Offerten“ männlicher Kollegen kaum aus dem Weg gehen kann. Die räumliche Nähe zu den Kollegen, die wenigen Möglichkeiten für Distanz und Rückzugsraum bringen für manche Intervenierende tatsächlich Gefahren mit sich, besonders für Frauen. Denn „wenn es wieder mal einer nicht kapiert“, sei der offizielle Beschwerdeweg insofern beschwerlich, als viele Missionskollegen erstmal nach dem Verhalten und der Verantwortung der Frau fragen würden („also du bist diejenige welche, die diese Fragen beantwortet“). Vorsicht zum einen und Solidarität unter Frauen und gegenseitige Unterstützung zum anderen seien da die wirksame, vertrauensvolle Alternative.

Zusammengefasst lässt sich festhalten: Viele Intervenierende bewegen sich in einem klar abgegrenzten geografischen Raum. Häufig liegen Arbeiten und Wohnen, Büro und Unterkunft dicht beieinander, wenn nicht gleich auf demselben Grundstück bzw. im selben Gebäude. Das bewirkt, dass Grenzen zwischen Beruflichem und Privatem verwischen, was teilweise als sehr praktisch, teilweise als seltsam erlebt wird. Die große räumliche Nähe zu den Kolleg_innen hat aber oft auch einen starken Zusammenhalt und eine gemeinsame Identifikation zur Folge. Man fühlt sich einander nah und kann sich stärken, aufeinander achten. Zugleich ist große Toleranz und soziale Kompetenz gefragt, um diese Nähe auszuhalten und keinen Lagerkoller zu bekommen. Denn viele haben nur wenig Intimsphäre und müssen die feine Balance finden, sich auf diese Nähe einzulassen und andererseits an wesentlichen Grenzen festzuhalten bzw. sich ungewollter Nähe zu widersetzen.

5.3.2 Grenzenlos. Zeitempfinden im Interventionsalltag

Auch das Zeitempfinden von Intervenierenden ist von Grenzen und Grenzenlosigkeit geprägt. Da ist einerseits der klare Zeithorizont – bis auf langjährige Mitarbeitende in regulären EZ-Zusammenhängen haben alle Intervenierenden eine klare Vorstellung davon, wie lange sie vor Ort sein werden. Für die einen steht der Abrei-

setag bereits vor der Ankunft fest, andere wissen zumindest um ihre Vertragsdauer und damit ihre Aufenthaltsdauer. Und dieser Zeithorizont schwingt mit: „Da war schon klar, dass ich gehe“ sagt Maria Ludwig über eine Entscheidungssituation, in der sie einen Konflikt letztlich nicht eskalierte, weil sie wusste, dass sie bald abreisen würde. Andererseits haben viele das Gefühl einer grenzenlosen Zeit, eines Alltags, in dem bekannte zeitliche Grenzen verschwimmen oder nicht mehr greifbar sind. „Und täglich grüßt das Murmeltier“ nennt es einer der Soldaten; in meinen Worten „eigentlich ist kein Tag wie der andere, aber alle sind gleich“. Routine und ein fester Tagesablauf sind für viele Alltag. Auch wenn man sich auf Überraschungen oder Unberechenbarkeiten einstellen muss, kann sich eine gewisse Eintönigkeit einstellen.

Ganz wesentlich für das Zeitempfinden von Intervenerenden ist das Verhältnis von Arbeitszeit und Freizeit, genauer gesagt die Abwesenheit von echter Freizeit. Das lässt sich an verschiedenen Aspekten festmachen. Zum einen arbeitet die Intervenerende potenziell rund um die Uhr. Auf meine Frage, wo und mit wem sie ihre Freizeit verbracht habe, sagt Anna Goschen:

„Wir haben keine Freizeit (JB lacht auf). Muss ich ehrlich sagen [...] also man kann froh sein, wenn einer dann die Hälfte abarbeiten kann, aber Freizeit gibt es nicht viel. [...] Äh, selten. Selten. Meistens fällt man todmüde ins Bett abends und geht am nächsten Morgen wieder raus. Hat an einem Ort drei Tage (JB: Hm-m). Fährst dann zum nächsten Ort.“ (Interview Anna Goschen)

Viele möchten die Zeit vor Ort möglichst gut nutzen. Anstatt sich Zeit einzuräumen bzw. Zeit einzufordern, um Abstand von der Arbeit zu gewinnen, räumlich und emotional, steht der Job für viele im Mittelpunkt. Anna Goschens Schilderung ist typisch und das relativ berufsübergreifend. Jochen Pahlmann formuliert es so: „Der Tagesablauf hat sich nach dem gerichtet, was zu tun war. Und es war in der Regel immer relativ viel zu tun.“ Auch Anne-Meike Fechter (2012: 1392) stellt fest, dass „the split between home and office is much harder to maintain where most of the life of staff members centres round the job.“ Eine Grenze findet die Arbeit manchmal erst dann, wenn die äußeren Umstände es einfordern, so Michael Kubos:

„(Es) ging morgens um acht los (JB: hm-m) und je nachdem (1) endete ja nie, weil du dann in dein *Guesthouse* gefahren bist, E-Mail-Verkehr und Berichte schreiben, hast du ja trotzdem weitergemacht [...] um null Uhr, weil da der Generator ausging. (JB: hm) Und dann gab's keinen Strom mehr. (JB: hm-m) (2) Ja, und dann hätte man vielleicht noch am Laptop Berichte schreiben können, aber irgendwann ist auch Schluss.“ (Interview Michael Kubos)

Offenbar, und da ist er nicht der einzige, hat Michael regelmäßig das Gefühl gehabt, da geht noch mehr: Der Job „endet ja nie“. Der Job, der zu Hause möglicherweise

seine Grenze darin haben könnte, dass private Verpflichtungen wie Familie oder Freunde auf einen warten bzw. sich anderes als der berufliche Kontext zum Leben anbieten, findet im Interventionsalltag kein Ende. Anne-Meike Fechter (2012: 1392) führt dies für die von ihr untersuchten EZ-Mitarbeitenden auf eine Kombination aus persönlichem Pflichtgefühl und dem Wohnen in Übersee zurück, die „exceptionally close linkages between the personal and the professional for international aid workers“ zur Folge habe. Im Gegensatz zu *corporate expatriates* wollen sie das Leben anderer verbessern (eine nie endende, beseelende Aufgabe), im Gegensatz zu daheim arbeitenden NGO-Angestellten sind sie weit weg von Zuhause, von Familien-/Freundes-Netzwerken.

Schaut man genauer hin, ist die Frage nach der Freizeit insofern eine sehr zwiespältige Frage. Für viele ist es anstrengend, keinen Abstand von der Arbeit zu kriegen, keine echte Pause, keine echte Auszeit zu haben. Insofern wäre es gut für jede/n Einzelne/n, Abstand zu gewinnen. Aber offenbar ist es eine zwiespältige Sache. „Man kommt gedanklich nicht raus.“ vs. „Man will gedanklich nicht raus.“ Christopher Schiefer erzählt, dass er es schwierig fand, richtig Mittagessen zu gehen, weil der Tag dann so unterbrochen worden wäre. Lieber sei es ihm gewesen, nicht so rauszukommen aus der Arbeit und abends eine Pause zu machen. Da ist ein Film oder ein Buch abends vor dem Einschlafen das effiziente Mittel der Wahl, um runterzukommen und nochmal kurz den Kopf zu leeren. Vielen geht es so wie ihm oder Anna Goschen oben, dass sie quasi ihren Aufenthalt lang durcharbeiten und erst anschließend durchschnaufen. Das lese ich auch in der gemeinsamen Erzählung von Stefan und Ulrike, die von ihren Versuchen berichten, private Kontakte nicht nur zur afghanischen Dorfbevölkerung, sondern auch zu anderen „Ausländern“ zu knüpfen:

„U: Und dann gibt es auch Ausländer, die eben nur arbeiten und nicht in Afghanistan leben. Die sind ja dann immer weg, sobald sie frei haben. Und die haben auch kein Interesse gehabt. [...]

S: Also bei GTZ würde ich sagen, war es ungefähr vielleicht zwei Drittel, die halt nur gearbeitet haben dort. Und ein Drittel, die auch ein bisschen versucht haben in Afghanistan zu leben. Jetzt so grob. Mein Gefühl.

U: Ja und die haben auch kein Interesse dann. Wenn die viel arbeiten dann.

S: Die wollen dann abends nichts machen.

U: Die wollen dann raus aus dem Land.

S: Ich habe manchmal versucht welche einzuladen, die haben meistens dann gesagt „Das wird mir zu viel. Ich will jetzt mein Ding durchziehen und dann wieder nach Deutschland.“ (Interview Stefan und Ulrike Gelsen)

In Stefans und Ulrikes Verständnis ist es die überwiegende Mehrheit, in diesem Fall an GIZ-Mitarbeitenden, die sich in hohem Maße auf die Arbeit konzentrieren wol-

len und sich für anderes keine Zeit nehmen. Zum ‚Leben‘ würde deutlich mehr gehören als Arbeit, nämlich auch Kontakte zu knüpfen, in Beziehung zu treten, sich anders als in der beruflichen Rolle zu präsentieren. Statt darauf Energie zu verwenden wird die Aufgabe durchgezogen, mit Konzentration, Anstrengung und Kraft zum Ende gebracht. Die Zeit vor Ort ist nicht Teil des normalen Lebens, sondern Ausnahmezustand. Das wird auch im Interview mit Kurt Zehlen deutlich. Auf meine Frage, was er in seiner Freizeit gemacht habe, antwortet (auch) er:

„Sie haben keine Freizeit in dem Sinn. Also eigentlich arbeiten Sie rund um die Uhr, Sie sind immer da. [...] wenn Sie mit einer größeren Helfergruppe da sind, gibt es immer mal so Grüppchen, die Karten spielen, oder lesen oder Radio hören. [...] es gibt auch die Situation, dass man mal mit den Flüchtlingskindern Fußball spielt oder dass man einfach auch sich irgendwo hinsetzt und mit den Einheimischen was redet, also das ist eigentlich vielfältig. Aber so eine Arbeitsteilung wie wir das hier haben, acht Stunden arbeiten und dann Feierabend, das gibt es in der Regel nicht. Im Sudan haben wir mal versucht, einfach weil die Projekte vier Wochen liefen, [...] da ein Ausflugsprogramm zu machen. [...] aber da sind die Helfer meist nicht zu in der Lage, weil das zu anstrengend ist. Man ist da voll drin. Das sieht man auch an den Menschen, wenn man Fotos sieht [...] man ist da schon voll mit den Problemen beschäftigt.“ (Interview Kurt Zehlen)

Freizeit wäre etwas, wo man wirklich rauskommt und abschalten kann. Aber die THWler sind „immer da“, kommen nicht raus. Sie finden etwas Zerstreuung beim Kartenspielen oder lesen, aus ihrer professionellen Rolle bzw. dem professionellen Kontext lösen sie sich dabei nicht wirklich. Entsprechend ist die Aufnahmefähigkeit und -bereitschaft begrenzt. Zudem ist die Arbeit körperlich anstrengend und es ist viel zu tun. Selbst wenn man zwischendurch mal länger mit dem Auto unterwegs sei und anhalte, um eine Pause zu machen, schalte man nicht einfach ab, so Kurt Zehlen:

„Wenn Sie dann in so ein Haus kommen, und sehen ein Kind hat auf eine Tür mit Kreide Flugzeuge und schießende Menschen gemalt, dann haben Sie das zwar nicht selber erlebt, aber das Kind hat es ja erlebt, sonst wüsste es das nicht, dass es das gäbe und hätte es da auf die Tür gemalt. Und so gibt es schon so Wechselwirkungen, die einem ganz nahe gehen.“ (Interview Kurt Zehlen)

Die Gewalt, das Leid sind immer spürbar. Diese Grenzenlosigkeit der Arbeit, der Belastung wird auch im Gespräch mit Christopher Schiefer deutlich. Ich beharre mit meinen Formulierungen auf einer Art Arbeit/Freizeit und frage „Wann hört der Tag dann auf?“ Er seufzt und sagt:

„Wenn ich ehrlich bin, wenn ich in den Flieger steige. Wenn ich wieder nach Hause fliege. Man muss manchmal aufpassen, dass man kleine Freiräume sich hält, dass man mal fünf Minuten abschalten kann, ne Viertelstunde ist da schon viel, [...] vielleicht muss man sich irgendwann in der Woche auch mal zwingen zu sagen, jetzt lese ich nicht noch den Bericht, sondern jetzt höre ich mal fünf Minuten Fernsehen oder lese mal ein Buch oder schreibe mal einen Brief, aber richtig aufhören tut es nicht. Das kann auch sein, dass man nachts im Bett und eigentlich schon tief und fest schlummert und sich wundert, wer da gerade wieder am Bett ruckelt und wem einfällt, durch die verschlossene Tür zu kommen, bis man feststellt, der da ruckelt, der ruckelt im ganzen Lager, weil das ist ein Erdbeben. Super. Oder draußen knirscht oder knallt es wieder, weil irgendwelche Vollpfosten einfach so anfangen und Gerät über den Zaun schießen. Da ist man live drin, da kann man nicht sagen, dreh dich um und schlaf weiter. Das geht nicht. Da ist man drin. [...] es ist schwer zu vermitteln. Was viele auch nicht so ganz nachvollziehen können, was die Belastung ausmacht. Weil ich in dem Augenblick dort permanent unter einer gewissen Spannung stehe. Die erhöht sich noch in dem Augenblick, wo ich z. B. das Lager verlasse oder irgendwo hinfahre. Das muss nicht mal eine schlimme Operation sein, das reicht alleine, mich von A nach B zu bewegen, unbekanntes Terrain, wo ich nicht weiß, wie die Leute reagieren, weil man wird als Militär angesehen, Militär ist immer was Komisches, was Fremdartiges [...] dort lebt man als Soldat und wird als solcher wahrgenommen. Diese Wahrnehmung habe ich hier im Inland nicht.“ (Interview Christopher Schiefer)

Die Frage des Loslassens, des Entspannens, des Freimachens ist nicht nur eine der Arbeit. Es ist eine Mischung aus viel Arbeit, Sicherheitsbedrohungen, Sichtbarkeit, Unausweichbarkeit. In echter Freizeit kann man sich aussuchen, mit wem man zusammen ist – viele Intervenierende können das nicht (siehe oben). Das persönliche private Umfeld ist für die meisten nicht da – die Familie, die Freunde. Man kann eben nicht einfach nach Hause gehen. Außerdem ist man in „echter“ Freizeit nicht zwangsläufig mit genau denselben Leuten zusammen, mit denen man auch schon arbeitet – in der Intervention schon.

Die fehlende Freizeit macht sich für manch einen Intervenierenden an der Berufskleidung fest – ein Thema gerade für Soldatinnen und Soldaten. Denn in echter Freizeit trägt man keine Uniform, im Einsatz schon. So findet Werner Petzold meine Frage nach der Freizeit richtig schwierig, er ringt mit dem Wort, möchte es so nicht stehen lassen: „Es ist ja keine Freizeit im Sinne, weil Sie immer – immer wenn Sie den Container verlassen, haben Sie eine Uniform an.“ Diese Vorschrift sei auch auf die angespannte Sicherheitslage zurückzuführen. Während man zum Ende der Mission im Kosovo abends auch mal „zivil“ tragen durfte, sei das angesichts der ständigen Bedrohungssituation in Afghanistan undenkbar gewesen. Die Soldaten mussten ständig Uniform tragen, so Petzold, weil „jederzeit alles passieren“ konnte. Ich höre da raus: Sie sollten sich also auch geistig nicht mal für kurze Zeit auf Freizeit einstellen, sollten eben nicht ganz abschalten, nicht zum Privatmen-

schen werden, sondern immer in der beruflichen Rolle, dem beruflichen Modus verbleiben, um im Bedarfsfall innerhalb von Sekunden handlungsfähig zu sein. Sicherheit, bzw. die Fähigkeit, auf Unsicherheit und Bedrohung reagieren zu können, ist also auch eine Frage der inneren Haltung (weiter unten dazu mehr) – und die wiederum ist Äußerlichkeiten verbunden. Die Uniform markiert „keine Freizeit“. Zu ihr gehört auch die Pflicht, rund um die Uhr eine Waffe zu tragen, wie Georg Wälder erklärt:

„Und beim Militär ist das ganz einfach. (1) Ich kann Dienstschluss nicht haben, solange ich eine Waffe trage, denn die Waffe trage ich nur im Dienst. [...] Selbst wenn wir [in] unseren unsere unsere Schlafräum ging, die Waffe war immer gri- die Pistole war immer griffbereit. Und damit kann man eigentlich nicht [von] Dienstsclu- Dienstschluss sprechen, nicht?“ (Interview Georg Wälder)

Tatsächlich sprechen die Soldaten in unseren Gesprächen meist von „Dienstunterbrechung“ statt Dienstschluss. Zugleich klingen die Schilderungen des Camp-Alltags der „Drinnies“ doch relativ entspannt: Man kümmert sich um Büroarbeit und hat Besprechungen, aber nimmt sich auch mal Zeit für Sport, trinkt einen Kaffee oder abends ein Bier. Am einfachsten ist das noch für die, die in weniger verantwortlichen Positionen tätig sind, wie die Mannschaftsdienstgrade unter den Soldat_innen. Gerade angesichts des Dienstes rund um die Uhr sind solche Ruhephasen wichtig und notwendig, um bei klaren Sinnen zu bleiben.

Die einzigen, die in unseren Gesprächen richtig von „Freizeit“ sprechen, sind Brigitte Pohl sowie Stefan und Ulrike Gelsen, also die Menschen, die sich als Entwicklungshelfer verstehen und zusammen mit ihrer Familie für mehrere Jahre vor Ort leben. Die Familie macht einen immensen, wenn nicht den entscheidenden, Unterschied, bedeutet sie doch schlichtweg, dass sich Intervenierende aus ihrer professionellen Rolle und dem beruflichen Kontext herauslösen müssen und zugleich können, weil ihnen ein anderes Umfeld zu Verfügung steht. Sie sind aber auch diejenigen, die den Job in dem Wissen antreten, ganz vor Ort zu leben, nicht regelmäßig heimzukehren, und das auf mehrere Jahre. Insofern ist es nur vernünftig, sich andere Kontexte zu schaffen bzw. diese zuzulassen. Das mag schwerfallen, wie an den oben zitierten Fällen von Anne-Meike Fechter (2012) deutlich wird, aber es ist möglich. ... und sei es, weil man möglicherweise vorher um das Thema weiß und seinen Arbeitsvertrag entsprechend verhandelt – wie Simon während seiner Zeit in den Besetzten Gebieten:

„JB: Das heißt, dein Arbeitstag war irgendwann zu Ende?“

SR: Ja, erstaunlich früh. [...] deutsche Beamte, das war schon so, wie man sich das vorstellt-

JB: Die haben dann um 16.30 Uhr oder was den Stift fallen lassen?

SR: Genau. Ja nicht den Stift, es kam drauf an- [...] dadurch dass die immer mit so einem Konvoi zurückgefahren sind, ging es halt immer darum- und nicht alle Leute hatten einen Führerschein⁷⁰, es gab Leute, die mussten sich immer absprechen, wann sie dann fahren, aber der höhere Dienst, die hatten eine Pflichtarbeitszeit von 8,5 Stunden, die sind um 8 Uhr gekommen, da war dann um 16.30 Uhr Schluss. Und dann wurde u. U. die Vertretung auch abgeschlossen. Ich hatte keinen Schlüssel und musste dann raus. Das war ein hartes Schicksal. Es gab Leute, die zu Hause noch weitergearbeitet haben, aber dafür brauchte man einen speziellen Laptop mit einer speziellen Sicherung, den hatte ich nicht, deswegen war das wirklich sehr angenehm. [...] dann gab es Tropenarbeitszeiten, bis 16 Uhr bzw. Freitag bis 13 Uhr.“ (Interview Simon Roth)

Aus dem Kollegenkreis war Simon der einzige, der in den Besetzten Gebieten anstatt in Jerusalem wohnte. Und da das Büro zu einer bestimmten Zeit geschlossen wurde und er keinen Laptop zum Arbeiten besaß (bestimmt eine Mischung aus gesunder Distanz zur Arbeit, wenig verantwortlicher Position, amtlichen Vorschriften), hatte er eine klare Feierabendzeit und viele Möglichkeiten, sich zu entspannen: lesen, DVD gucken, Computer spielen, Leute treffen, Kulturveranstaltungen, Par-

70 Zuvor im Gespräch hatte Simon besondere Führerscheine für gepanzerte Fahrzeuge erwähnt. Ich frage nach, was die ausmacht und warum man sie braucht. Er erklärt: „SR: Das sind so Mercedes-Geländewagen, die auch die Bundeswehr hat. In so einer aufgepeppten Variante, Stahlplatten in den Türen und so. Ähm, und die sind halt einfach unglaublich schwer, durch das viele zusätzliche Gewicht und deswegen braucht man einen LKW-Führerschein dafür. [...] die wurden irgendwann mal angeschafft für Palästina, jetzt sind die halt immer noch da, ob man die jetzt wirklich braucht, ist eine Einschätzungsfrage. Als ich dann für die EU gearbeitet habe, sind wir meistens völlig ungepanzert gefahren, also das variiert dann auch. Bei mir war das bisschen komisch, weil ich tagsüber in diesen Dingen fahren musste und nach Dienstende in meinen klapprigen Golf gestiegen bin- JB: Das war dann okay. SR: Darauf hatten die halt keinen Zugriff. Die anderen durften das nicht [...] lange Zeit durften die anderen abends gar nicht offiziell reinfahren – das hat sich dann irgendwann mal geändert, nachdem es mehrere Leute gemacht habe und es bisschen Streit gab, aber ja, die Gefährdung, die einzige Gefährdung, die es in Palästina für Ausländer gibt, ist so zwischen die Fronten zu geraten aus Versehen. Und das ist meistens an so einem Checkpoint, weil es da Zusammenstöße gibt, da könnte man was abbekommen [...] die andere Gefährdung ist, dass dich irgendein Palästinenser für einen Israeli hält, die Autos haben unterschiedliche Nummernschilder, und es gibt immer mal Jugendliche, die Steine auf Autos schmeißen oder auch mal einen Molotov-Cocktail, und dass du dann aus Versehen getroffen wirst- JB: Weil sie das Autokennzeichen nicht erkennen oder nicht sehen- SR: Genau, und dann denken, ah, das sind Israelis.“ (Interview Simon Roth)

tys. Im Interventionsalltag selbst ist es also beinahe unmöglich, die Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit, privater Zeit aufrecht zu erhalten. Durch die beschriebene Arbeits- und Wohnsituation (bezogen auf die Mehrheit der Interviewten, die nicht ihren ganzen Lebensmittelpunkt, die Familie, ins Einsatzgebiet verlegt haben) greift die jeweilige Arbeit quasi zwangsläufig auf die Freizeit über, überlagert und verhindert sie in manchen Fällen sogar. Als wie belastend diese Situation empfunden wird, hängt maßgeblich von der Haltung zur Tätigkeit ab – ob der Einzelne sich keine Freiräume schaffen kann, oder ob er es gar nicht will.

5.3.3 Zusammenfassung: Raum und Zeit im Interventionsalltag

Der Mobilität von Intervenierenden sind je nach Arbeit-/Auftraggeber und Einsatzort enge Grenzen gesetzt, sie sind auf klar definierte geografische Räume beschränkt. Zugleich verschwimmen die Grenzen innerhalb dieser Räume, da Rückzugsmöglichkeiten und Privatsphäre oft in deutlich eingeschränkterem Maße zur Verfügung stehen als zu Hause. Ähnlich ist es beim Zeitempfinden: Der für viele klar und von vornherein begrenzten Aufenthaltsdauer steht die grenzenlose Zeiteinteilung im Interventionsalltag gegenüber, der kaum Freizeit kennt und auch damit der beruflichen Rolle absoluten Vorrang einräumt. Mit Grenzenlosigkeit ist also nicht Freiheit gemeint, sondern mangelnder Rückzugsraum, mangelnde Privatheit, mangelnder Ausgleich. Diese eingeschränkte Privatsphäre und auch die Tatsache, dass beinahe alle Sozialkontakte auf Kolleg_innen beschränkt sind, stellen große Herausforderungen dar. Wenn die gewohnten Grenzziehungen zwischen Arbeit und Freizeit, zwischen Kollegen und Freunden, zwischen der eigenen Person und der Gruppe verschwimmen, kann der Alltag in der Interventionssituation problematisch werden.

Ich habe argumentiert, dass sich diese Grenzenlosigkeit im Interventionsalltag dann aushalten lässt, wenn der Aufenthalt zeitlich befristet ist und Intervenierende sich auf andere Weise Freiheit und Distanz verschaffen. Hinzu kommt, dass Grenzenlosigkeit in Bezug auf Arbeit und Beruf, sprich die Abwesenheit von Freizeit auch eine Funktion erfüllt, nämlich den Schutz der eigenen Privatperson und die Wahrung von Distanz zur Interventionssituation. Letztlich sind die räumlichen und zeitlichen Grenzen nicht absolut oder ultimativ. Sie prägen den Interventionsalltag und mögen insofern selten überwunden werden. Am Ende aber handelt es sich für die meisten Intervenierenden um eine Ausnahmesituation, der man den Rücken kehren kann. Am Ende können Intervenierende – im Gegensatz zu den Bewohner_innen vor Ort – immer gehen, wenn auch manchmal zu spät oder nicht ohne Aufwand.

5.4 „MAN SIEHT SO VIEL.“ BELASTENDE EINDRÜCKE UND DER UMGANG DAMIT

Zu den wesentlichen Merkmalen der Interventionssituation und der Interventionserfahrung gehören vielfältige, nachdrückliche, schwer greifbare, oft belastende Sinesindrücke. „Man sieht so viel“, drückt es Andreas Fechtner aus. Es sind sinnliche Eindrücke, die sich nur bedingt steuern lassen. Selbst wenn man wie Andreas und sein Team im *Compound* wohnt, auf einem eigenen Grundstück und von hohen Mauern umgeben, kann der Alltag drum herum immer noch voller Eindrücke sein. Es sind nachdrückliche Eindrücke, die oft bleiben, sich körperlich einschreiben. Es sind schwer greifbare Eindrücke, für die sich nur schwer Worte finden lassen, insbesondere gegenüber denjenigen, die zu Hause geblieben sind. Und es sind belastende Eindrücke, die aufs Gemüt drücken und verarbeitet werden wollen.

Im Laufe dieses Kapitels werde ich zunächst skizzieren, um welche Art von Eindrücken es geht, was an diesen schwierig ist und inwiefern Intervenierende unterschiedliche Erfahrungen machen (5.4.1). Anschließend gehe ich auf die sinnliche, körperliche Dimension dieser Eindrücke ein und welche körperlichen Reaktionen und Antworten auf diese schwierigen Erlebnisse entwickelt werden (5.4.2). Der dritte und letzte Teil ist der Frage gewidmet, mit wem derartige Erfahrungen geteilt werden können und was für Schwierigkeiten darin liegen, wenn sie als „nicht erzählbar“ gelten (5.4.3).

5.4.1 Wer sieht wann was?

Alle Intervenierenden sind während ihres Aufenthalts mit schlimmen menschlichen Wirklichkeiten konfrontiert. In fast allen Gesprächen fallen Bemerkungen oder kommen Erzählungen zu Leid, Elend, Gewalt, Armut, schweren Lebensbedingungen, Hilfslosigkeit oder Trauma. Nicht alle sehen dasselbe – die einen dies, die anderen das, die einen mehr, die anderen weniger, je nach Arbeitsfeld, Wohnsituation und Bewegungsräumen, Kontaktmöglichkeiten zur örtlichen Bevölkerung, usw. Aber jede und jeder hat ihre bzw. seine Erfahrungen.

Peter Leibhart deutet an, dass er Gewalt beobachtet und Drohungen selbst erlebt hat: „Ich sehe, sehe sehr viele Dinge, die ich eigentlich gar nicht, äh, in einem normalen Leben gar nicht gesehen hätte.“ Er erzählt explizit von den schlechten Entwicklungschancen körperlich behinderter Kinder und der Ungerechtigkeit, die er angesichts dessen empfindet. Die von mir interviewten Soldaten sprechen von traumatisierten Kriegsflüchtlingen in Bosnien-Herzegowina, Verletzten und Kranken vor dem Tor der Bundeswehr camps oder arbeitenden, dürrftig angezogenen Kindern auf der Straße in Afghanistan. Madlen spricht von den schlechten hygienischen Lebensbedingungen von Gefangenen und dem geringen Wert eines Men-

schenlebens. Georg Wälder fasst zusammen: „Es ist kein Urlaub – es ist in einer Region – ein ein ein ein eine eine Umgebung, die ist einfach vonnn – für uns, ja, kaum vorstellbar, nicht?“ Manches Gesehene, Wahrgenommene lässt sich ausblenden, manches nicht, wie Michael Kubos von seinen Erfahrungen in Afghanistan erzählt:

„Was dieses Land ja auch auszeichnet, wirklich diese diese Gastfreundschaft, wie gesagt die geben ihr letztes Hemd an den Gast, (räuspert sich) das war sehr – immer sehr sehr angenehm. Also ich hab- (2) Gut. Ähm, (4) äh ja nicht gut. (1) Ist halt anders, ja? Ist ja nicht alles Friede, Freude, Eierkuchen, aber was mich mich persönlich als Westeuropäer als als Deutscher als als [Michael Kubos] halt wirklich ähmm berührt hat immer und mitgenommen hat, die Armut, ja, aber das hat der Kollege zum Beispiel auch schon gesagt, äh, da muss man abschalten, weil wenn man das nicht abschalten kann, dann geht man da zu Grunde, ähm das konnte ich schon ganz gut. (1) Nicht das es mir egal war, aber man muss es einfach ausblenden können, ja? Aber was mich- was ich nie ausblenden konnte ist ähmm sag ich mal der Umgang oder wie die Frauen dort behandelt werden, wie sie da auf aufgewachsen- aufwachsen.“ (Interview Michael Kubos)

Es gab einiges, was ihn in Afghanistan herausforderte, was ihn berührte und mitnahm und wovon er sich daraufhin distanzierte, indem er sich quasi maschinengleich „abschaltete“ und Gedanken und Gefühle beiseiteschob. Das gelang ihm bei der offensichtlichen Armut und den schweren Lebensbedingungen, aber nicht bezüglich des Umgangs mit Frauen, den er beobachtete. Was er damit an dieser Stelle nicht explizit in einen Zusammenhang bringt, was ich aber hier gleich mitdenke, ist die Tatsache, dass er Vater einer Tochter ist. Womöglich ist es ähnlich wie bei Kurt Zehlen, der gerade die Situationen schwerer auszuhalten fand, in denen er sich mit den Leidenden identifizieren konnte. Thomas Eben, nach dem Erdbeben 2011 für mehrere Monate als humanitärer Helfer in Haiti, sagt, er habe so viel Tod irgendwann nicht mehr aushalten können. Auch wenn es gedauert habe, bis ihm klargeworden sei, dass er überfordert war:

„Mit irgendwelchen Widrigkeiten muss, muss man sich immer irgendwie herumschlagen, die, die es hier so nicht gibt, (1) aber da waren halt einfach mal die Straßen verschüttet, man kam nicht durch, kei- keine Infrastruktur, das haben unsere Logistiker (lacht leicht) wirklich gut gemacht da, ne? Und dann eben sehr sehr viele (1) äh ja, Tote, Verletzte, Verwesungsgeruch, und auch alle, die da waren, alle, die da waren, waren ja, wenn sie selber nicht verletzt waren, hatten sie Tote und und Schwerverletzte in ihrem Freundes- und Verwandtenkreis zu beklagen und zwar mehrere. Und alle. Und so eine Traumasituation (2) ich glaube, die ist dann auch schon mal besonders knifflig. Also sonst (1) gibt es das auch, aber nicht sooo (1) hart. Und dann gab’s – also dann war ich auch etwas vulnerabler für – wenn organisatorische

Schwächen auftraten da, nicht jetzt äh nicht ruhig bleiben zu können und äh (1) deswegen wahrscheinlich.“ (Interview Thomas Eben)

Es gibt Schwierigkeiten, die immer auftreten und die zu meistern sind. Auch der Anblick von Toten und Verletzten wäre grundsätzlich auszuhalten, lese ich hier heraus. In Haiti aber konnte Thomas den Toten aus mehreren Gründen nicht mehr ausweichen – zum einen waren es so viele, dass jeder Mensch, mit dem er zu tun hatte, irgendwie betroffen war. Viele um ihn herum waren schwer traumatisiert. Zum anderen gibt es keine Möglichkeit, die Nase vor dem Verwesungsgeruch zu verschließen, man ist ihm einfach ausgesetzt. Thomas ist schließlich von einem Tag auf den anderen ausgereist, weil er merkte, dass er es nicht einen Tag länger aushalten würde. Er war so belastet, dass er mit den beruflichen Anforderungen an sich nicht mehr umgehen konnte. Mit den Worten von Georg Wälder: „Irgendwann ist der Mülleimer voll.“ Neben dem ‚Offensichtlichen‘ ist es das weniger offensichtliche Leid, die indirekte Gewalt, die starke Eindrücke bei Intervenierenden hinterlassen kann. So erzählt Kurt Zehlen: „Was Sie sehen – Sie sehen die Frauen kommen, Sie sehen die Männer nicht kommen, dass die Soldaten ins Feld fahren und wieder zurückkommen [...] wenn die Frauen vom LKW absteigen und haben nichts mehr. Die Kinder und was sie am Leib haben.“ In Zehlen's Erzählung klingt an, dass das Entscheidende nicht immer das ist, was wir sehen, sondern das, was man sich zwischen dem Offensichtlichen denken kann.⁷¹ Einen Tag nach einem Massaker 1995 sei er mit der UN-Mission durch ein bosnisches Dorf gefahren, so Kurt Zehlen,

„da waren die Leichen zwar weggeräumt, aber da war alles noch blutverschmiert [...] es gibt so Bilder, die gehen einem nicht aus dem Kopf. Sie gucken in ein Haus rein und sehen, da ist der Tisch gedeckt. Oder die Spielsachen rumliegen. Oder die Schweine liefen draußen im Freien rum. Oder die Kühe hatten ihre Probleme, weil sie nicht gemolken wurden. [...] Da war das real, das war schon sehr heftig. Das hängt noch nach, das geht auch nicht mehr raus, ne? Das bleibt.“ (Interview Kurt Zehlen)

Zwanzig Jahre ist diese Situation her und doch ist Zehlen im Gespräch anzumerken, dass er die Schwere, das Unfassbare weiterhin deutlich spürt, auch wenn er nicht direkt Zeuge der Gewalt wurde. In der hier geschilderten Situation waren es vor allem die Alltäglichkeit, die Vergleichbarkeit zu seinem eigenen Zuhause, die ihn ergrif-

71 In der Comichtheorie spricht man von der „magischen Lücke“ zwischen den einzelnen Bildern, die die Leserin zwingt, den erzählerischen Abstand zwischen diesen mit der eigenen Fantasie zu schließen und sie so zur Mit-Erzählerin macht. Es ist dieses unfreiwillige Mitwirken und damit Eintauchen in die Geschichte, auf dem die Erzähkraft von Comics und anderen Bildergeschichten beruht; siehe auch Bake/Zöhrer 2017: 84.

fen und nicht loslassen. So ein Eindruck „geht nicht mehr raus“, nein, „der bleibt“. Im Vergleich dazu wären ihm andere Erlebnisse nicht so nahgegangen, da sei er nüchterner geblieben, überlegt er – sei es, weil Afrika oder Asien sich (wegen der anderen Landschaften, der anderen Hautfarben?) „vielleicht exotischer“ anfühlten, oder manche Situation so extrem war (aufgedunsene Leichen, aufgereiht am Straßenrand), dass er sie nicht mit sich und seinem eigenen Leben verband.

Nicht immer kommen diese Eindrücke im Gespräch konkret zur Sprache. Oft bleibt es vage oder indirekt. Andreas Fechtner führt seine Bemerkung „Man sieht so viel“ in unserem Gespräch nicht weiter aus und ich frage nicht nach, was „so viel“ bedeutet. An anderer Stelle spricht er von den vielen Kindern in den Flüchtlingscamps, von Menschen, die nur mehr das besitzen, was sie tragen können. Meint er das mit „so viel“? Seine Formulierung weckt bei mir die Assoziation eines bleibenden Eindrucks, einer Art Masse insofern als das Gesehene schwer wiegt. In seinem „so viel“ schwingt unglaublich viel mit. Denn dieses Sehen ist kein flüchtiger Akt, keine punktuelle Sinneswahrnehmung, die im nächsten Moment wieder vergessen ist. Das, was man da sieht, was man wahrnimmt, das bleibt, das bewegt, das belastet.

Zweimal werde ich gefragt, ob meine Arbeit sich auch mit Traumata von Interventionierenden auseinandersetzen würde und auf meine Rückfrage wird mit leisem Nachdruck konstatiert, dass das so ein wichtiges Thema sei. Und während es einerseits schwierig zu sein scheint, derlei Eindrücke in Worte zu fassen, erinnere ich mich andererseits an einen fast absurd anmutenden Wortwechsel auf einer Konferenz, bei dem verschiedene Menschen mit Interventionserfahrung in einer Plenumsdiskussion sich gegenseitig nahezu hochschaukelten, wer in welchem Land die schlimmeren Verhältnisse beobachtet hatte: „die Gefangenen waren viel zu beengt untergebracht“, „die Gefangenen hatten nicht mal Betten“ – „Betten? Sie mussten sich im Schichtwechsel einen Schlafplatz aus Stroh teilen“ – „Zwei Schichten? Drei waren es!“ (Feldnotizen Loccum 2014). Fast eine Art Wettbewerb schien es zu sein. Wer hat „mehr“ gesehen, wer hat Schlimmeres erlebt? Ich unterstelle, dass dieser „Wettbewerb“ weniger dem persönlichen Narzissmus der Beteiligten geschuldet war, als vielmehr dem (unbewussten) Willen, die Eindrücklichkeit des jeweils Gesehenen zu unterstreichen. Für jede/n der Beteiligten galt es, kommuniziert und verstanden zu wissen: Es war schlimm. Nein, vielmehr noch: Es hätte schlimmer nicht sein können.

Was genau aber ist an diesen Eindrücken so schwierig, so belastend? Neben der menschlichen Anteilnahme ist es für viele der Gedanke oder auch das Wissen, so wenig tun zu können. Sei es, weil es nicht in ihrer Macht liegt, weil es so viel ist/so viele sind, weil es komplex ist. Das muss man erstmal aushalten können. Christopher Schiefer schildert:

„Der kleine Junge in Sandalen, der bei so viel Schnee neben einem steht, und man selber in eine dicke Jacke eingemummelt ist, dann darf ich nicht hingehen und die großen *Boots* rausholen und sagen, hier komm, oder nimm meine. Nee, er kennt es so, ist auch nicht weiter schlimm. [...] sonst kommen zehn andere und wollen auch eine, oder verprügeln den einen...“ (Interview Christopher Schiefer)

Eigentlich wäre seine spontane Reaktion, dem kleinen Jungen zu helfen, seine warme Jacke zu teilen und auch die Winterstiefel rauszuholen, um ihn nicht mehr frieren zu sehen, um die offensichtliche, spürbare Ungleichheit auszugleichen und das Gefühl der Ungerechtigkeit irgendwie anzugehen. Dieser Intuition „darf“ er nicht nachgeben; er hat gelernt/gesagt bekommen, dass eine solche Aktion allerlei nicht intendierte Folgen haben könnte und dem Jungen am Ende möglicherweise gar nicht geholfen ist. „Helfen will gelernt sein“ sei ein Spruch, den er sehr passend finde, so Schiefer. Darin steckt nach meiner Lesart ein großes Maß an Anerkennung für die Professionalität in der Not- und Entwicklungshilfe – was einem unter Soldat_innen nicht selten begegnet.

Schwer auszuhalten bleiben die beobachteten Ungerechtigkeiten und die Hilflosigkeit dennoch. Tim Lange, der im Rahmen seines CIMIC-Auftrags mit lokalen Dorfvorstehern und in irgendeiner Form „Mächtigen“ Kontakt hielt, sah sich teilweise an seine Grenzen gekommen. Von einem Milizenführer sei bekannt gewesen, dass er sich immer wieder kleine Kinder aus den Dörfern kommen ließ und diese missbrauchte, was die Eltern und die restliche Dorfgemeinschaft aus Angst vor Schlimmerem duldeten. Trotzdem musste Lange mit dem Mann dieselben Gespräche führen wie mit den anderen: „Der grinst einen da an, ja wir arbeiten so gern mit euch zusammen – ja, du Wichser, ey! Ja, man weiß ganz genau, du vergewaltigst kleine Jungs und kleine Mädchen. (3)“ Und selbst wenn man manchmal etwas tun kann, bleibt das Gefühl möglicherweise zwiespältig, wie Ute Krämer aus ihrer Zeit bei einer internationalen Nothilfe-Organisation erinnert:

„Es gibt 75.000 Leute in dem Lager und wenn du nicht gerade da hinkommst und denen was zu essen gibst, dann wären diese Leute alle tot. Um es krass auszudrücken. [...] ich habe dazu beigetragen, dass diese Leute leben. Auf der anderen Seite ist es unbefriedigend, weil du weißt, hier die überleben jetzt nochmal fünf Monate und dann haben sie die gleichen Probleme wie vorher.“ (Interview Ute Krämer)

Was sie angetrieben und motiviert habe, seien die Einzelschicksale: der Assistent, dem man ein Stipendium verschafft hat, ein kleiner Junge, den man in eine Spezialklinik bringen kann: „Die geben unglaublich viel Kraft.“

Und schließlich stellt sich für mich die Frage, wer wann etwas wahrnimmt. So hat Wahrnehmung natürlich etwas mit räumlicher Nähe zu tun. Wer sich während seines gesamten Aufenthalts ausschließlich im eigenen *Camp* aufhält, kriegt im

Zweifelsfall deutlich seltener etwas von „dort draußen“ mit als andere. Wer im Wohnviertel unter Einheimischen wohnt, sieht mehr bzw. anderes, als jemand, der im *Compound* hinter hohen Mauern lebt. Aber sonst – sind Intervenierende diesen sinnlichen Wahrnehmungen wie anderen körperlichen Funktionen einfach „ausgesetzt“? Oder bedarf es auch eines Bewusstseins? Andreas Fechtner, der ein paar Jahre nach Ende des Bürgerkrieges für kurze Zeit in Bosnien war, meint, er hätte keinerlei Erinnerung an Kriegsfolgen. Für das politische große Ganze habe er keinen Blick gehabt, er war auf Abenteuer gepolt, das Schild mit der durchgestrichenen Waffe in der Disko fand er aufregend und exotisch, aber keinen Anlass zur Sorge oder für weitere Gedanken. Da sei nichts gewesen, was für ihn auf den gewesenen Krieg hingedeutet habe. Auch Lutz antwortet auf meine Frage, was den Alltag im Kosovo während seiner Zeit bei der Polizeimission Anfang der 2000er Jahre im Vergleich zu Zuhause ausgemacht habe, es sei „eigentlich ein Tagesablauf, (1) der hier auch sein könnte“. Er hatte seine Wohnung, sein Auto, seinen Job, seine Kollegen, seinen Feierabend. Und trotzdem war für Lutz eindeutig, dass er sich in einem Nachkriegsgebiet aufhielt. Denn selbst wenn keine Gewalt mehr drohte und Intervenierende und Intervenierte sich ohne große Einschränkungen bewegen konnten, war der Krieg für ihn teilweise noch deutlich zu spüren. Menschen mit körperlichen Folgeschäden (ein fehlender Arm, ein fehlendes Bein) seien da nur das Offensichtliche gewesen.⁷² Das Offensichtliche, das an jemandem aber auch eindrucklos vorbeigehen kann, wie Fechtner's Beispiel zeigt.

Mit zunehmender Erfahrung und Vertrautheit mit der Situation schärft sich die Wahrnehmung: „Je öfter man da ist bzw. je öfter man etwas erlebt, desto mehr nimmt man wahr. Weil alles, was anfangs fremd ist, vertrauter wird und die Sinne, der Kopf für andere Details offen ist.“, so Tim Lange. Für aufmerksame Beobachter_innen werden selbst in kleinen Details Folgen eines gewaltsamen Konflikts sichtbar, wie Lutz' Erzählung deutlich macht:

„Ich habe also gerade in Bosnien festgestellt, dass die Leute nach Feierabend ab 18 Uhr (1) strömen die raus, gehen spazieren. (JB: hm-m) Und genießen also ihre Freiheit. Also die sind wirklich ganz extrem auf (1) auf Freiheit eingestellt.

JB: Im Sinne von – draußen sein?

LS: Drauß- bewegen (JB: oder im Sinne von-), gehen. Ähm, wir haben es immer *Catwalk* genannt, (JB: hm-m) weil die wirklich – die sind in der Fuß- also die die Straßen in der Innen-

72 Mal deutlich ausgesprochen, mal an expliziter Nicht-Kommunikation und Feindseligkeit abzulesen und insofern unmissverständlich, wenn nicht zu sehen, dann mindestens zu spüren seien im Falle Bosnien-Herzegowinas und des Kosovo die Spannungen zwischen den Bevölkerungsgruppen gewesen. Das erzählt neben Lutz auch Maria Ludwig aus ihrer Zeit in der EULEX-Mission im Kosovo.

stadt in Bosnien sind [...] ab 18 Uhr sind die dicht. (JB: hm-m) Werden dichtgemacht, dann ist da kein Fahrzeugverkehr mehr (JB: hm-m) und dann ist das eine Fußgängerzone. (JB: hm-m) Und das geht wie ein Schalter an (JB: hm-m) (1) ist die Straße bevölkert mit Menschen. (JB: hm-m) Und die gehen rauf und runter. Manche setzen sich auch hin und essen und trinken was, (JB: hm-m) aber die meisten gehen rauf und runter und gehen rauf und runter, rauf und unter und irgendwann gehen die nach Hause. [...] Ähm ganz komisch. (1) Kann ich nicht – also, dieses- (JB: hm-m) wird aber, (JB: ja) dieses Phänomen wird aber glaube ich beschrieben allein durch diese Belagerungszeiten, wo die also einfach in einem Keller gegessen haben (JB: hm-m) und gewartet, dass es vorbei ist.“ (Interview Lutz Säger)

Wer sich in seinem Umfeld frei bewegen kann, wer nach Feierabend selbst im Café sitzen und Passanten beobachten kann, der sieht mehr. Wer als Intervenierender aufmerksam ist, der sieht auch vieles von dem, was möglicherweise dem ersten Blick verborgen bleibt und einen zweiten Blick braucht.⁷³ Wer eng mit Einheimischen zusammenarbeitet, wer in seiner Freizeit Kontakte knüpft, bekommt mehr zu spüren, zu hören und zu sehen.

5.4.2 Die sinnliche, körperliche Dimension belastender Eindrücke

Faszinierend finde ich die körperliche Dimension dieser belastenden Eindrücke. Sehen und Riechen sind nicht bewusst steuerbare, körperliche Aktivitäten. Was Andreas mit „man sieht so viel“ zusammenfasst, betrifft auch alle anderen Sinne. Das Bild, das im Kopf entsteht, wenn Intervenierende von ihren Erfahrungen erzählen, setzt sich aus so vielem zusammen: aus Gerüchen (der oben erwähnte Verwesungsgeruch), aus Geräuschen (einschlagende Raketen, Schüsse), aus dem Spüren (45 Grad im Schatten an, Wüstenwind auf der Haut?). Auch weil es sich um sinnliche Eindrücke handelt, gibt es kaum Pausen. Denn man ist ja immer da in der Umgebung. Kurt Zehlen meint: „Man geht auf den Markt und sieht Leprakranke, man geht ins Krankenhaus und sieht geschwächte Kinder sterben.“⁷⁴ Zusätzlich zu den ständigen, körperlichen, erst mal unreflektierten Eindrücken schildert Madlen, dass ihr Kopf nahezu automatisch anfängt allerlei Gedanken abzuspulen:

73 Wiederum negativ gewendet: Wer viel sehen will, der sieht auch viel. Wer Armut und Leid erwartet, sieht eventuell auch eher Armut und Leid als Freude und Tatkraft.

74 Kaum Pausen und ohne Ende? Teresa Koloma Beck weist am Beispiel von Bürgerkriegen darauf hin, dass Gewalt und länger andauernde bewaffnete Konflikte „leibliche Strukturen nachhaltig prägen und so ein leibliches Gedächtnis des Krieges erzeugen“ (Koloma Beck 2016).

„Oh Gott diese Frage, kriege ich diese Bilder jemals wieder aus dem Kopf? (JB: hm-m, hm-m) Ähm geht das jetzt alles hier normal weiter und was heißt eigentlich normal (JB: hm-m) und kann ich mich jemals wieder darauf einstellen, in Deutschland problemlos zu leben zu arbeiten – also all das, (JB: hm-m, hm-m) was dir innerhalb von Bruchteilen von Sekunden oder auch über Monate hinweg durch den Kopf geht.“ (Interview Madlen Schader)

Einerseits geht es schnell: „innerhalb von Bruchteilen von Sekunden“ gehen ihr Fragen und Gedanken durch den Kopf – kein willentlich herbeigeführter, lang reflektierter Prozess, sondern fast ein Automatismus, in meinem Sinne eine körperliche, unterbewusste Reaktion. Andererseits scheint es, als setzten sich die Eindrücke, die man gewinnt, in einem fest und arbeiteten dort, in diesem Inneren weiter. Sie scheinen im wörtlichen Sinne ‚Eindrücke‘ zu hinterlassen, die die Betrachterin nicht spurlos, unberührt zurücklassen, sondern prägen, einen sichtbaren Stempel in ihr hinterlassen („Ich war hier“).

5.4.3 Distanz, (körperliche) Nähe und andere Strategien im Umgang mit Belastungen

Das Sinnliche, die Körperlichkeit der Erfahrung spiegelt sich in verschiedenen Arten wider, wie Intervenierende mit ihren Eindrücken umgehen. Eine häufige, für viele zumindest zeitweise funktionierende Umgangsweise sind (bewusste und unbewusste) Distanz und Ignoranz und so das Leugnen der eigenen körperlichen Signale. Auf die Frage einer Kollegin, ob er keine Angst habe, antwortet Tim Lange betont locker: „Ich bin noch nicht dran. Ich hab Urlaub gebucht, nach Ägypten, da kriege ich Ärger mit meiner Frau, wenn ich nicht nach Hause komme.“ Auch Christopher Schiefer meint, er habe gewisse Sachen nicht zu sehr an sich ranlassen dürfen, um nicht zu involviert zu sein und die eigene Handlungsfähigkeit nicht zu gefährden, auch wenn das einen Preis kostet. Auf meine Frage, wann es ihm während des Einsatzes richtig gut ging, überlegt er laut, dass es ihm eigentlich erst richtig gut ging, als er und alle anderen wieder zu Hause waren. Vor Ort sei es nie so richtig toll gewesen:

„So dick die Emotionalität lässt man da gar nicht an sich ran, weil das würde auch im Umkehrschluss ähm bedeuten, dass was ich im Positiven empfinde, das würde ich auch im Negativen empfinden [...] wenn ich da ein zu großes Spannungsfeld habe, dann werde ich mich zu schnell persönlich einbinden lassen. Und das wird mir nicht weiterhelfen. [...] den Rettungssanitäter, der da aus jedem Einsatz irgendwelche Dinge mitnimmt, den können Sie nach ein, zwei Jahren – der ist fertig. [...] Der bricht mit sich und der Welt auseinander.“ (Interview Tim Lange)

Auch Peter Leibhart plädiert für eine gewisse emotionale Distanz:

„Natürlich empfindet jeder irgendwelche Gefühle und denkt, was eine Katastrophe (JB: Ja), aber es kommt eben darauf an, wie nah lasse ich das an mein Herz, an meinen Bauch (JB: Hm-m), an, an mich heran, äh, um da die nötige Distanz zu haben. Wer *das* nicht schafft, wer das nicht – wer nicht in der Lage ist, hier eine Grenze, bis hierhin (JB: Hm-m), bis hierhin lasse ich es an mich ran, aber nicht weiter. Wer diese Grenze nicht aufbauen kann, ja, der geht früher oder später nach Hause (JB: Ja).“ (Interview Peter Leibhart)

Eine andere Form, Distanz zu schaffen und den Sinneseindrücken zu entkommen, ist schlicht, wegzufahren, und zwar weit weg. Auch dafür dienen die bei vielen vorgeschriebenen Auszeiten, ganz offiziell nicht zufällig bezeichnet als „*rest and recreation*“. Denn irgendwann wird es einfach zu viel und man muss Abstand gewinnen, räumliche Distanz als notwendige, wenn auch nicht hinreichende Voraussetzung für emotionale Distanz herstellen. Eine andere, wahrscheinlich langfristig gesündere Möglichkeit, sich (zwischenzeitlich? kurzzeitig?) von diesen sehr starken Eindrücken zu befreien, ist eine andere starke Sinneserfahrung. Als Andreas Fechtner und ich über seinen Tagesablauf als Nothilfe-Koordinator in einem ostafrikanischen Flüchtlingslager und die Abendgestaltung sprechen, beginnt er zu schwärmen:

„Und die Dusche war ein Traum. (JB lacht kurz auf) Also wir hatten, wir hatten ein Duschzelt, ja, und hatten einen Kompressor und da kam wirklich mit Wasserdruck von der Sonne erhitztes Wasser, das war wirklich *erfrischend*, es war nicht warm, sondern erfrischend, (1) und es war wurscht. Wir bekamen jeden Tag von einem Wassertanker, von einem Tankfahrzeug, ich weiß nicht, achtausend Liter Wasser, so viel konnten wir gar nicht verballern, ja, wie wir da geliefert bekamen, und wir konnten locker 20 Minuten mit hohem Wasserdruck und (lautmalerisch) ahhh (JB lacht laut auf), das war wirklich toll. Ja, das war, das war wirklich Luxus, ja. (3) Und und dieses Duschen ist ja auch nicht nur körperlich reinigen, sondern (2) man sieht so viel – (JB: Bisschen meditativ irgendwie, ne, so ein bisschen-) ja, ja, man sieht so viel an dem Tag, ja, und dann ist es einfach gut, das Reden ist so eins, das ist Psychohygiene, im weitesten Sinne, ja? Ja ja, gut.“ (Interview Andreas Fechtner)

Das Prasseln des Wassers auf der Haut, die Erfrischung bzw. die Wärme. Wahrscheinlich sieht man deshalb in Filmen so oft diejenigen lange und ergeben unter der Dusche stehen, die gerade Gewalt erfahren haben oder mit zurückliegenden, starken, in sie eingefahrenen Sinneseindrücken kämpfen. Auch Kurt Zehlen spricht davon, sich unter einer langen Dusche „das Ganze von der Seele zu spülen“. Und Ute Krämer erzählt die Geschichte, dass der Chef des Internationalen Roten Kreuzes in Ruanda während des Völkermords gesagt habe, das einzige, was ihn in dieser Zeit gerettet habe, sei, dass er jeden Tag warm gebadet hätte, und in dieser Bade-

wanne saß und das alles abschrubte. Das klinge angesichts der vielen Toten und des großen Leids erstmal dekadent und vermessen. Seine Denke sei gewesen: Er braucht die Zeit, um sich reinzuwaschen, auch psychologisch, um zu weinen und über die Welt nachzudenken, um dann zu sagen, so jetzt kann ich weiterarbeiten. Das zu sagen, fand Ute „gut und mutig“. Mutig, weil es unter Intervenierenden normaler ist, eher die hohe Arbeitslast und das eigene Pflichtbewusstsein zu betonen als diese Art der Aufmerksamkeit für die eigenen Bedürfnisse zu demonstrieren (vgl. Kapitel 5.3). Sich Zeit für sich selbst zu nehmen, Sport zu treiben, richtig zu entspannen, das würden viele nicht machen. Dabei sei es wichtig, um den Belastungen standhalten zu können.⁷⁵

Eine andere Form des körperlichen Umgangs mit derart sinnlichen Erfahrungen findet sich in körperlicher Nähe, Intimität und Sexualität. Nach Madlens Eindruck geht dies weit über konfliktbedingt adrenalin-induzierten „emergency sex“⁷⁶ hinaus. Vielmehr seien Zweitbeziehungen die Regel gewesen: „Neben dem Austausch, den du so hast, würdest du ganz gerne in den Arm genommen werden wollen, [...] aus meiner Sicht völlig menschlich, dass du das brauchst. Einen Austausch und vielleicht auch einen einen (1) intimen Austausch, (JB: hm-m) ähm (2) einfach auch zum Trost.“ Selbst wenn die technisch-logistischen Voraussetzungen für regelmäßige Telefonate, Video-Skype-Gespräche oder E-Mails nach Hause inzwischen oft gegeben sind und schon erwartet werden, bleiben Berührungen und körperliche Nähe zu Vertrauten daheim unmöglich. Entsprechend sei die Versuchung für viele groß gewesen, sich während ihres Aufenthalts einen Partner auf Zeit zu suchen und körperliche Nähe leben zu können. Auch weil die starken sinnlichen Eindrücke, die großen spannungsreichen Emotionen Austausch und Kommunikation jenseits der verbalen Ebene erfordern.⁷⁷ Es sind unmittelbar körperliche Erfahrungen, die einen Referenzrahmen schaffen, der kaum versprachlicht werden kann.⁷⁸

75 Diese ‚Selbstpflege‘ kann ganz verschiedene Formen annehmen. Ute Krämer erzählt, dass sie sich mit schönen Dingen umgeben habe. Sie habe sich Bücher schicken lassen und sich ein teures Möbelstück gekauft, von dem sie wusste, dass sie es bei ihrer Abreise nicht würde mitnehmen können. Es war nicht logisch, aber es hat ihr gut getan.

76 „Emergency Sex and Other Desperate Measures“ (Cain/Postlewait/Thomson 2006) lautet der Titel eines autobiografisch begründeten non-fiction-Buches von drei (ehemaligen) UN-Mitarbeitenden, die in verschiedenen internationalen Missionen in Krisengebieten eingesetzt waren. Sex sei eine sehr übliche Möglichkeit, mit dem heftigen akuten Stress umzugehen, den das Leben in einem Krisengebiet für Intervenierende bedeute, so die titelgebende These.

77 Dass viele Intervenierende gerade in Kriegs- und Krisengebieten ein starkes Bedürfnis nach Sexualität haben, zeigt sich vielleicht auch in der seit Mitte der 2000er geführten kritischen Diskussion über die Verbreitung von Sexarbeit rund um UN-Missionen und

Jenseits von körperlicher Intimität zeigt sich, dass für viele meiner Interviewpartner die soziale Nähe einer (kleinen) Gruppe von ‚Leidensgenoss_innen‘ wichtig ist, um mit ‚dem Gesehenen‘, dem Erlebten umzugehen. Noch bevor es ums Reden, um den Austausch, um die gemeinsame Reflexion geht, ist die Gruppe an sich Versicherung, mit dem Gesehenen nicht allein zu sein – und das ist wichtig. Das betonen verschiedene Intervenierende sehr. Für Andreas Fechtner war die Gruppe der THW-Freiwilligen der feste Dreh- und Angelpunkt seines Tages. Egal was sonst am Tag passierte, am Abend saß man zusammen und teilte seine Erfahrungen mit den anderen. Das dient nicht nur der Absprache und Arbeitsplanung, es stärkt auch den Zusammenhalt und das Wir-Gefühl der Gruppe und gibt Halt. Wer sich regelmäßig in der Gruppe sieht, kann sich vergewissern, dass er/sie nicht allein ist, sondern dass – egal was er/sie erlebt oder gesehen hat – da andere sind, mit denen er/sie es teilen kann. Auch Madlen erzählt, dass sie Teil einer kleinen, festen Gruppe war, die sich gegenseitig unterstützte und sowohl fester Bestandteil des Tages als auch Anlaufstelle für Notfälle war.

Militärstützpunkte (siehe dazu Donovan 2015); für eine differenzierte und beispielhafte ethnologische Analyse des Phänomens siehe Oldenburg 2014). Auch wenn mittlerweile allgemein argumentiert wird, dass sexualisierte Gewalt mehr in der Macht und Dominanz gegenüber Schwächeren begründet ist als in sexuellen Motiven (ein Argument, das auch für Interventionssituationen zieht), spielen Sexualität und die fehlenden Möglichkeiten zum Triebabbaubau meines Erachtens auch eine Rolle.

- 78 Dem entspricht vielleicht auch, dass manche Gesprächspartner fragten, ob ich selbst mal in einem Konfliktgebiet gewesen sei (= und mit eigenen Augen und Ohren erfahren habe, wie es dort ist) oder ob ich Fotos sehen wollte, die sie während ihres Aufenthalts gemacht haben. So unterbricht Georg Wälder seine Erzählung von Patrouillenfahrten plötzlich und schiebt ein: „Jaaa ich hätt Bilder mitbringen sollen, ich hab jetzt keine parat, kann – Sie sind morgen noch hier?“ Und auch Madlen meint, dass ich mir unter ihrem Arbeitsplatz etwas Falsches vorstellen könnte: „Du kannst es irgendwie nicht so nennen [...], weil du hast ein völlig falsches Bild im Kopf, wenn du den Begriff so nimmst, ähm, ich weiß nicht, ob du vielleicht irgendwann auch mal Bilder haben möchtest, dann würde ich dir nochmal ein paar Bilder schicken.“ Selbst wenn man die alltagstheoretische Auffassung nicht teilt, dass Bilder ohne weitere Erklärung „einfach so“ verständlich sind und deshalb direkt „Wissen“ vermitteln, sind sie doch ein Kommunikationsmedium, das auf einen anderen Sinn als Sprache baut. Das gemeinsame Betrachten eines Bildes kann Anknüpfungspunkte bieten, um ins Gespräch zu kommen und erlaubt Intervenierenden so, über die Schwierigkeit hinwegzusteigen, die da in meinen Worten heißt: „Wo fange ich nur an zu erzählen – angesichts der vielen Eindrücke, der vielen wichtigen Kleinigkeiten? Wie bringe ich das Gefühl rüber, wie es war, dort zu sein?“

„JB: Wie bist du da vor Ort also während du da warst mit dem (1) Frust sag ich mal umgegangen oder mit dieser täglichen Herausforderung? (MS räuspert sich) Was hast du gemacht, damit du das irgendwie- ich weiß nicht, aushalten kannst oder damit du damit umgehen kannst?

MS: Hm also wir waren ähm so eine Truppe von fünf Leuten, (JB: hm-m) ähh ein deutscher Bundeswehrsoldat, (JB: hm-m) der einzige Deutsche noch, der da noch eine Zeit lang da war, ein australischer Polizist, ein uruguayischer Pilot (amüsiert), (JB kichert) eine portugiesische Lehrerin und äh meiner einer, (JB: hm-m) ähm (1) wir waren- wir haben uns irgendwie so gefunden gehabt. [...] das war halt so eine zufällige Truppe (JB: hm) mit unterschiedlichen Perspektiven oder Wichtigkeiten, (JB: hm-m) alle mit demselben Ziel und wir haben *immer immer* zusammengesessen, also wirklich jeden Abend. (JB: hm-m, hm-m) Also da ist keiner von uns irgendwie alleine ins Bett gegangen, (JB: hm-m) oder so, ohne dass es nicht irgendwelche Gespräche gab, (JB: hm-m) und *das* (1) das half (1) und das ging. [...] Und so hältst du durch. (JB: hm-m) Weißt du? Weil- (1) ja. Und du kannst dann auch mal ganz offen untereinander reden, ne? (JB: hm-m) Und du kannst das ganze System verfluchen und du kannst die Regierung verfluchen (JB: hm) und du kannst einfach (1) ähm dich im geschützten Rahmen (JB: hm-m) (1) mal so austauschen, bei der ganzen Diplomatie, (JB: hm-m) die du den ganzen Tag an den Tag legen musst, dem ganzen Frust, dem du ausgesetzt bist, (JB: hm-m) ähm, war das eben eine Möglichkeit, *ganz offen* eben einfach mal rauszulassen, was man von dem ganzen Kram hält. (1) (JB kichert kurz: hm-m) Und ähm diese Befreiung ist glaube ich sehr wichtig gewesen. (JB: hm-m) Oder auch zu sehen, dass du nicht die einzige bist, die anfängt zu *heulen*, (JB: hm-m) wenn sie eine bestimmte Situation in der Stadt gesehen hat, sondern dass auch der australische Pilot plötzlich an deine Containertür klopft mit- mit total verheulenden Augen und äh- der australische Polizist, nicht Pilot (JB lacht auf), ähm, und und sagt, ey, das hat mich heute tierisch mitgenommen, also (1) dieses Gefühl einfach nicht alleine zu sein. (JB: ja, ja) (2)“ (Interview Madlen Schader)

Eine feste Gruppe, vertraute Gesichter zu haben gibt Halt in einer Situation, in der man angespannt ist und sich Erfahrungen und Gefühlen allein ausgesetzt fühlt. Im Ausgleich zum Interventions- und Arbeitsraum, der von Diplomatie und Politik, von der offiziellen beruflichen Rolle, den großen Zielen und der Anstrengung, diesen zu entsprechen, geprägt ist, stellt die kleine Gruppe Raum für Rückzug, Ehrlichkeit, Offenheit zur Verfügung. Mit den anderen darüber zu reden, sich auszutauschen, gemeinsam zu reflektieren ist sowohl für Andreas Fechtner als auch für Madlen elementare Bedingung für die Verarbeitung und einen gesunden Umgang mit schwierigen Erfahrungen.⁷⁹

79 Zugleich kann eine solche Nähe auch potenzielle Belastung sein. Jochen Pahlmann meint, dass es auch deshalb gut sei, nach sechs Monaten vor Ort wieder nach Hause zu fahren, weil man die Kolleginnen und Kollegen kenne: „Nach einem halben Jahr konnten Sie den

Daheimgebliebene mögen zwar Vertrauenspersonen sein, sind aber für diesen Austausch nur sehr eingeschränkt geeignet. Die Befürchtung ist groß, die wichtigsten Eindrücke in all ihren Facetten ohnehin nicht angemessen wiedergeben zu können und gleichzeitig mit dem, was man erzählt, schreckliche Bilder und damit Sorgen hervorzurufen, die man so leicht nicht wieder rückgängig machen kann. Entsprechend müsse man sich „klarmachen, (JB: hm-m) dass das so ist, dass du (1) Dinge kennst, die du nicht teilen wirst, (JB: hm-m) aus aus Fürsorgegründen“ und man im Zweifel „davor, währenddessen und danach (1) [...] ein Stück immer (JB: hm-m) extrem allein“ bleibt, so Madlen. Nicht zu erzählen wird so zur Fürsorgepflicht gegenüber dem daheimgebliebenen Partner, der Familie. Aber selbst wenn erzählt wird, haben die (vermutete) fehlende Anschlussfähigkeit an die Lebenswelt der Interaktionspartner und der Schutz der Zuhörer Folgen für das Erzählen, meint Wolfgang Kraus (2015: 116): „Erzähler verändern ihre Stories, um ihren Zuhörern Sicherheit zu geben, sie suchen sich andere Zuhörer (wenn sie zu finden sind).“

Entsprechend: Weil man aber jemanden braucht, dem man auch die „heftigen Sachen“ erzählen kann, mit dem man seine Erfahrungen teilen kann, führen viele während ihrer Zeit in der UN-Mission eine Zweitbeziehung, so Madlen:

„Du brauchst jemanden. (JB: hm-m, hm-m) Dem du das erzählen kannst. Also- und davon kann sich keiner freisprechen. (JB: hm-m, hm-m) Und wenn du halt nicht das Glück hast wie ich, dass ich so eine Beziehung hatte, sondern eben einfach eine liebe liebe Frau zu Hause oder einen lieben Mann zu Hause hat, der damit aber überhaupt nichts (JB: hm-m) anfangen konnte, da wundert es mich um so weniger, (JB: hm-m) wenn es dann praktisch so diese Parallelwelten entwickelte. (JB: ja, ja ja) (2) Weil das ist vö- aus meiner Sicht völlig menschlich, dass du das brauchst.“ (Interview Madlen Schader)

Eine solche Zweitbeziehung ist nicht nur dem Bedürfnis nach körperlicher Nähe und Sexualität geschuldet. Im Gegenteil, betont Madlen, geht es darum, „zu wissen, du bist nicht allein und hier ist immer noch jemand, der dich unterstützt oder hier ist jemand, okay, du gehst heute auf äh auf *Patrol* für drei Tage und du weißt im *Camp* sitzt aber jemand und der macht sich einen Kopf und und ist bei dir und so“. Und so sei es völlig normal gewesen, dass Kolleg_innen während ihres Aufenthalts eine fe-

Namen, die morgens im Lagebericht genannt wurden, Gesichter zuordnen. Polizei, aber auch Bundeswehr. Und wenn dann gesagt wurde, die sind tot, das arbeitet schon in einem.“ Ähnlich schildert es auch Tim Lange – morgens hätte ihm der Kamerad noch Fotos seiner zwei Töchter gezeigt, abends hätte er keine Augen mehr gehabt, weil die bei einem IED-Anschlag geplatzt waren. Das sei wohl der Auslöser für seine eigene Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) gewesen, so Lange.

ste Beziehung gehabt hätten, die innerhalb der Mission bekannt und akzeptiert war und zugleich von der Beziehung zu Hause komplett getrennt gedacht wurde:

„Von denen, die ich kannte, hat keiner seine Beziehung in Frage gestellt, und die die jeweils Betroffenen haben sich auch offen über ihre jeweilige Situation zu Hause ausgetauscht. (JB: hm-m) Aber trotzdem war es halt eben eine Zweitbeziehung. [...] du hast die Menschen eben einfach auch als Partner gesehen. (JB: hm-m, hm-m) So, ne, das war völlig okay, wenn ich Tony suche, muss ich bei Linda klingeln, weil da ist er! (JB lacht auf) also, ne?“ (Interview Madlen Schader)

Ich nehme an, dass es nicht viele Intervenierende gibt, deren Partner/in oder daheimgebliebene Familie aus eigener Erfahrung nachvollziehen können, wie sich das Leben in einem Krisen- oder Konfliktgebiet anfühlt. Madlen jedenfalls schätzt sich als glückliche Ausnahme, sowohl mit ihrem Lebensgefährten als auch mit ihrem Bruder sprechen zu können, die beide als Soldaten in verschiedenen Auslandseinsätzen gewesen waren:

„Also ich weiß es auch nicht, ich war auch noch nicht in Afghanistan, (JB: hm-m) ich weiß- weiß nicht, was es bedeutet, wenn mein Bruder mir geschildert hat, wenn vor ihm ein Konvoi mit Schulkindern explodierte. (JB: hm-m) Ich weiß nicht, was das bedeutet. (JB: hm-m) Aber ich weiß, was es bedeutet, wenn ich über ein Dorf fliege und in einem Dorf lande, ähm, wo ich eine tote Mutter und und und drei tote Kinder sehe. (JB: hm-m, hm-m) Ähm, (JB: hm-m) worum es jetzt hier gar nicht geht, was was schwerwiegender ist, (JB: hm-m) sondern ähm du brauchst nicht viele Worte. (JB: hm-m) Um um dem Gegenüber zu erklären, was in dem Moment in dir vorgeht. (JB: hm-m, hm-m) Weißt du, und ähm- ich glaube das sind so die Gemeinsamkeiten.“ (Interview Madlen Schader)

Auch sie kann nicht im Detail verstehen, was ihr Bruder erlebt hat oder andersherum. Was sie aber gemeinsam haben, was sie von den anderen zu Hause unterscheidet, ist die Konfrontation mit massiver Gewalt und dem Tod von Kindern. Sie betont, dass es beim gegenseitigen Erzählen davon nicht darum geht, sich (mittels der Massivität der Ereignisse) zu messen, sondern ohne viele Worte nachvollziehen zu können, was der andere fühlt und wie es ihm angesichts des Erlebten und Gesehenen geht:

„Dieser Schock, diese Ohnmächtigkeit, (JB: hm-m) diese Angst, diese- (1) das, weißt du, das sind so Sachen, die kannst du teilen [...] ohne viel Worte [...] all das, (JB: hm-m, hm-m) was dir innerhalb von Bruchteilen von Sekunden oder auch über Monate hinweg durch den Kopf geht, wird dort verstanden. (JB: hm-m, hm-m) [...] die die Extreme kennen (JB: ja). Nicht das spezielle Extrem kennen, (JB: hm-m) nicht die Gerüche, nicht das spezielle Extrem, in dem

du gerade kennst, aber Extreme in in gleicher oder ähnlicher Art und Weise.“ (Interview Madlen Schader)

Im Vergleich zum Leben in Deutschland zeichnet sich das Leben in einem Krisen- oder Kriegsgebiet durch Extreme aus. Extreme, die infrage stellen, was ‚eigentlich normal‘ ist – in meinen Worten: was erwartbar ist, an welchen Maßstäben und Grundsätzen man sich orientieren kann. Entsprechend scheint die Kommunikation leichter zu fallen, wenn das Gegenüber bereits Erfahrung damit hat, dass Grundsätze des Lebens infrage gestellt werden. Denn was Extreme vielleicht als solche auszeichnet: Sie sind schwer zu formulieren, kaum in Worte zu fassen und anschlussfähig zu machen und damit kaum vermittelbar an jene, die keine derartige Erfahrung teilen. Was bei den meisten Daheimgebliebenen von Intervenierenden der Fall sein dürfte. Erzählen ist oft schwierig – auch, weil viele nur bedingt zufriedenstellende Erfahrungen damit machen. Sei es, weil die deutschen Kolleg_innen nach der Rückkehr allenfalls an einem Bildervortrag interessiert sind, aber nicht ständig wieder darüber sprechen wollen (und das ist noch die gute Variante), oder weil Intervenierende nach einschneidenden, belastenden Eindrücken zu schnell mit anderen Wirklichkeiten konfrontiert werden. Kurt Zehlen erzählt:

„Das ist manchmal schwierig, wenn Sie z. B. von Teheran nach Dubai fliegen und in Dubai dann in einen Touristenflieger steigen, in dem nur deutsche Touristen sitzen, die das einzige Problem haben, ob sie schnell genug ihren Gin kriegen oder sonst was, und Sie haben den ganzen anderen Kram hinter sich. Manchmal kommt dann Interesse und dann wird man gefragt, was habt ihr da gemacht, weil die sehen, dass das THW ist, aber bis auf die Sache mit Zypern [...] war das eigentlich immer sehr oberflächlich so, ne? [...] Und da kriegt man manchmal schon einen Hals. Da muss man sich auch zurückhalten – weil das manchmal auch nicht so einfach ist. Das zu akzeptieren.“ (Interview Kurt Zehlen)

Die Unbesorgtheit und Leichtigkeit der Urlauber, die gefühlte Ignoranz derselben gegenüber all dem Leid, das man selbst beobachtet hat, sind für Zehlen schwer auszuhalten. Vor einem ähnlichen Hintergrund stellt Dawes fest, dass es vielen Entwicklungshelfer_innen schwerfalle, zu Hause wieder Anschluss zu finden:

„When you realize that so much of the world is struggling to survive, then how do you kind of gear down to a life that’s much more routine, much less dramatic and urgent, without it starting to feel sort of petty and meaningless? [...] Many leave and come back, leave and come back [...], because they can’t really find a place where they fit anymore.“ (Dawes 2007: 155)

Interessant ist, dass ich diesbezüglich als Gesprächspartnerin von meinen Interviewten unterschiedlich positioniert werde. Wirklich offensichtlich ist also nicht, in wel-

che Kategorie ich falle. Von Madlen werde ich beispielsweise explizit als „fellow observer“ etabliert:

„Du, du setzt dich mit dieser Situation auseinander, (JB: hm-m) du hörst aufmerksam zu, hast vielleicht selber deine Erfahrung, (JB: hm-m) da ist das was anderes. (JB: hm-m) Aber ich würde nie so offen bei ähnlicher Fragestellung mit jemandem sprechen, der praktisch einfach nur-nur in Anführungsstrichen interessiert wäre, wie es mir da gegangen ist. (JB: hm-m, hm-m) Da da würde ich die eine oder andere Information nicht preisgeben, (JB: hm-m) weil du den Menschen vor den Kopf haust. (JB: hm-m) Vor den Kopf stößt. (JB: hm-m) (3)“ (Interview Madlen Schader)

Das ist nicht für alle so klar. Peter Leibhart macht auf mich den Eindruck, als sei er schon vorsichtig mit dem, was er mir erzählt. Und als ich eine andere potenzielle Gesprächspartnerin im telefonischen Vorgespräch von einem Abendtermin überzeugen möchte und deshalb von meiner Erwartung eines eher „sehr interessanten, nicht soo stressigen Gesprächs spreche“, meint sie, „junge Leute stellen sich so was Tolles vor“, im Nachhinein seien dann viele entsetzt ob des wenigen Outputs und der vielen „Propaganda“ rund um internationale Hilfseinsätze. Mit meiner Antwort, ich würde keine Weltrettergeschichte erwarten (= gleich mal dem Idealismus-Vorwurf entgegenzutreten), aber auch die gern nehmen, wenn sie denn erzählt würde (= sie nicht auf die geäußerte negative Haltung festlegen, Offenheit gegenüber allen möglichen Perspektiven und Meinungen signalisieren), bringe ich sie zum Lachen.

Dieser Aspekt wird vielleicht besonders relevant und spannend, wenn man sich fragt, was es langfristig bedeutet, „so viel“ zu sehen. Der Austausch mit Menschen, die ähnliches erlebt und gesehen haben, erscheint mir da umso nötiger. Man kann ja kaum so viel duschen, wie es manchmal nötig wäre. Wenn ich mir vorstelle, was Peter Leibhart in den letzten Jahrzehnten im Kongo an menschlichem Leid gesehen hat: Er müsste bis an sein Lebensende unter der Dusche stehen. Es ist eine Problemstellung, die nicht ignoriert werden kann, das macht er deutlich: „Es gibt sehr viele Kollegen, die haben ein Posttraumatisches Belastungssyndrom. Die sind dermaßen fertig, die kann man nicht wieder rausschicken.“ Bei Tim Lange äußerte sich die PTBS auf verschiedene Art und Weise. Er rede im Schlaf – „weil man eigentlich Redebedarf hat, sich das aber selbst nicht eingesteht“. Und er schlafwandle bzw. sei, ohne es zu merken, nachtaktiv. Einmal sei er im Strandurlaub morgens aufgewacht und habe sich über den Sand im Bett gewundert. Seine Frau berichtete ihm daraufhin, er sei nachts um vier aufgesprungen, habe „wie immer: ‚IED!‘“ geschrien, habe sich abgetastet und sei nach draußen gelaufen.

Man hat Redebedarf. Das Teilen der persönlichen Eindrücke und Erfahrungen scheint mir insofern ein weiterer möglicher und vor allem langfristig gesunder Umgang zu sein, sei es unter Kolleg_innen, mit Angehörigen und Nahestehenden oder im geschützten therapeutischen Rahmen. Dem im Weg steht neben den oben bereits

skizzierten Überlegungen der Wille bzw. die gefühlte Pflicht, die ahnungslosen Zuhörer_innen zu schützen, vor allem das Gefühl, das Gesehene, das Erlebte ohnehin nicht in Worte fassen zu können. Was Chiari (2012) und Spreen (2008) für Bundeswehrsoldatinnen und -soldaten feststellen, gilt grundlegend für alle Intervenierenden: Man möchte seine Einsatzerlebnisse mitteilen, kann es aber oft nicht so, wie man möchte.⁸⁰ Bilder zu zeigen kann eine erste Alternative sein⁸¹ und doch gilt es ja, so viel mehr zu transportieren – Gerüche, Geräusche, Gefühle... Wie macht man anderen eine solche geradezu körperliche Erfahrung zugänglich? Noch dazu, wenn man womöglich damit rechnen muss, dass es sie vielleicht gar nicht interessiert, wenn man obendrein für die eigenen Geschichten werben müsste und dazu noch einmal Worte bräuchte – Worte, von denen die Daheimgebliebenen dann im Zweifelsfall nicht wissen, wie sie daran anschließen können. Sprachlosigkeit auf beiden Seiten also?⁸²

-
- 80 Laut Spreen sind den Erfahrungen von Soldat_innen insofern nochmal etwas Besonderes, und soweit würde ich mitgehen, als dass das Töten im Krieg eine Erfahrung bleibe, „die sprachlich nur umschrieben, aber in ihrer ebenfalls existenziellen, den Raum der Sprache und der Bedeutung sprengenden sinnlichen Qualität nicht dargestellt werden kann. [...] alles dies lässt sich literarisch umschreiben, aber es markiert am Ende immer eine Grenze des sprachlich Ausdrückbaren und damit auch der gesellschaftlichen Sinnkonstruktionen.“ (Spreen 2008: 31-32) Denn zum einen ist Gewalt kaum vollständig auf einen sozialen Sinn zurückzubeziehen und zum anderen verhindern gesellschaftliche Werturteile (z. B. Gewalt sei pathologisch und dysfunktional) eine umfassende Problematisierung (ebd.: 30).
- 81 Eine Möglichkeit ist vielleicht, sich nicht auf Worte als Kommunikationsmittel der Wahl festzulegen und die Erlebnisse und Erfahrungen aus der Auslandszeit damit tatsächlich benennen zu müssen, sondern stattdessen Bilder zu zeigen, zum Beispiel nach der Rückkehr einen ‚Dia-Abend‘ für interessierte deutsche Kolleginnen und Kollegen anzubieten. Im Vergleich mit Worten scheinen Bilder den Betrachtenden zugänglicher, einfacher zu sein, mehr Freiraum für Assoziationen und Anknüpfungen zu lassen.
- 82 Der Mediziner, Psychoanalytiker und große alte Mann der Friedensbewegung Horst-Eberhard Richter schreibt in seiner Erinnerungssammlung dazu sehr passend von der „Schwierigkeit, vom Krieg zu erzählen“: „Mehrmals habe ich später versucht, den drei Kindern etwas von meinen Russlandkrieg-Erlebnissen zu erzählen. Aber jedes Mal hatte ich bald gestockt. Was war davon erzählbar? Doch nichts von dem echten Grauen, wie es Spielbergs Antikriegsfilm einigermaßen getroffen hat. Und das Menschliche, was man Kameradschaftsgeist nennt, das Einstehen füreinander, manche verwegene Hilfeleistung, Augenblicke spontaner Humanität, kurze anrührende Begegnungen mit russischen Bauern, Frauen und Kindern? All das konnte wieder täuschend klingen in der Falschheit des Ganzen – nach echten Idyllen oder spannenden Abenteuern, so wie man meine Gene-

Die Kategorisierung eines Erlebnisses als ‚nicht erzählbar‘ bedeutet aber nicht nur „Ich kann sie nicht fassen, nicht greifbar machen.“ und „Ich kann sie nicht (in meine biografische/meine Alltagserzählung) einbauen.“, sondern auch „Ich kann sie dir nicht zugänglich machen“ und weiter „Wir können uns darüber nicht verständigen.“. Und: „Sie ist nicht verhandelbar.“ Indem ich etwas der Kommunikation entziehe, entziehe ich es auch der gemeinsamen Interpretation und Bedeutungszuweisung. Zugleich wird die „Nicht-Erzählbarkeit“ eines Ereignisses zum Signifikator für Leid und Schmerz einerseits und Glaubwürdigkeit und Authentizität andererseits („Natürlich, das war so schlimm, davon kann er/sie nicht erzählen.“).

Für mich bleiben viele Fragen offen: Warum ‚kann‘ man etwas erzählen oder auch nicht? Was sind die Voraussetzungen für das Erzählen? Braucht das Erzählen ein Gegenüber, und das ist nicht da? Muss man für das Erzählen Worte finden und kann es nicht? Muss man, um zu erzählen, einen Sinn konstruieren, eine *Story line*, eine Pointe, und das fällt zu schwer? Dirk Kurbjuweit, der in seinem Roman „Kriegsbraut“ die Geschichte der Soldatin Esther und ihres Auslandseinsatzes in Afghanistan erzählt, beschreibt den Dialog zwischen dieser Soldatin, vom ISAF-Einsatz zurückgekehrt, und ihrem Bekannten, bei dem sie zu Gast war (Kurbjuweit 2011). Dieser entschuldigt sich für den Abend, die Gäste, ihr Benehmen und sagt: „Du könntest so viel erzählen, aber niemand wollte etwas von dir wissen.“ (Ebd. 305) Und Esther, die Soldatin, antwortet: „Man kann es ohnehin nicht erzählen.“ (Ebd.) So zitiert auch Bernhard Chiari Kurbjuweit und schließt an: „Mit diesem einfachen Satz gelingt es Kurbjuweit am Ende, seine Heldin zur glaubhaften Figur zu machen, mit der man sich solidarisiert, mit der man mitleidet. Vielen Soldaten, die in Deutschland ihre Einsatzerlebnisse mitteilen möchten, spricht sie wohl aus der Seele.“ (Chiari 2012: 31)

Bei allem Verständnis (und eigener Erfahrung mit Soldaten im Interview, aus denen es dann nur so heraussprudelt) und Anerkennung der emotionalen Belastung und der Außerordentlichkeit der Erlebnisse möchte ich dem ein weiteres Kurbjuweit-Zitat hinzufügen. Denn später, im Dialog zwischen Esther und ihrem afghani-

ration einst auf der Schule betrogen hatte mit den Heldengeschichten des Ersten Weltkriegs: Langemarck, Verdun, Fort Douaumont, Somme, Ypern, und mit Ernst Jünger: ‚Der Krieg ist unser Vater, er hat uns gezeugt im glühenden Schoße der Kampfgräben als ein neues Geschlecht, und wir erkennen mit Stolz unsere Herkunft an.‘ Bei jedem Satz, den ich zu Hause beim Erzählen vom Krieg herausbrachte, war ich unsicher, ob man mich nicht missverstehen würde. Dabei lag mir so vieles davon auf der Seele. Selbst wenn ich mal wiederzugeben versuchte, was ich gesehen, gehört und gemacht hatte, so war das ja immer nur die eine Seite. Die andere, die Angst, die Spannung hinter der Selbstbetäubung, der Ekel, der Zynismus als Abwehr von Verzweiflung, das ließ sich ohnehin nicht beschreiben.“ (Richter 2000: 20-21)

schen Freund/Liebhaber stellt sie fest: „Und die neue Geschichte wolltest du mir nicht erzählen.“ (Kurbjuweit 2011: 330) Mehsud antwortet: „Du hast mich nicht gefragt.“ (Ebd.) Und Esther entgegnet: „Es ist eine Geschichte, die man erzählen sollte, ohne dass gefragt wurde.“ (Ebd.) Hier ist Erzählen etwas, das in Interaktion geschieht. Es geschieht auf Aufforderung. Und es gibt plötzlich eine Verantwortung zu erzählen und einen berechtigten Anspruch darauf, erzählt zu bekommen. Und man kann fragen, warum dieser Anspruch denn nicht auch für die deutschen Soldat_innen formuliert wird. Dieser Gedanke schließt in gewisser Weise an die Überlegungen Carolin Emckes an, auch wenn diese sich in ihren Überlegungen dezidiert auf Opfer von Menschenrechtsverletzungen und Krieg bezieht:

„Abgesehen davon, dass dieser These vom ‚Unaussprechlichen‘ stets auch eine gewisse hermeneutische Faulheit innezuwohnen scheint, die gehörig irritiert, schreckt mich an dieser Position vor allem, dass Unrecht und Gewalt unfreiwillig sakralisiert werden. Wenn sie ‚unbeschreiblich‘ sind, bleiben sie auch undurchdringlich. Wenn die Erfahrungen nicht, wie immer unvollkommen und gebrochen, beschrieben werden dürfen, wenn nicht einmal der Versuch unternommen wird, ihrer habhaft zu werden, bleiben auch die Opfer für immer damit allein.“ (Emcke 2013: 21)

Entsprechend versucht man im traumatherapeutischen Rahmen anschließend an eine Stabilisierungsphase, dem Unaussprechlichen in einer Phase der Konfrontation und Integration irgendwie Ausdruck zu verleihen: verbal, aber auch schriftlich oder künstlerisch (Vogelsang 2006: 78-79). Alle Teile des Puzzles zusammenzubekommen, ein kohärentes Narrativ zu konstruieren helfe dem-/derjenigen, dem eigenen Leben einen Sinn zu verleihen und wieder in Beziehung zu anderen zu treten. Insofern sind Erzählen und Miteinanderteilen wesentlich nicht nur für eine gute Verarbeitung, sondern auch für die Reintegration zu Hause.

Spannend finde ich, wenn Intervenierende Möglichkeiten finden, nicht nur im Nachhinein, wieder zu Hause von ihren Erfahrungen zu erzählen, sondern ihre Nächsten zum Beispiel zu einem Besuch zu sich zu holen und damit zunächst die räumliche und potenziell auch die emotionale Distanz zu überbrücken. Polizist Lutz hat während seiner ersten Auslandsmission seine Familie kurzerhand zum Urlaub zu sich geholt. Sie sollten sehen, hören, spüren, was er gesehen, gehört, gespürt hat, sollten mal dieselbe Straße entlangfahren, mal in seiner Wohnung stehen, mit ihm Pizza essen gehen. Üblich war das nicht, wie Lutz formuliert: Seitens des Arbeitgebers bzw. der Mission war das „nicht erwünscht, [...] aber nicht nicht erlaubt“. Heute seien derlei Besuche „abgeschafft“ – die Einschätzung der „Sicherheitslage“, die auch den entsprechenden Lohnaufschlag für die internationalen Missionsange-

stellten mit sich bringt, fällt zu negativ aus.⁸³ Wie sagt Georg Wälder? Man habe [als Soldat] „schon auch ein Interesse daran, dass die Gefahrenlage nicht ganz niedrig geschätzt wird“.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Intervenierende sprechen von ihren Erfahrungen als vielfältigen, oft anhaltenden, nachhaltigen Sinneseindrücken: „Man sieht so viel.“ Es sind insofern sinnliche Eindrücke, als sie sich nur bedingt steuern lassen, sich über das Sehen, das Riechen, das Hören nahezu aufdrängen, nicht wirklich abwehren lassen. Es sind Eindrücke, die bleiben und die zum Teil enorm belasten. Und es sind Eindrücke, die sich nur bedingt zum Teilen eignen – sei es, weil sie sich nur schlecht in Worte fassen lassen, sei es, dass sie zu krass, zu fremd, zu potenziell belastend erscheinen, als dass man sie anderen ungefiltert, unbedacht schildert. Dabei ist das Reden und Teilen in gewisser Weise Voraussetzung für die Reintegration zu Hause und das Fruchtbarmachen der Erfahrungen von Intervenierenden, nicht zuletzt zu ihrem eigenen Wohlbefinden.

5.5 ZUSAMMENFASSUNG ZUR INTERVENTIONSSITUATION

Im Folgenden möchte ich das in diesem Kapitel aufgeklärte, detailliert und differenziert beschriebene Erleben der Interventionssituation zusammenfassen und sowohl auf die übergreifenden Deutungsmuster von Intervenierenden insgesamt eingehen als auch Unterschiede benennen. Nicht zuletzt ist dabei die Frage zu beantworten, welches Gewicht der beruflichen Rolle zukommt.

Die Interventionssituation wird erstens als „abartig komplex“ beschrieben – eine Komplexität, die gleichzeitig Anreiz und Überforderung für Intervenierende darstellt. Es gilt, Akteure, Strukturen und Geschehnisse zu überblicken und einzuordnen und das eigene Tun und Wirken sinnvoll zu verorten. Angesichts der Unübersichtlichkeit der Situation, den sehr unterschiedlichen Zeithorizonten des eigenen Einsatzes und der (mehr oder weniger) großen Ziele, die mal explizit, mal implizit im Raum stehen, ist das nicht einfach. Es bedarf Strategien der Komplexitätsreduktion und Distanznahme, eine Balance zwischen expliziten, motivierenden Zielformulierungen und Bescheidenheit, zwischen Rückzug und politischem Anspruch. Während die einen sich eher auf ihre Rolle als Auftragnehmer zurückziehen, politische Ziele jenseits ihrer konkreten Aufgaben eher vermeiden und sich des eigenen Wirkens gern in Form von materiellen, sichtbaren und messbaren Ergeb-

83 Entsprechend ist auch es nicht im Interesse Einzelner wie Lutz, selbst bei anderweitiger Einschätzung auf derartigen Besuchen zu bestehen, würden diese doch gleich deutlich weniger Lohn für alle bedeuten.

nissen vergewissern, versuchen die anderen, politische Ziele wie Frieden oder Entwicklung herunterzubrechen und auf mehreren Ebenen planerisch zu verfolgen – das ist mühsam, aber potenziell unglaublich sinnstiftend. Der maßgebliche Unterschied liegt dabei nur bedingt in den Arbeitsfeldern bzw. beruflichen Rollen und mehr in der Einsatzdauer und den Zeithorizonten sowie der Rolle als durchführender Organisation, mit denen Intervenierende umgehen müssen. Wer wie Soldat_innen und technische Helfer_innen nur für kurze Zeit vor Ort ist und wer wenig selbst entscheidet, backt sozusagen kleinere und konkretere Brötchen. Infolgedessen taugt auch die Tätigkeit weniger zur Sinnstiftung und die Gruppe der Kolleg_innen wird umso wichtiger. Entwicklungshelfer_innen und zum Teil auch Nothelfer_innen können in deutlich längeren Zeitabständen planen und sind aufgefordert, über die konkrete Situation und praktische Aufgabe hinauszudenken, um neben akuten Problemen auch strukturelle und politische Ursachen anzugehen. Das fordert heraus, verschafft aber auch Befriedigung.

Zweitens sind Sicherheit und Unsicherheit für alle Intervenierenden ein Dauerthema, auch wenn Gefahren unterschiedlich eingeschätzt werden und ihnen unterschiedlich begegnet wird. Einig sind sich alle darin, dass Soldat_innen als Angehörige des Militärs grundsätzlich eher gefährdet sind als zivile Intervenierende, ist das Militär doch Gewaltakteur und bezieht als solcher und als Arm der Politik Position im örtlichen Konflikt. Zugleich werden zivile Intervenierende zunehmend als bedroht eingeschätzt, aufgrund unspezifischer Anschläge oder aufgrund ihrer Prominenz. So oder so entwickeln Intervenierende eine Vielzahl an Strategien, um Unsicherheit zu reduzieren bzw. die eigene Sicherheit zu erhöhen. Viele reduzieren ihre Bewegungsräume und Aktivitäten, halten sich vor allem in kontrollierten Räumen auf und versuchen, wenn sie „draußen“ unterwegs sein müssen, die eigene Sichtbarkeit als Intervenierende zu minimieren. Informationen zu sammeln und gründlich zu planen und vorzubereiten ist ebenfalls für viele wichtig, wenn auch gleichzeitig oft betont wird, dass man unberechenbar bleiben müsse, um gezielte Angriffe zu vermeiden. Große Unterschiede gibt es bezüglich der Entscheidung, Sicherheit eher durch Nähe oder eher durch Distanz zu optimieren. Während die einen vor allem Vertrauen und Nähe setzen, sehen andere in der Distanz den besseren Weg. Und schließlich wird auf Schutzmechanismen wie Bewaffnung und (die Demonstration von) Gewalt(potential) zurückgegriffen, wobei auch diese in ihren Wirkungsweisen beschränkt sind, wie ich oben argumentiert habe. Insgesamt gilt es auch beim Thema Sicherheit, ein Gleichgewicht zu finden: sich möglichst umfassend zu informieren und sich zugleich die Grenzen des eigenen Wissens vor Augen zu halten, die eigene Wahrnehmung zu schärfen und zugleich ein gesundes Maß an Ignoranz zu bewahren, Regeln zu folgen, Routinen einzüben und sich zugleich auf Überraschungen einzustellen, Gefahren im Blick zu behalten und sich zugleich nicht verrückt machen zu lassen. Möglicherweise ist im Vorteil, wer kreativ denken kann und nicht auf ganz bestimmte Antworten und Sicherheitsstrategien festgelegt

ist. Und auch wenn sich alle damit beschäftigen: so richtig sicher sein kann man sich nie, ob die Lage wirklich so unsicher ist wie angenommen und inwiefern sich Einschätzungen und Reaktionen gegenseitig unablässig hochschaukeln. Flexibler in der ganzen Thematik scheinen zivile Intervenierende zu sein, zumindest stehen sie meist weniger im Visier von gezielten Angriffen und sind weniger festgelegt, was die Mittel angeht.

Das dritte prägende Deutungsmuster in den Erzählungen von Intervenierenden bezogen auf die Interventionssituation ist das der Grenzen und Grenzenlosigkeit im Raum- und Zeitempfinden. Der Mobilität von Intervenierenden sind je nach Arbeit/Auftraggeber und Einsatzort enge Grenzen gesetzt, sie sind auf klar definierte geografische Räume beschränkt. Zugleich verschwimmen die Grenzen innerhalb dieser Räume, da Rückzugsmöglichkeiten und Privatsphäre oft in deutlich eingeschränkterem Maße zur Verfügung stehen als zu Hause. Besonders in Gruppen entsandte und in Gruppen untergebrachte Intervenierende wie Soldat_innen, aber auch die Mitarbeitenden z. B. des Technischen Hilfswerks sind von dieser Enge nach innen betroffen, wobei die meisten THWler sich – im Gegensatz zur großen Mehrheit der Soldat_innen – immerhin regelmäßig außerhalb des eigenen *Compounds* aufhalten können. Ähnlich ist es beim Zeitempfinden: Der für viele klar und von vornherein begrenzten Aufenthaltsdauer steht die grenzenlose Zeiteinteilung im Interventionsalltag gegenüber, der kaum Freizeit kennt und damit der beruflichen Rolle absoluten Vorrang einräumt.

Mit Grenzenlosigkeit ist also nicht Freiheit gemeint, sondern mangelnder Rückzugsraum, mangelnde Privatheit, mangelnder Ausgleich. Diese eingeschränkte Privatsphäre und auch die Tatsache, dass beinahe alle Sozialkontakte auf Kolleg_innen beschränkt sind, stellen große Herausforderungen dar. Wenn die gewohnten Grenzziehungen zwischen Arbeit und Freizeit, zwischen Kollegen und Freunden, zwischen der eigenen Person und der Gruppe verschwimmen, kann der Alltag in der Interventionssituation problematisch werden. Ich habe argumentiert, dass sich diese Grenzenlosigkeit im Interventionsalltag dann aushalten lässt, wenn der Aufenthalt zeitlich befristet ist und Intervenierende sich auf andere Weise Freiheit und Distanz verschaffen. Hinzu kommt, dass Grenzenlosigkeit in Bezug auf Arbeit und Beruf, sprich die Abwesenheit von Freizeit auch eine Funktion erfüllt, nämlich den Schutz der eigenen Privatperson und die Wahrung von Distanz zur Interventionssituation. Letztlich sind die räumlichen und zeitlichen Grenzen nicht absolut oder ultimativ. Sie prägen den Interventionsalltag und mögen insofern selten überwunden werden. Am Ende aber handelt es sich für die meisten Intervenierenden um eine Ausnahme-situation, der man den Rücken kehren kann. Am Ende können Intervenierende – im Gegensatz zu den Bewohner_innen vor Ort – immer gehen, wenn auch manchmal zu spät oder nicht ohne Aufwand.

Viertens erleben viele Intervenierende die Interventionssituation und ihr Umfeld vor Ort als hochgradig belastend. „Man sieht so viel:“ Armut, Gewalt, menschliches

Leid, Ungerechtigkeit. Es ist ein Thema, das quer zu den Berufsgruppen steht und potenziell jeden und jede (be-)trifft. Intervenierende sprechen von ihren Erfahrungen vor Ort als vielfältigen, nachhaltigen Sinneseindrücken, die sich tief ins persönliche Gedächtnis eingraben und die nur begrenzt in Worte gefasst werden (können). Das macht das Teilen dieser Eindrücke mit Daheimgebliebenen schwierig. Viele tendieren dazu, gegenüber Freund_innen und Familienmitgliedern eher zu schweigen – zu krass, zu fremd, zu potenziell belastend scheint das, was man erzählen wollte. Und zugleich müssen Intervenierende Wege der Verarbeitung finden, während ihres Aufenthalts und auch danach, um die eigene Gesundheit zu wahren, aber auch um in vertrauten Kreisen anschlussfähig zu bleiben und sich wieder zu reintegrieren, ganz zu schweigen von der Berücksichtigung ihrer Erfahrungen in der Planung und Formulierung zukünftiger Interventionspläne.

6 Merkmale von Intervenierenden – Selbst- und Fremdbilder

Das zweite empirische Kapitel widmet sich den Intervenierenden selbst. Was zeichnet sie aus? Anhand welcher Kategorien lassen sie sich beschreiben, woran machen sie selbst Unterscheidungen zu wem fest und was lässt sich darüber hinaus im Impliziten beobachten? Ich möchte die Antworten auf diese Fragen anhand von drei Kategorien auffächern.

Die erste zentrale Kategorie für die Selbst- und Fremdverständnisse von Intervenierende ist Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit (6.1) – maßgeblich durch ihre Körperlichkeit, aber auch durch andere Objekte empfinden Intervenierende sich als mehr oder weniger sichtbar und schreiben dieser Sichtbarkeit bestimmte Folgen zu: Identifikation, Öffentlichkeit, Angreifbarkeit, aber auch Schutz und Wertschätzung. Als zweites steht die Kategorie Nähe und Distanz im Fokus (6.2). Ich diskutiere, was soziale Nähe und Identifikation bzw. Distanz und Fremdheitsgefühle begünstigt und welche Rolle die eigenen Kolleg_innen einerseits und die lokalen Anwohner andererseits für die Selbst- und Fremdverständnisse verschiedener Intervenierender spielen. Ungleichheit und Macht sind die Leitkategorien im dritten und letzten Unterkapitel (6.3). Sie rücken einen besonderen Aspekt der Beziehung zwischen Intervenierenden und Intervenierten in den Mittelpunkt, anhand dessen viele Intervenierende ihr Selbstverständnis, ihre Rolle, ihre Legitimität und ihre Position in den sozialen Strukturen der Intervention reflektieren. Ähnlich wie im vorherigen Kapitel zur Interventionssituation sind auch die Unterkapitel zu den Intervenierenden strukturiert: zunächst werden die Intervenierenden anhand der jeweiligen Kategorie beschrieben und dann die Konsequenzen und dazu entwickelten Strategien/Einstellungen/Gefühle skizziert. Zum Schluss fasse ich die wesentlichen Merkmale der Intervenierenden zusammen (6.4).

6.1 „CHECKER-WEIßE JEEPS“, *COMPOUNDS*, UNIFORMEN. DIE SICHTBARKEIT UND UNSICHTBARKEIT VON INTERVENIERENDEN

Auch entlang der Kategorie Un-/Sichtbarkeit lassen sich die Erfahrungen meiner Gesprächspartner beschreiben bzw. tun sich spannende Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen ihnen auf. Im Laufe der Analyse fiel mir auf, dass Sichtbarkeiten und Unsichtbarkeiten in den Erzählungen zum einen explizit als solche benannt wurden und zum anderen, meinerseits als Analysekategorie bestimmten Erzählungen meiner Gesprächspartner zugrunde gelegt, grundlegende Deutungsmuster von Interventions- und Interaktionserfahrungen erhellen konnten. Ich fragte: Wer oder was ist un-/sichtbar? Wann ist jemand oder etwas sichtbar und warum? Was bedeutet un-/sichtbar zu sein und welche Implikationen, welche Folgen hat das ‚Sehen und gesehen werden‘ für Intervenierende?

Intervenierende selbst lassen sich als un-/sichtbar begreifen: Insofern Sichtbarkeit Materialität voraussetzt, werden Intervenierende durch ihre Körper, ihr Sprechen, ihre Kleidung, durch Objekte in ihrer unmittelbaren Nähe wie Autos oder Waffen sichtbar. Sichtbarkeit ist außerdem an die Möglichkeit eines Beobachters oder einer Beobachterin geknüpft. Wem sich Intervenierende wie zeigen möchten, ist dabei eine Entscheidung, die sie nur bedingt individuell und gezielt treffen können, so meine Beobachtung. Entsprechend möchte ich im Folgenden die UN-/Sichtbarkeit in ihren Bedingungen, ihren Konsequenzen und den Strategien auffächern, mit denen sie von Intervenierenden selbst verknüpft wird sowie meines Erachtens verknüpft werden kann. Ist die Rede von Un-/Sichtbarkeit, schwingt also immer mit, wer (als wer) gesehen wird und wer (als wer) sieht. Sichtbarkeit setzt ein Mindestmaß an Unterscheidbarkeit voraus: Um sichtbar zu sein, muss sich etwas in irgendeiner Weise – in Form, Farbe, Struktur – von seiner unmittelbaren Umgebung abheben.¹ Insofern ist Un-/Sichtbarkeit eine Dimension, die soziale/identitäre Grenzziehungen sichtbar macht. Zugleich lassen sich bestimmte Intervenierende weder in jeder Hinsicht als un-/sichtbar oder un-/sichtbarer als andere kategorisieren, noch ist Un-/Sichtbarkeit immer mit ähnlichen Konsequenzen assoziiert, immer positiv oder immer negativ konnotiert. Zugleich impliziert Sichtbarkeit Identifizierbarkeit und in der Folge die mögliche Positionierung in Beziehungs-/Konflikt-/Macht-Geflechten.

Ich will im Folgenden argumentieren, dass sich an der Un-/Sichtbarkeit von Intervenierenden, ihren Körpern und mit ihnen assoziierten materiellen und räumlichen Strukturen zentrale Kategorien der Selbst- und Fremdverständnisse von Inter-

1 Umgekehrt – da werden Bedingung und Konsequenz schon zu Henne und Ei – kann man Unterscheidbarkeit auch als Konsequenz von Sichtbarkeit ansehen (siehe unten).

venierenden wie Identität, Differenz, Legitimation und Macht hin- und herwenden und festmachen lassen. Dazu entfalte ich zunächst, was sichtbar wird – erst materiell gesprochen im Sinne der Körper und Objekte, die in den Blick geraten, und dann auch symbolisch gedacht im Hinblick auf die Bedeutungen, die denselben im Wesentlichen zugewiesen werden (6.1.1). Anschließend beantworte ich die Fragen, was aus Un-/Sichtbarkeit folgt und welche Strategien Intervenierende entwickeln, um mit diesen Folgen umzugehen (6.1.2).

6.1.1 Wer oder was ist sichtbar?

Sichtbarkeit, Materialität und Körperlichkeit

Woran wird Un-/Sichtbarkeit genau festgemacht? ‚Etwas gerät ins Visier‘, daran ‚hält das Auge fest‘. Beide Redewendungen verdeutlichen, dass Sichtbarkeit eine gewisse Form von Materialität voraussetzt. Die Un-/Sichtbarkeit von Intervenierenden lässt sich maßgeblich an ihrer eigenen Materialität bzw. an ihrer eigenen Körperlichkeit festmachen. Das zeigt auch das folgende Zitat aus dem Gespräch mit Andreas Fechtner:

„JB: Wie würden die [Einwohner vor Ort] Sie sozusagen beschreiben? (1) Ähm-
AF: Ich würde schon mal unterscheiden zwischen Einheimischen, also den Äthiopiern, und den Somalis. Ähm, interessant ist, dass ganz viele ähm jetzt erstmal für beide gesprochen, Somalis und Äthiopier noch nie Weiße gesehen haben, oder eben nur ganz wenige Weiße in ihrem Leben. Äh, (3) ich meine, es gibt ja auch da Begriffe für, ja, äh *ferengi* für äh (1), und Langnasen und weiße Haut, und dann, also selbst die Kinder rufen dann *ferengi*, *ferengi*, ja, und haben da einen Riesenspaß, wenn man da mit dem Jeep vorbeifährt, also wir kommen irgendwie so von einem anderen Planeten. Für die Kinder, ja? Allein weil wir so aussehen, wie wir aussehen.“ (Interview Andreas Fechtner)

Die eigene Auffälligkeit, die Fechtner beschreibt, weist gleich auf zwei Bedingungen von Sichtbarkeit hin: auf den Zusammenhang von Sichtbarkeit und Körperlichkeit und auf die Relativität von Sichtbarkeit. In seinem Fall werden er und seine Kollegen aufgrund ihrer weißen Haut sichtbar, einem untrennbaren Bestandteil ihrer Körper und sie werden sichtbar, weil sie sich diesbezüglich von ihrem Interventionsumfeld, von den Intervenierten, unterscheiden. Die hier zitierten Kinder haben keine weiße Haut, die deshalb zum Unterscheidungsmerkmal werden kann. Nicht immer klappt die Identifikation so, wie Intervenierende sich das wünschen. So schildert Thomas Eben, dass seine Organisation großen Wert auf seine Positionierung als neutraler und unparteilicher Akteur legt und auch deshalb demonstrativ Abstand zu militärischen Akteuren und zum Konfliktgeschehen hält, um nicht mit ihnen assoziiert zu werden. Doch Thomas hält fest:

„Wir werden nicht immer von jedem als neutral gesehen. *Ja*, mir wurde im in der Elfenbeinküste gesagt von einem, als ich sagte, hier, sprach mit dem, ich fragte ihn irgendwas, da sagt er, musst du zu deinen Brüdern da drüben gehen und ich wusste gar nicht, wen er meinte, und dann zeigt er in der Ferne auf die Franzosen. Das französische Militär. Dann- der, ne? (1) Weißer, Weißer, ne? Wie hier Neger, Neger, ne? Alle gleich, ne? Das- jetzt da- ich erlaub mir das mal, trotz Aufzeichnung (JB: bitte) hier, (räuspert sich, 1) Das stimmt natürlich nicht und dann muss man halt dagegen halten.“ (Interview Thomas Eben)

Für sein Gegenüber ist klar: Nicht die Uniformen der einen und die T-Shirts der anderen sind für die soziale Zuordnung der Fremden entscheidend, sondern die Hautfarbe ist es.² Thomas kritisiert dies zwar nicht als ‚objektiv falsch‘, aber als fälschlicherweise vereinfachend, als unzulässig reduzierend. Für ihn (und ein Großteil der humanitären Community) ist die Unterscheidung Militär/Nicht-Militär, neben der Unterscheidung verschiedener Nationalitäten, maßgeblich. Es ist nicht der einzige Ausschnitt, der zeigt, dass Intervenierende als „Weiße“ sichtbar werden.³ Eine Kategorie, die sich begrifflich am Körper, an der Hautfarbe des anderen festmacht und in der gleichzeitig etwas mitschwimmt, wie Madlens Schilderung anklingen lässt:

„Also erstmal kommen viele Kinder auf dich zu. Die unter Umständen tatsächlich auch noch nie so eine wirklich Weiße aus der Nähe gesehen haben. Was für sich schon ein Event dort ist. So. Das fand ich aber auch immer nicht schlecht, das fand ich ganz niedlich, ähm, und da habe ich auch gar kein Problem mit.“ (Interview Madlen Schader)

2 Poulignys Hinweis im Hinterkopf, dass man immer die Interventionsgeschichte eines Landes oder einer Region bedenken müsse, um aktuelle Interventionspraxis zu verstehen (Pouligny 2006: 160), leuchtet mir diese Unterscheidung ein. Die Geschichte der Intervention ist in der Elfenbeinküste wahrscheinlich eine weiße Geschichte, schon zu Kolonialzeiten waren Intervenierende weiß und die Hautfarbe der sichtbare Unterschied zu lokalen Bewohnern, der zum Symbol der Dominanz und Ungleichheit wurde.

3 „Normalerweise“, jedenfalls in der Erfahrungswelt von Deutschen weißer Hautfarbe, sind sie als Weiße unsichtbar. Normalerweise gehören sie zu einer weißen Mehrheitsgesellschaft, die das Privileg genießt, nicht thematisiert zu werden. Selbst in der Rassismusforschung, und das merkt die *Critical Whiteness*-Forschung in Person von Amesberger und Halbmayr kritisch an, werde das Fremde problematisiert, bleibe das Eigene „als Norm, als Standpunkt, als Ort kultureller und politischer Handlungsweisen, Identitäten und Privilegien unhinterfragt“ (Amesberger/Halbmayr 2008: 1). Weißsein ist zu Hause, in der Mehrheitsgesellschaft, mit dem Privileg der Unsichtbarkeit verbunden. So ganz anders in der Fremde und entsprechend bemerkenswert. Denn sie werden nicht nur als ‚mit weißer Hautfarbe‘ markiert, sondern auch mit den damit verbundenen ökonomischen und sozialen Privilegien, der damit verknüpften Macht.

Ihr letzter Nachsatz deutet an, dass derartig rassifiziert zu werden ein Problem sein könnte, dass es durchaus denkbar ist, das schlecht zu finden.⁴ Tatsächlich macht sie sehr deutlich, dass nicht entscheidend ist, ob sie sich reduziert fühlt.

Wenn ich also im Folgenden die Dimension „Körperlichkeit/Materialität“ als Bedingung von Sichtbarkeit aufmache, geht damit immer auch ein Vergleich von Körperlichkeiten, ein Konstruieren und Benennen in Relation zu ... einher. Ich will erst auf das eine, die Materialität und Körperlichkeit eingehen, bevor ich wieder auf die Relationalität und Relativität von Sichtbarkeit zurückkomme. Schon Mead und Goffman rücken die Körperlichkeit des Handelns in den Mittelpunkt. Der Körper sei weniger „zwangsläufiger Bestandteil sozialer Interaktion“ als vielmehr „deren unhintergehbare Basis“ (Klein 2005: 75). Allein die Rolle eines anderen einzunehmen, sich in jemanden *hineinzuversetzen*, wie Mead es sich als Voraussetzung von Kommunikation und Basis sozialen Handelns denkt, setzt Körperlichkeit voraus.⁵ Und indem wir uns, ganz jenseits einer bewusst-unbewusst-Unterscheidung, anhand unserer Körper im Raum, im Verhältnis zu anderen Menschen oder Objekten positionieren, wird der Körper zum kommunikativen Medium, sowohl zum Behälter als auch zum Ausdruck von Wissen (Knoblauch 2005: 104-105). Knoblauch führt aus: „Als kommunikatives Medium ist der Körper der Dreh- und Angelpunkt, von dem aus unser Verhältnis zur Welt konstruiert wird: die Aktivitäten unserer körperlichen Sinne, das Ausdrucksverhalten in Mimik und Gestik, unsere äußere Erscheinungsweise, die Techniken des Körpers.“ (Ebd.) In einer ethnografischen oder einer beobachtungs-basierten soziologischen Studie wäre die Hervorhebung der Körperlichkeit sozialer Interaktion heutzutage wohl – der *Body turn*⁶ lässt grüßen – keine Überraschung mehr, sondern vermutlich schon diskursive Selbstverständlich-

4 Anne-Meike Fechter nimmt schön auseinander, wie umfassend weiße *Expatriates* in Indonesien vermeiden, den Blicken der Einheimischen ausgesetzt zu sein, weil sie ihre „bodily visibility as Whites in a predominantly Asian environment“ (Fechter 2007: 62) so unangenehm fänden. In der Öffentlichkeit angestarrt und als Weiße benannt bzw. gerufen zu werden, empfinden sie in großen Teilen als rassistische und damit ungeheuerliche Praxis. Fechter schließt daraus, „the gaze represents a form of power which many expatriates, not always successfully, aim to escape“ (ebd.). Ähnlich wie Fechter stellt Heron fest, dass einige ihrer Befragten das unangenehme Gefühl haben, aufzufallen und ständig herauszustechen, und zugleich überhaupt nicht daran denken, dass sie es sind, die zu Hause starren: „Missing, too, is an acknowledgement that being made to feel conspicuous by virtue of race is a practice reciprocated by white subjects in the North, where positional superiority is not on the side of the person of colour who is so singled out.“ (Heron 2007: 63)

5 Siehe auch Knoblauch 2005: 105.

6 Siehe beispielsweise Gugutzer 2004, Schroer 2005, Böhle/Weihrich 2010.

keit/modische Notwendigkeit. Dass sich Körper und Materialität in einer erzählfokussierten, interviewbasierten Untersuchung zu einer zentralen Kategorie machen lassen, ist meines Erachtens allerdings spannend und bemerkenswert.

Ich schreibe auch deshalb „machen lassen“, weil gewisse Aspekte dieser Körperlichkeit und Sichtbarkeit im Impliziten bleiben, nicht explizit formuliert werden und doch in meinen Augen mit Deutungen und Erzählungen einhergehen, gewissermaßen verborgen und nichtsdestotrotz wesentlich sind.⁷ Manche Dinge sind so elementar, so grundsätzlich, so selbstverständlich, dass sie erst beim genaueren Hinsehen, bei der Wort-für-Wort- oder Sequenzanalyse hervortreten. Wenn Frauen in den Gesprächen mit mir das Für und Wider von körperverdeckender Kleidung in einem stark muslimisch geprägten Umfeld wie Afghanistan abwägen, wenn die Soldaten das Dilemma schildern, in als unsicher eingeschätzten Situationen als einzige die Schutzweste anzubehalten und damit ein Affront gegenüber ihrem afghanischen Gastgeber zu riskieren, wenn Fechtner von den „flammneuen weißen Toyota Jeeps“ erzählt, mit denen VIPs die Flüchtlingslager besichtigt hätten, oder Peter Leibhart meint, wenn er in ein Dorf fahre, würden die Leute klatschen, dann sehe ich darin Variationen des Bewusst-Machens und Erzählens der eigenen Sichtbarkeit und Körperlichkeit.

Zum Großteil lässt sich diese Un-/Sichtbarkeit an Körpern und Kleidung festmachen. Intervenierende werden sichtbar, weil sie die örtliche Sprache nicht oder nur mit Akzent sprechen, weil sie weiße Haut haben oder keinen Bart tragen, weil sie (als Frauen in muslimisch geprägten Ländern) nur ein lockeres Kopftuch tragen. Sie werden sichtbar, weil ihre Kleidung mit UN-Emblemen oder NGO-Logos versehen ist, weil sie militärische oder polizeiliche Uniformen tragen.⁸ Zugleich ist die Un-/Sichtbarkeit von Intervenierenden nicht auf deren Leib und die Kleidung begrenzt, die diesen bedeckt, sondern erstreckt sich darüber hinaus auf zentrale Gegenstände, Symbole und räumliche Strukturen, die sich Intervenierende zu eigen machen bzw. die ihnen zugeschrieben werden. Prominent in diesen Rollen sind Gebäude (*Compounds*, Hotels) und Fahrzeuge (Jeeps, gepanzerte Wagen). Intervenierende brauchen Unterkünfte, brauchen Büros, brauchen Lager, brauchen Platz und

7 Darin liegt womöglich weniger ein Widerspruch als vielmehr eine Erklärung: Sie sind so selbstverständlich, dass sie nicht mehr benannt werden müssen. Wenn ich nun als Intervenierender in eine neue Umgebung komme, und dann später davon, von meinen Eindrücken und Erlebnissen erzähle, erzähle ich zwangsläufig meinen Körper mit, weil ich nur qua Körperlichkeit Zugang zu der Welt/meinem Welt-Erleben hatte und habe. Also schwingt dieser Körper im Erzählten mit und muss mitgedacht, mitgelesen, mitinterpretiert werden, um die erzählten Wahrnehmungen verstehen und entziffern zu können.

8 Auch an diesen Beispielen wird deutlich, dass es Differenzen zwischen Intervenierenden bzw. zwischen Intervenierenden und Intervenierten sind, die sichtbar machen.

Orte zum Arbeiten, Schlafen, Leben und Wohnen. Ihre Anwesenheit wird daher auch in Gebäuden und räumlichen Strukturen sichtbar – sei es, weil plötzlich innerhalb eines kurzen Zeitraums luxuriöse Hotels, Restaurants und Wellness-Anlagen wie Pilze aus dem Boden schießen, die fast ausschließlich ein gut ausgestattetes, internationales Klientel ansprechen (Büscher/Vlassenroot 2010: 266) oder weil sich nach 13 Jahren ISAF-Einsatz in Afghanistan die Frage stellt, wer eigentlich die (militärischen) *Camps* und Anlagen nutzen könnte, die die Intervenierenden hinterlassen, wie Werner Petzold im Gespräch erzählt.

Am Beispiel des von vielen Intervenierenden genutzten *Compound* lässt sich illustrieren, dass das separate Wohnen hinter hochgeschützten Mauern Intervenierende gleichzeitig sichtbarer und weniger sichtbar macht. Sie sind als Gruppe sichtbarer insofern, als sich ihre Unterkunft deutlich von denen der sonstigen Anwohner unterscheidet. Und sie sind weniger sichtbar, insofern sie durch Mauern und Wachschutz nur noch dann (z. B. für Anwohner_innen) zu sehen sind, wenn sie sich außerhalb derselben bewegen. Unterschiede zwischen den verschiedenen Intervenierenden bleiben für Außenstehende womöglich unsichtbar. Und es hat ebenso zur Folge, dass sie unter diesen Bedingungen nicht als Privatpersonen, sondern ausschließlich in ihrer öffentlichen, beruflich bedingten Rolle sichtbar werden.

Auch in den von Madlen bereits erwähnten, grundsätzlich ja öffentlichen Hotels sind Intervenierende nur bedingt zugänglicher und insofern sichtbarer für die Bewohner drum herum. Möglicherweise steht keine Mauer um das Grundstück, steht keine Wache an der Einfahrt, aber die Übernachtung bzw. das Essen sind für Nicht-Intervenierende schlicht zu teuer (vgl. 6.3). Entsprechend handelt es sich bei Hotels und bestimmten Restaurants ebenso wie im Fall des *Compounds* um Strukturen, die stark mit Intervenierenden assoziiert werden, anhand derer Intervenierende für ihre Umgebung sichtbar werden.⁹ Jenseits der Gebäude sind es die Fahrzeuge, mit denen

9 Werner Distler erwähnt in seiner Arbeit zu Interaktionserfahrungen deutscher Polizisten im Kosovo, dass ein Interviewter dagegen gerade „Restaurants als gemeinsame Interaktionsbühne“ ansah, „in denen man gut beobachten könne, wie stark sich Internationale und einheimische Bevölkerung in den gleichen Räumen bewegen“ (Distler 2014: 204). Aber weder wird in der Interviewaussage deutlich, welcher Art die Interaktion in derlei Räumen ist, noch spiegelt sich diese Einschätzung in anderen Interviews oder Distlers Interpretationen wider. Smirl wiederum argumentiert, dass Hotels für den Alltag humanitärer Helfer insofern als zentral angesehen werden können, als sie in Helfer-Memoiren in vielerlei Funktionen auftauchen: als zeitweise Unterkunft, als Rückzugsort, als *networking space*, als Transit- und Beziehungsraum – als Raum, in dem sowohl hohe Politik gemacht wird als auch „the politics of the everyday“ sich abspielen: sowohl die großen offiziellen Konferenzen als auch die informellen Treffen und zufälligen Begegnungen (Smirl 2015: 107).

sich Intervenierende fortbewegen, die sie sichtbar machen. Ob Projekte besichtigt, Baustellen begutachtet, Partner besucht, VIP-Besucher begleitet oder Kranke versorgt werden: Für die Mehrheit der Bevölkerungen sei die Präsenz der UN-Blauhelme „often no more than big Toyota Land Cruisers and other all-terrain vehicles in white colours“ (Poulligny 2006: 43).

In vielen Ländern sei das weiße SUV der UN-Organisationen inzwischen gar ein bekannteres UN-Symbol als der blaue Helm der *Peacekeeper*, so Lisa Smirl (2015: 101). Einem alten (auch zynisch anmutenden) Spruch zufolge sei der Land Rover das erste Fahrzeug, das 70% der Weltbevölkerung im Leben sehen (Wernle 2000, nach Smirl 2015: 102). Und tatsächlich taucht der weiße Land Rover oder Toyota sowohl in populären Erlebnisberichten als auch in der wissenschaftlichen Literatur regelmäßig als Sinnbild und Inbegriff internationaler humanitärer bzw. ziviler Intervention auf (siehe auch unten „Sichtbarkeit, Identifikation, ...“). Für MSF gehört er inzwischen zur Standardausstattung, so Peter Redfield (2013: 78).¹⁰ Roths Interviewpartnerin sieht in den sich auf der Straße stauenden weißen SUVs ein Sinnbild fehlender Koordination internationaler Hilfe (Roth 2015: 88-89). Und analog zum weißen Toyota der UN und NGOs kann sich auch die EU einer *corporate identity* bedienen und stellt den Angehörigen ihrer Polizeimission „blaue Autos mit einem Stern an der Tür“ (Lutz Säger) zur Verfügung. Die Außenwirkung dieser Fahrzeuge wird im fachöffentlichen Diskurs insofern mitgedacht, als die Gestaltung von Fahrzeugen in bestimmten Farben und mit bestimmten Symbolen oft ganz pragmatisch als Voraussetzung dafür verstanden wird, dass lokale Bewohner zwischen verschiedenen intervenierenden Akteuren unterscheiden können. Eine Logik, die sowohl in meinen Interviews als auch in vielerlei Literatur bestätigt wird.

Aber auch jenseits der ‚Farbenlehre‘ wird Fahrzeugen zugeschrieben, nach außen zu wirken. So schildert mir ein deutscher Ehemaliger der EULEX-Rechtstaatlichkeit-Mission im Kosovo, wie herausfordernd er es fand, sich mit einem Kleinwagen oder auch einem Fahrrad im lebhaften Straßenverkehr zu be-

10 Redfield beschreibt, wie im Laufe der Zeit mit wachsender Felderfahrung sogenannte *kits* von MSF entwickelt wurden, feste Zusammenstellungen von wesentlichen Materialien zu bestimmten Zwecken, der „cholera kit“ beispielsweise: „The key principle lay in dismantling a problem (be it disease or disaster) in technical terms, identifying its critical potential components, and developing specific responses to each.“ (Redfield 2013: 78) Neben *kits* für bestimmte Aufgaben oder Situationen wurden auch die grundlegenden Infrastrukturbedarfe in *kits* strukturiert: „The Toyota Land Cruiser, the workhorse vehicle for MSF and many other NGOs, comes as a kit. Standard modifications outfit it for either cold or warm climates, although unlike many other organizations, MSF proudly shuns air conditioning. Yet another box contains a collection of stickers and flags to mark the vehicles’ affiliation.“ (Ebd.: 78)

haupten. Eindruck habe er damit in der Stärke-bewussten Machokultur des Kosovo sicherlich nicht geschunden. Der „Nissan Pathfinder“ – ein SUV, das die Missionsadministration nach einiger Zeit dutzendweise anschaffte und ihren Mitarbeitenden zur Verfügung stellte – habe da deutlich mehr „Gewicht“ im Verkehr gehabt, aber auch die vorherige Unauffälligkeit im Straßenbild sei eingeübt gewesen. Von da an seien die Mitarbeitenden der Mission nicht nur auf der morgendlichen Fahrt zur Arbeit deutlich sichtbar gewesen, sondern auch dann, wenn sie am Wochenende an den Strand oder abends in bestimmte Restaurants führen. Deutlicher klingt die Kritik an, wenn Andreas Fechtner von regelmäßigen „VIP-Touren“ und besonders dem Besuch eines Botschafters erzählt. Erst habe er wie andere Organisationen auch seine Arbeit vorgestellt,

„und dann wollten die alle mal ein Flüchtlingslager sehen. Einmal im Leben ein Flüchtlingslager sehen. In dieser verspiegelten, Checker-weißen Jeeps, und mit 80 bis 100 Sachen durch die Wüste, Richtung Flüchtlingslager geballert, ähm, dabei zwei Jeeps ausgefallen wegen Platten – du darfst nicht so schnell fahren, ja, du ruinierst dir das Auto dabei, scheiß egal, Hauptsache dieser Botschafter kommt dahin, sieht ein Flüchtlingslager (2).“ (Interview Andreas Fechtner)

Es handelt sich nicht einfach nur um Autos, die funktional als Fortbewegungsmittel dienen. Vielmehr schwingen in der Gegenüberstellung von „verspiegelten, Checker-weißen Jeeps“ und „Flüchtlingslager“ die krassen Gegensätze und Widersprüchlichkeiten mit, die Fechtner sowohl in diesen bestimmten Fahrzeugen als auch in der Fahrweise empfindet. Zugleich scheint ihn die Ästhetik der Autos auch anzusprechen, wenn er kurze Zeit später in unserem Gespräch von den „traumhaften Toyota Jeeps“ spricht. Ich verstehe das als Unterscheidung seinerseits zwischen der eigenen und der antizipierten oder auch wahrgenommenen Fremdwahrnehmung. Lisa Smirl stellt überzeugend heraus, dass Symbole wie das rote Kreuz des ICRC oder das Blau der UN-*Peacekeeper* von lokalen Bewohnerinnen und Bewohnern nicht mehr unbedingt als Zeichen für Hilfe, sondern auch als Symbole für Reichtum und Macht gelesen werden: „What is symbolized is a state of exception: a continued global inequality between North and South/rich and poor that the organizations’ mandates seek to redress.“ (Smirl 2015: 94)

Dass die beschriebenen Körperlichkeiten und Objekte sowohl in meinen Gesprächen als auch in der wissenschaftlichen Literatur als Repräsentationen von Intervention und Intervenierenden herangezogen werden oder aber sich als solche heranziehen lassen, ist auch darin begründet, dass sie häufig ausschließlich von diesen und nur wenig von lokalen Bewohnern genutzt werden. Letztere gehen in der großen Mehrheit zu Fuß, fahren Fahrrad oder mit Sammeltaxis. In vielen Interventionsgebieten haben nur wenige ein eigenes Auto, geschweige denn ein relativ neues SUV. Bei der Kleidung ist es ähnlich: Intervenierende tragen weniger verschlis-

sene Freizeitkleidung (Lutz Säger), weibliche Intervenierende verhüllen sich weniger als Einheimische (Nina Lepkowski). Ähnlich können sich die meisten selten ein großes Haus, Wachkräfte, einen Stromgenerator, Computer leisten. Auf meine Frage, inwiefern sie auch nach Jahren vor Ort als Ausländerin sichtbar geblieben sei, antwortet Brigitte Pohl:

„Also vom Standard lebt man ja in der Regel (1) weit *über* dem Durchschnitt der Bevölkerung, was äh Haus Autos Angestellte einfach finanzielle Mittel angeht (JB: hm-m) und das ist natürlich sichtbar. Regelmäßige Reisen nach Europa, ähm, (JB: hm-m) was da alles so dazu gehört und ich denke, das ist natürlich schon – auch wenn es natürlich Afrikaner gibt, die das machen. Oder die sich das leisten können, (JB: hm-m) ist aber klar, dass das ein entscheidender Punkt ist.“ (Interview Brigitte Pohl)

Ihre Differenzierung an dieser Stelle ist mir wichtig. Die (von mir zuvor beschriebene materielle, sichtbare) Grenze zwischen Intervenierenden und Intervenierten ist keine absolute. Es gibt sehr wohl lokale Anwohner, die sich ein vergleichbar luxuriöses Leben leisten können. Darauf verweist auch Peter Leibharts Unterscheidung oben in Einheimische mit Zugang zum Ressourcenhandel oder anderen „Milchkühen“ und dem „normalen Kongolesen, die Kongolesin aus dem Dorf“.¹¹ Wie bereits festgestellt, ist Un-/Sichtbarkeit demnach eine relationale Kategorie – sie wird immer im Vergleich zu anderen bestimmt, was jedoch nicht bedeutet, dass diese anderen sich nur anhand einer Kategorie unterscheiden lassen. Die (Interventions-)Wirklichkeit ist komplexer als das.

Un-/Sichtbarkeit, Identifikation, Uniformität und Symbolik

Insofern wir Menschen „leiblich sind und einen Körper haben“ (Gugutzer 2004: 156), können wir uns „der mit dem Körper und über das Gesicht [...] gegebenen Sichtbarkeit sowie der aus ihr entspringenden Typisierung und Fixierung“ (Raab/Soeffner 2005: 179) kaum entziehen. Nur wer

„den Blicken der anderen ausweicht, sich vor diesen abschirmt oder sie in vorgezeichnete Bahnen lenkt [...] wer sich durch Posten, Masken und Hüllen ‚verkörpert‘, sich durch Haltung, Kleidung, Make-up und Accessoires wie Sonnenbrillen etc. wenigstens zum Teil irreali-

11 Entsprechend pointiert Smirl etwas zu sehr, wenn sie schreibt, dass Einheimische zu Hotels eher als Zimmermädchen, Bedienungen oder Prostituierte Zugang hätten denn als Gäste (Smirl 2015). Denn manche meiner Gesprächspartner (Ute Krämer) sprechen sehr wohl davon, dass auch wohlhabende Einheimische als Tagesgäste den Hotelpool, die Lobby oder die Bar nutzen.

siert, verdeckt und unsichtbar macht, mildert die Unmittelbarkeit [der körperlichen Präsenz] und ‚raubt dem Anderen etwas von der Möglichkeit, mich festzustellen‘ (ebd.).

Nicht nur scheinen hier erste „Ambivalenzen der Sichtbarkeit“ (Schaffer 2008)¹² auf, beispielsweise insofern Sichtbarkeit (der Kleidung, des Make-ups, der Sonnenbrille) auch immer Unsichtbarkeit (der bloßen Haut, des Gesichts, der Person) bedingt. Dieses Unsichtbar-Machen beginnt (nicht nur) für Intervenierende schon dort, wo Berufskleidung – von gemeinsamen T-Shirts über ausgefeilte *Corporate Fashion*¹³ hin zu Uniformen – auf die professionelle Rolle eines Menschen aufmerksam macht und in diesem Zuge die Person vielleicht nicht unsichtbar macht, aber zumindest verdeckt und in den Hintergrund rückt. Nicht nur der Blick der Betrachterin wird so in „vorgezeichnete Bahnen“ gelenkt, auch Vorzeichen für eine mögliche Interaktion werden auf diese Weise gesetzt.

Sich abzuschirmen und den Blicken der anderen auszuweichen, so Raab und Soeffner, kann auch bedeuten, sich der „Unmittelbarkeit“ (Raab/Soeffner 2005: 179) körperlicher Ko-Präsenz und direkter Interaktion, sich der (potenziellen) Nähe der anderen zu entziehen. Ähnlich denken kann man das erzählerische wie fotografische Motiv der Sonnenbrillen-tragenden Soldaten. Aus Medienfotos und Erzählbruchstücken von ganz verschiedenen Begegnungen setze ich zusammen: Vor allem, aber nicht nur jungen Soldaten und Angehörigen von Kampfeinheiten wird unterstellt, gern Sonnenbrille zu tragen, um Coolness und Lässigkeit zu demonstrieren.¹⁴ Ob dies tatsächlich das handlungsleitende Motiv ist oder nicht die praktischen Gründe (Schutz vor Sonnenschein, bei hellem Licht besser sehen können) überwiegen, interessiert mich an dieser Stelle weniger als die wiederholte Zuschreibung, jemand wolle sich auf diese Weise distanzieren. Distanz kann unterstellt werden,

12 Wobei anzumerken ist, dass es Schaffer bei ihrer Beobachtung der Ambivalenzen von Sichtbarkeit darum geht, dass mehr Sichtbarkeit nicht mit einem ‚Mehr‘ an politischem Gewicht gleichzusetzen ist (mit Blick auf Minderheiten in ‚westlichen‘ Gesellschaften), sondern (öffentliche) Sichtbarkeit auch Formen annehmen kann, die Stereotype begünstigen, gewaltsam wirken usw. Danke an Michaela Zöhrer für diesen Hinweis.

13 Laut Henkel bezeichnet der Begriff *Corporate Fashion* allgemein „eine Form von Arbeitskleidung, die nicht in erster Linie funktionell-physiologische Kriterien oder Berufstraditionen zu erfüllen hat, sondern auf eine *unternehmensspezifische* Innen- und Außenwirkung abzielt“ (Henkel 2008: 9, Hervorh. i. O.). Als ‚ausgefeilter‘ als ein T-Shirt würde ich die Festlegung auf bestimmte Kleidungsstücke verstehen, die in Schnitt, Gestaltung und Farben einheitlich sind, oftmals inklusive der zentral organisierten und massenhaften Produktion derselben. Das Technische Hilfswerk stattet seine Mitarbeitenden beispielsweise mit bestimmter Kleidung aus.

14 Siehe Baumann/Langeder/Much/Obermayer/Storz 2011.

weil Sonnenbrillen die Augen unsichtbar machen, sie der Kommunikation entziehen und so als Anknüpfungspunkt für die Kontaktaufnahme ausschalten.¹⁵ Für kämpfende Soldaten mag das insofern wichtig sein, als schon in grundlegenden Beiträgen zu militärischer Sozialisation davon gesprochen wird, dass das absolute Tabu zu töten nur durch Distanzierung (von den eigenen Gefühlen, den Erwartungen anderer, der Person gegenüber) umgangen werden kann.

Simmels Formulierung von der „Möglichkeit, mich festzustellen“¹⁶, die Raab und Soeffner (2005: 179) zitieren, weist auf eine entscheidende Implikation von Sichtbarkeit hin. Sichtbar zu sein heißt auch (potenziell) kategorisierbar und identifizierbar zu sein. Insofern Identität Alterität voraussetzt, wir also sowohl uns selbst als auch andere immer im Vergleich mit und in Abgrenzung zu anderen definieren, insofern also Identifizierung der Differenzierung bedarf, kommt sichtbaren Markern wesentliche Bedeutung zu. Schließlich ist Differenzierung mit den Worten von Lindenhayn und Sties „ohne ein *wahrnehmbares* Kennzeichen, mit dem Differenz *als Differenz markiert*“ (Lindenhayn/Sties 2013: 11, Hervorh. i. O.) wird, nicht denkbar. Als derlei „Marker“ könne man „die körperlichen, sprachlichen und dinglichen Zeichen und Träger von Differenzen“ verstehen, „denen grundsätzlich eine materielle wie semiotische Dimension zu eigen ist“ (ebd.: 12). Hierunter fielen bewusste und selbst gewählte Performanz (Frisur, Sprachverhalten), verkörperte Differenz (Insignien der Geschlechtszugehörigkeit, Hautfarbe, körperliche Anomalien) und zwangsweise zugewiesene Marker (Personalausweis, Schuluniform). Die große Bedeutung von Markern führen Lindenhayn/Sties auf Mechanismen der menschlichen Wahrnehmung zurück und bauen auf Thesen der Kognitionsforschung auf. Diese gehe davon aus, dass das Denken mentale Repräsentationen bzw. abstrakte Konzepte bildet, die uns in die Lage versetzen, „auf Dinge, Personen und Situationen zu reagieren“ (ebd.) und so überhaupt handlungsfähig zu sein. Wichtig dabei: „Damit wir jedoch einen Gegenstand einer Kategorie zuordnen können, muss dieser als solcher erkennbar sein“ (ebd.).

Ähnlich spricht Stadelbacher vom Körper als einer „Reflexionsfläche der sozialen Identität seines Besitzers“ (Stadelbacher 2010: 309), der nicht nur als Hinweis auf die momentane Verfasstheit, sondern auch als Anzeichen für die sozialstrukturelle Verortung des Gegenübers interpretiert werden kann. Entsprechend gelten viele der bereits genannten sichtbaren Zeichen tatsächlich als ‚Kenn-Zeichen‘: Sie markieren ihre Trägerinnen und Träger als zu einer bestimmten Gruppe zugehörig,

15 In früheren Einsatz-Erzählungen von Bundeswehrsoldaten (Bake/Meyer 2009) waren es übrigens – in expliziter Abgrenzung zu ihnen selbst – die Amerikaner, die u. a. aufgrund ihrer reflektierenden Sonnenbrillen während der Patrouille als distanziert gegenüber lokalen Bewohnern galten.

16 Das Original: Simmel (1908).

als mit bestimmten Eigenschaften ausgestattet (und mit anderen nicht). Offensichtlich mag das im Fall von Uniformen sein. Die ‚Uniform‘ markiert den Soldaten als Teil eines Militärs, die Polizistin als Mitglied der Polizei – für sie oder ihn selbst, aber auch für alle anderen, die diese Uniform sehen. Sie verdeckt die individuelle Person und stellt die Organisationszugehörigkeit derjenigen in den Vordergrund. Der entsprechende Akt des (Sich) Unterscheidens bzw. Abhebens wirkt dabei sowohl nach innen als auch nach außen.

Denn Materialitäten machen Zugehörigkeit nicht nur für Außenstehende, sondern auch für Angehörige sichtbar. So gehöre zu den Initiations- bzw. Übergangsriten („rites of passage“) in der internationalen Hilfe auch das Aushändigen bzw. Anziehen der symbolhaften Kleidung – sei es „the uniform of the MSF t-shirt, the ‚Smurf blue‘ of UN peacekeepers“, so Smirl (2012: 235) in ihrer Analyse autobiografischer Erzählungen ehemaliger Nothelfer_innen. In der Militärsoziologie ist das Einkleiden in Uniform zentraler Angelpunkt militärischer Sozialisation (Kliche 2004: 344; Bake 2009: 107-108). Die Uniform steht sowohl für die Disziplinierung und Normierung und die Hierarchisierung aller sozialen Beziehungen innerhalb der Organisation als auch für die Bedeutung der Gruppenidentität. Direkt am Körper getragen, auf der Haut sitzend verändert sie nicht nur die Außenwirkung ihres Trägers, ihre Symbolik wirkt auch nach innen, auf das Selbstgefühl des/der Einzelnen wie der Gruppe.

Aber nicht nur Kleidung, auch anderen Gegenständen kommt eine identitätsstiftende Bedeutung zu. Dem Einsteigen in ein weißes SUV schreibt Smirl (2015: 103) eine fast transformierende Wirkung zu. Anhand von Werbematerialien und Firmenveröffentlichungen zum Land Rover arbeitet sie heraus, dass das SUV nicht nur als stark und robust gilt und damit sowohl Sicherheit für seine Insassen als auch einen Hauch von Abenteuer verspricht. Es steht darüber hinaus symbolisch dafür, einer der Guten zu werden: „Particularly with regard to OECD nationals, to step up into a (white) Land Rover is to simultaneously step *into* the myth of the First World aid worker assisting Third World populations in need.“ (Ebd.) Neben der Wirkung nach innen hat sichtbare Zugehörigkeit auch maßgebliche Folgen für die Außenwahrnehmung. Entsprechend meint Lutz: „Wenn ich [abends irgendwo] in Uniform sitze, dann werde ich als Polizist angesprochen.“ Dieser Kennzeichnung der Organisationszugehörigkeit entspricht, dass die Uniform als materialisierte Identität etwas ist, was sich die Träger nicht aussuchen. Soldaten, Polizisten suchen sich nicht aus, sichtbar zu sein. Sie sind es qua Beruf(swahl). Uniform zu tragen ist für bestimmte Berufe, für bestimmte Tätigkeiten verpflichtend. Sichtbarkeit ist in ihren Fällen wesentlicher Bestandteil des Berufs.

Umgekehrt ist es auch nur Angehörigen der Organisation erlaubt, die entsprechende Uniform zu tragen. Tatsächlich erinnere ich mich an Gespräche mit und unter Soldaten im Rahmen meiner Feldforschungen, die skeptisch waren, dass auch zivile Angestellte der Bundeswehr im Auslandseinsatz Uniform tragen darf-

ten/mussten. Diese sind in der zivilen Verwaltung tätig, die laut Artikel 87b des Grundgesetzes den Personal- und Sachbedarf der Bundeswehr deckt. Auf den entsprechenden Internetseiten zur Berufsinformation und in Presseveröffentlichungen der Bundeswehr wird das Uniformtragen im Auslandseinsatz als selbstverständlich auch für zivile Mitarbeiter dargestellt, ebenso wie klar ist, dass der Dienst in Deutschland ‚in zivil‘ geleistet wird. Auch auf bundeswehrforum.de (2013) schreibt Nutzer arimarc dazu:

„Die meisten zivilen Dienstposten, die nahe an der Truppe sind, wechseln im Einsatz in Uniform. Diese zivilen Mitarbeiter sind quasi automatisch ‚Reservisten‘ mit entsprechendem Dienstgrad. Bestes Beispiel sind der S8 bzw. die Einsatzwehrverwaltung aber auch Truppenpsychologen oder Rechtsberater.“¹⁷

Der darauffolgende Austausch zeigt, dass man sich damit schwertun kann. Nutzer apollo merkt an: „zivile rechtsberater sind auch son fall. im einsatz tragen die grün... etwas peinlich wenn natopartner das sehen, weil die denken, dass das normale soldaten sind (meisten noch mit otl klappen oder höher drauf).“ Und justice005 antwortet:

„Es SIND normale Soldaten, wenn sie im Einsatz sind. Sie haben alle Rechte und Pflichten eines Soldaten und sind wie andere Spezialisten in Ihrem Fachgebiet tätig. Dass das angeblich bei NATO-Partnern ‚peinlich‘ wäre, ist schlichtweg dummes Zeug. Peinlich ist es allenfalls, dass bei anderen NATO-Partnern Rechtsberater rumlaufen, die nicht mal ein Jura-Studium haben.“

Auch innerhalb der Bundeswehr ist Uniform tragen zu dürfen etwas Besonderes – nicht selbstverständlich, sondern Gegenstand von Verhandlungen. Da mag verletztes Gerechtigkeitsempfinden mitschwingen, wenn Soldaten beim niedrigsten Dienstgrad anfangen und sich jede nächste Schulterklappe (= jede Beförderung) im Laufe der Zeit erarbeiten, während manch ziviler Angestellter im Auslandseinsatz gleich mit der ersten Uniform und der ersten Schulterklappe höher einsteigt.

Das Thema Uniform ist jedenfalls mitunter ein heikles, mit Emotionen besetztes. Hier liegt eine deutlich markierte Grenze, die – das macht die Pointe der folgenden Erzählung deutlich – für jeden, der zumindest ein bisschen Ahnung hat, of-

17 Die Stabsabteilung von Verbänden in der Bundeswehr sind in Sachgebiete unterteilt, die insgesamt zur Aufgabe haben, den Kommandeur zu beraten und zu unterstützen. Diese werden mit „S“ (für Stab) oder auch „J“ (für „joint“, bei integrierten Verwendungen) abgekürzt. Der „S8“ ist für Wirtschaftsangelegenheiten, d. h. die Planung und Verwendung von Haushaltsmitteln zuständig.

fensichtlich sein müsste. Anna Goschen berichtet davon, dass sie inzwischen großen Wert darauf lege, noch in Deutschland Kontakt zur Bundeswehr aufzubauen, um die Kooperation in Afghanistan selbst zu erleichtern. Es gehe vielfach darum, sich kennenzulernen und gegenseitig Ziele und Arbeitsweisen abzustecken. Das sei auch deshalb nötig, weil viele ihrer Mitarbeiter, einschließlich ihrer selbst, zu Beginn ihrer Arbeit in der humanitären Hilfe so gar keine Berührungspunkte mit der Bundeswehr hätten und entsprechend nicht abschätzen könnten, nach welchen Verfahren und Regeln die Bundeswehr als Organisation funktioniert und wie man als humanitäre HelferIn mit ihr interagieren könnte. So sei eine ihrer Mitarbeiterinnen bei einem längeren Besuch im Feldlager der Bundeswehr in Afghanistan von der Infrastruktur des Lagers und seinen Möglichkeiten fast überwältigt gewesen:

„Da ist ja so eine Mitarbeiterin ge- mitgegangen, die noch *nie* in einer militärischen Einrichtung war (JB: Ja), die noch gar nichts mit Militär zu tun ha- und als die dann nach 14 Tagen Afghanistan zum ersten Mal ins Feldlager der Bundeswehr kam und Kontakt zum Militär hatte, da wurde ihr also erstmal so eine, so ein *Batch* gegeben, also so ein- *Entry card*, ne? (JB: Hm-m, hm-m) Und dann hat sie das erste Mal eine warme Dusche gekriegt, also da ist es ja ein Duschcontainer für Frauen, dann hat sie Bettwäsche gekriegt, dann hat sie ein Bettlaken bekommen (JB lacht), dann hat sie ein Container gekriegt, dann hat sie – Also sie hat immer so, ja so alle Stunde, zwei, hat sie irgendwas bekommen von denen, ja? Und dann hat sie sich das alles angeschaut. Hat gesehen, da ist eine Pizzeria. Sagt sie kannst du da einkaufen. Da kannst du die Videos leihen und – sie war völlig platt und es ging eigentlich – (JB: immer so weiter?) und dann hat sie gesehen, dass alle mit so einem Wäschesack dahin laufen und ihre Wäsche zum Waschen geben. Ja das hat sie- haben sie gemeint, ah wir können Ihnen auch einen Wäschesack geben, dann können Sie auch mal Ihre Wäsche da wasch- Oh, das wäre ja super nach 14 Tagen endlich mal die Wäsche zu waschen und nicht afghanisch, ja, in diesem Fluss und so. Und dann saß sie in der Verpflegungseinrichtung, ja, da waren da halt irgendwie knapp 1.000 Soldaten, haben gegessen und sie saß mit den anderen so, mit ein paar Zivilisten da und dann fragt die ganz laut, und der Tisch ist voll mit Soldaten, und wann kriegen wir unsere Uniform? (JB lacht auf) Das war für die völlig klar, ne? Wann kriegen wir auch- die sind hier bestimmt so. Haben ja auch ihre Klamotten gekriegt (JB lacht). Dachte ich, meine Herren, du. Wie kannst du nur, ge- also *gar* keine, null Ahnung, (JB lacht wieder) null (1) und denkt, die kriegen jetzt-, habe ich gesagt, du, jeder der hier eine Uniform an hat, hat hier auch einen Job, der kommt nicht als Zivilist rein und-

JB: Und kriegt eine Uniform, ja (lacht).

AG: Ne?“ (Interview Anna Goschen)

Außenstehende können in vielerlei Hinsicht in die Praxis einer Organisation eingebunden werden, wie Anna Goschens detaillierte Aufzählung der vielen verschiedenen Angebote zeigt, die ihrer Mitarbeiterin im Rahmen ihres Aufenthalts im Feldlager der Bundeswehr zur Verfügung gestellt wurden. Auch dass neben tausend Sol-

daten sich ein paar Zivilisten im Feldlager aufhalten, ist normal. Die Grenze der „Aufnahme“ und Integration verläuft jedoch bei der Einkleidung, der sichtbaren Zugehörigkeit – dass die Mitarbeiterin das nicht weiß und, im Gegenteil, sogar wagt, öffentlich vor allen anderen danach zu fragen, ist für Anna Goschen nur erklärbar, weil sie „noch *nie*“ mit Militär zu tun hatte. Die erzählerische Rahmung dieser Szene („da waren da halt irgendwie knapp 1000 Soldaten ... fragt die ganz laut, und der Tisch ist voll mit Soldaten“) markiert die Frage als ungeheuer peinlich und die Grenze des Uniformtragens sowohl als selbstverständlich als auch als heikel.

In diesem Sinne setzt Uniformität im Sinne der „einen Form“, der Serialität und Erkennbarkeit durch eine vereinheitlichte äußere Erscheinung nicht nur den Einzelnen in Bezug zum Ganzen (Mentges 2005: 20). Sie strukturiert auch zwischen Organisationsangehörigen und Außenstehenden und organisiert Körper, Handlungen, Räume und Funktionszusammenhänge mittels Zeichen in einer bestimmten Ordnung (Henkel 2008: 174), lenkt Erwartungen in „vorgezeichnete Bahnen“ (Raab/Soeffner 2005: 179). Diese Kennzeichnung, das Sichtbar-machen von Organisationszugehörigkeit (und damit das Lenken von Erwartungen) ist nicht auf uniformierte Berufe, auf Militär und Polizei beschränkt. Auch internationale Akteure wie die UN, die AU, die EU, die OSZE verwenden Embleme, um zu zeigen, wer sie sind. Hilfsorganisationen markieren mit Logos und Schriftzügen „on everything from water pumps to T-shirts“ (Dowden 1994: 1) die eigene Identität.¹⁸

Gerade dort, wo Bewohner weder lesen noch schreiben können, verlassen sich Intervenierende oft auf Symbole (Embleme, Logos, Automarken, Farben), um Organisationen erkennbar und unterscheidbar zu machen (Soumana 2012: 110). MSF-Personal ist in Kampagnen und Berichterstattung häufig in Logo-T-Shirts oder -Westen abgebildet¹⁹ und das Internationale Rote Kreuz ist darauf bedacht, sein Em-

18 Benthall, der sich zwar nicht mit der Sichtbarkeit von Organisationen im Feld vor Ort, aber mit medialen Repräsentationen beschäftigt, schreibt zu Logos: „Nowadays, any institution that wishes to keep in the public eye has to have a logo, and the NGOs are no exception. The word ‚logo‘ will be used here in the sense of any identifying symbol consisting of a simple picture or design and/or letters. Despite the attentions of graphic designers and advertising creators, no agency emblem has approached the success of the red cross, which is well protected by virtue of the near-universal ratification of the Geneva Conventions, and because it stands for a principle broader than the work of a single organization.“ (Benthall 1993: 174)

19 Jenseits des eigentlichen Logos bekommt das T-Shirt selbst inzwischen teilweise große Symbolkraft zugeschrieben. In einem Spot von MSF (2008) sind kaum Gesichter der MSFler bei der Versorgung von Kranken und der Geburt eines Kindes zu sehen, dafür aber fängt die Kamera immer wieder das MSF-T-Shirt ein. Am Ende fokussiert sie auf

blem als Alleinstellungsmerkmal zu erhalten (und geht rechtlich gegen Akteure vor, die ähnliche Embleme nutzen²⁰). Und auch über die Kleidung hinaus werden sichtbare Marker verwendet, um Zugehörigkeiten und Positionen zu kommunizieren. Wie bereits deutlich wurde, gilt das weiße SUV längst als eines der Symbole internationaler Hilfsorganisationen und die blauen Helme der UN-*Peacekeeper* sind zum Synonym für internationale friedenserhaltende Maßnahmen geworden.

Dabei ist jedoch Beobachterin nicht gleich Beobachterin. Wer wie sichtbar wird, hängt auch von derjenigen Person ab, die sieht. Und nicht jede/r sieht das gleiche. Wissen um einen sozialen Kontext, der Grad der Vertrautheit mit einer Lebenswelt, mit in einer Situation geltenden Regeln und Symbolen beeinflussen unser Sehvermögen. Ebenso wie Kontextwissen die Möglichkeit zu sehen erhöhen kann (mit militärischen Rängen Vertraute sehen deutlich schneller, welchen Rang die Schulterklappe eines Soldaten anzeigt als solche, die gar nicht auf die Idee kommen, dass das Stück Stoff auf der Schulter irgendeine symbolische Bedeutung haben könnte), kann es auch dazu führen, dass man den sprichwörtlichen Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht und somit Außenstehenden zugeschrieben wird, aufgrund ihrer Distanz und ihrer Nicht-Involviertheit deutlich mehr sehen zu können.

Insofern sind Zeichen und Symbole und als solche auch Uniformen an soziale (Wissens-)Räume gebunden. Henkel spricht davon, dass „Uniformen“ bzw. uniforme Kleidung innerhalb ihres sozialen Wirkungsraums funktionieren, in dem ihre Inhalte und Zeichen grundsätzlich bekannt sind und „richtig“ gedeutet und verstanden werden können (Henkel 2008: 249). Innerhalb einer Organisation ist ein solcher sozialer Wirkungsraum erwartbar, bei direkten Kolleginnen und Kollegen können Intervenierende also davon ausgehen, dass die organisationsinternen Zeichen verstanden werden. Entsprechend zeigt sich Hauptfeldwebel der Bundeswehr Rolf Schmitz in einem Brief nach Hause dankbar, dass die Kameraden im Feldlager ihn mit einem Blick auf das Verbandswappen an seinem Ärmel automatisch in Ruhe lassen, weil sie dann gleich wissen, dass „wir aus der QRF in den vergangenen Wochen in Kundus teils erheblich unter Feuer gestanden haben, und auch eisern ausgeteilt haben“ (Baumann/ Langeder/Much/Obermayer/Storz 2011: 71). Eine solche Reaktion ist nur möglich, weil die Verbandszugehörigkeit auf den Uniformen sichtbar gemacht und das Verbandsabzeichen richtig zugeordnet wird (und zudem die

ein mit Blut und Dreck verschmutztes T-Shirt, mit dem eingblendeten Slogan „Saving lives is dirty work“. Und so symbolisiert ein dreckiges T-Shirt das noble Ziel, Menschenleben zu retten.

20 Siehe dazu Deutsches Rotes Kreuz (k. A.).

anderen Einheiten im Feldlager zumindest grundlegend wissen, was passiert ist).²¹ Mit Robert Rubinstein, der über Jahre die Organisationskulturen von UN-*Peacekeeping*-Missionen erforschte, geben derlei Symbole (Abzeichen, Medaillen) in einer Mission Orientierung und schaffen eine Art Struktur innerhalb der Gruppe – und tragen so zur weiteren Integration bei (Rubinstein 2005: 535). Maren Tomforde hält fest, dass viele Bundeswehrsoldaten im Auslandseinsatz kleine Veränderungen an der Uniform vornehmen, die „im Heimatland weder zu finden noch erlaubt wären“ (Tomforde 2008a: 74-75) – Namensschilder mit deutscher und z. B. NATO-Flagge, kompaniespezifische Aufnäher am Hemdsärmel mit einem eigens für das Kontingent entworfenen Logo. Sie versteht diese „Identitätsmarker“ an der Uniform als „deutliche Zeichen der Zugehörigkeit zu einer Wir-Gruppe“ und Abgrenzung von der „Sie-Gruppe [...], die situational aus Besuchern, Kameraden anderer Einheiten/Feldlagern/Nationen oder den Einheimischen im Einsatzland bestehen kann“ (ebd.: 75).

Sichtbarkeit durch die Uniform wird aber nicht nur angestrebt, sondern auch vermieden. Soldaten tragen eine Uniform, die sie als Kombattanten erkennbar macht und zugleich so gestaltet ist, dass sie im Raum, in der Fläche möglichst kaum auffällt. Militärische Uniformen zielen einerseits auf die Gleichheit aller ihrer Trägerinnen und Träger und beinhalten andererseits verschiedenste „Tätigkeitsabzeichen, Sonderabzeichen, Leistungsabzeichen, Ärmel- und Mützenbänder, Armbinden und Schützenschnüre, [...] Orden und Ehrenzeichen“ (Bundesministerium der Verteidigung (BMVg) 2014: 11), um innerhalb der großen Gruppe wiederum Unterscheidungsmöglichkeiten zu schaffen.²² Mitunter kann die Erwartung derartiger Zeichen im Rahmen von (Missions-)Uniformen aber auch komische, ja fast absurde Züge annehmen. Nachdem Madlen sich für ihre Tätigkeit als *Rule of law offi-*

21 Henkel macht mit einem Beispiel deutlich, dass dieser soziale Wirkungsraum nicht notwendigerweise mit der großen Organisation gleichzusetzen ist. Die Bemerkung einer Mitarbeiterin, die regelmäßig das Mercedes-Benz-Kundencenter für Besprechungen im benachbarten Werk verlässt und sich dort aufgrund ihrer (formellen) Geschäftskleidung sehr unwohl fühlt, deutet sie: „Hier trifft eine vereinzelt und ihres genuinen Wirkungsfeldes entledigte ‚Uniform‘ auf einen sozialen Raum, in dem noch die Regelung gilt, dass Kleidung etwas über ihren Träger verrät.“ (Henkel 2008: 249)

22 Dies gilt auch für UN-*Peacekeeping*-Missionen, wie Rubinstein ausführt: „During a mission, each military member wears a badge unique to the mission. This integrates members from many different national services into the mission. [...] In addition to the badges, members of peace operations receive medals and ribbons in recognition of their service. These awards also create in-group/out-group distinctions, but, equally importantly, they also help to create collective representations within the mission.“ (Rubinstein 2005: 535)

cer in einer UN-Mission eine passende Uniform besorgt hatte, stand sie bezüglich der darauf fehlenden Abzeichen vor der nächsten Herausforderung:

„Und dann ist das Problem gerade in afrikanischen ähm Missionen [...] dass so viel auf (1) [...] Dienstgrade geachtet wird und diese Uniform, die wir in BUNDESLAND haben (JB: ja klar) als auch witzigerweise die Schweden, aus der Uniform ergibt sich nicht wie beim Militär oder bei der Polizei (JB: ahh) der Dienstgrad durch durch Sterne aufm- JB: Durch so ein Abzeichen oder so.

MS: Genau. (JB: hm-m) So, die Schweden [die in derselben Mission arbeiteten], die haben sich es einfach gemacht, [...] die haben praktisch so ein Emblem (JB: hm-m), Gold, [...] das haben die sich da vier fünf Mal oben auf die Schulter geklopft (lacht auf) (JB lacht kurz) und haben sich irgendwelche erfundenen *Mission ranks* (JB: aha) gegeben (JB lacht leise). [...] Ich habe mir dann irgendwelche Sterne von irgendwem noch geben lassen, weil ansonsten mangelt es tatsächlich ähm- an (1) sag schon, an an-

JB: An Autorität oder-

MS: Ja, genau an Autorität.“ (Interview Madlen Schader)

Gerade ihre afrikanischen Kollegen, so Madlens Erfahrung, hätten diese Sichtbarkeit von *Standing*, diese Sichtbarkeit von Autorität erwartet. Anfänglich sei es da schon ein Problem gewesen, dass an ihrer Uniform so gar nichts blitzte oder funkelte. Mit der Zeit sei das zunehmend weniger schwierig gewesen. Ich schließe daraus, dass Autorität vor allem dann derartig symbolhaft sichtbar gemacht werden muss, wenn noch keine persönliche Bekanntschaft oder Beziehung zwischen Interagierenden besteht.

Über die Organisation bzw. den direkten sozialen Wirkungsraum hinaus sind geteilte Bedeutungen nicht unbedingt erwartbar. Das zeigt auch Anna Goschens Einschränkung, als sie erzählt, dass sie inzwischen dazu übergegangen sei, noch zu Hause in Ruhe Kontakt zur Bundeswehr aufzunehmen: „Wir [lernen] die Dienstgrade (beide lachen), ähm, auch nicht alle, ich meine sobald es dann (JB: Nee. Ja, ja. Aber, ja, ja.) noch die Marine wird oder Luftwaffe ist alles wieder durcheinander.“ Unsere Interaktion (das gemeinsame Lachen, mein Einschub) wirkt auf mich wie die von Eingeweihten.²³ Doch während ich meine Wissenslücken nie als problematisch empfunden habe, weil niemand von mir erwartete, Bescheid zu wissen, ist die reibungslose Interaktion für Anna Goschen wesentlich. Das frühe Kennen-

23 Denn auch mir als nicht-geschulter Außenseiterin fällt es nach einigen Aufenthalten bei Bundeswehr-Einrichtungen und etlichen Gesprächen mit Soldaten nicht leicht, auch nur den Rang eines Soldaten anhand der Schulterklappe zu bestimmen (immerhin weiß ich, wie man das Stück Stoff nennt).

lernen macht die Begegnung vor Ort deutlich einfacher, weil das Gegenüber nicht mehr ganz so fremd ist.²⁴

Teilweise erstreckt sich dieser „soziale Wirkungsraum“ auch auf das Interaktionsumfeld der Intervenierenden. Peter Leibhart ist stolz darauf, auf Fahrten ins Feld von den örtlichen Bewohnern erstens erkannt und zweitens anerkannt zu werden: „Wenn ich in ein Dorf fahre, dann, äh, zeigen mir die, die Leute, die Frauen den Daumen so nach oben (JB: aha) oder die klatschen auch.“²⁵ Das Kürzel der Hilfsorganisation, für die er arbeitet, wüssten die Leute sehr gut zuzuordnen.

Weiß das Umfeld die Zeichen nicht zu deuten, wird es möglicherweise für Akteure schwierig, die viel auf ihre Zeichen setzen, die ganze Identitäten und Positionierungen damit verbinden. Viele humanitäre Hilfsorganisationen möchten ihre Neutralität und Unabhängigkeit nach außen kommunizieren, oft in der Erwartung, von den Bewohnern vor Ort als Unbeteiligte an gewaltsamen Konflikten, als Ressource für Hilfe und Unterstützung wahrgenommen zu werden. Entsprechend werden sowohl akteursübergreifende Symbole (wie die weiße Farbe der Fahrzeuge) als auch organisationsinterne Embleme (wie das Logo einer jeden Organisation) eingesetzt. So groß war das Vertrauen in diese Symbole, dass Larissa Fast auch von der Sicherheitsstrategie des „magic shield“ (Fast 2014: 234) spricht – die Hoffnung, „that the symbols and emblems of humanitarianism and multilateral action, like the Red Cross or the UN flag, would be enough to insulate them from harm“ (ebd.: 186). In einer Studie zur Wahrnehmung von MSF schreibt Caroline Abu-Sada jedoch:

„The MSF logo and visual communication are not always known or understood. In Kenya, people tend to associate the logo with a man holding a spear (to destroy kala azar) rather than with MSF. Even more crucially, a large number of those interviewed remember the ‚no guns‘ sticker more clearly than the logo. The red lines through the gun are neither noticed nor un-

24 Mentges weist am Beispiel der Lesbarkeit von Uniformen sehr schön darauf hin, dass soziale Wirkungsräume immer historisch-kulturell situiert und kontingent sind (Mentges 2005: 33). So wie Konversationslexika wohl nicht mehr so einschlägig sind wie im 19. Jahrhundert, ist davon auszugehen, dass auch detailliertes Wissen über das Uniformwesen inkl. der Uniformfarben, der einzelnen Hierarchiegrade und der Anlässe, zu denen bestimmte Uniformen getragen werden, heute für einen Großteil der Gesellschaft nicht mehr relevant ist. Mentges schlussfolgert: „Die Ausführlichkeit, mit der die Lexika sich diesen ‚Äußerlichkeiten‘ widmen, belegt, in welchem starkem Maße die Uniformen als Bestandteil der visuell-räumlichen Öffentlichkeit wahrgenommen wurden und die Kenntnis ihrer internen Ordnung zur politischen Kultur gehörte.“ (Ebd.)

25 In Kapitel 5.2 habe ich das Zitat verwendet, um die Bedeutung von Nähe und Beziehungen für die Sicherheit bzw. das Sicherheitsgefühl von Intervenierenden zu beschreiben.

derstood, and the gun is therefore interpreted as a threat. Some come to the conclusion that the facilities are managed by the Kenyan government, others that it is necessary to carry a weapon in order to enter MSF's medical facilities.“ (Abu-Sada 2012: 25)

Auch die Verwechslung von NGOs wie MSF mit UN-Organisationen scheint angesichts der gleichen weißen SUVs nahezuliegen. So schildert Peter die Reaktionen der Anwohner in Kenia und Uganda, als er mit einem der MSF-Logistiker auf einem der regelmäßigen „supply trips“ unterwegs ist: „Several boys ran beside us, thumbs up and hands out as they chanted ‚UN, UN!‘“ (Redfield 2013: 126) Für die Jungs vor Ort ist klar, dass das große, weiße Auto zur UN gehören muss. Was zeigt: Die erfolgreiche Identifikation und Zuordnung von Symbolen zu Akteuren und ihren (politischen) Positionierungen setzt voraus, dass sichtbare Marker verstanden und ‚richtig‘ = wie beabsichtigt und erwartet interpretiert werden (können).²⁶

26 Spannend ist, dass große Sichtbarkeit und erfolgreiche Identifizierung wiederum mit Einsicht oder Verständnis über die grundlegende Identifizierung hinaus einhergehen. Militär ist – mit Uniformen, Waffen, gepanzerten Fahrzeugen in ausgesuchten Farben – zwar für jeden (wirklich für jeden? Wer „erkennt“ Militär nicht als solches?) sichtbar. Aber die von mir interviewten Soldaten stellen heraus, dass es von außen nicht „einsehbar“ ist: Wer nicht selbst dazu gehört, weiß nicht, wie es ist, kann nicht wissen, wie es funktioniert, was die Institution und den militärischen Alltag ausmacht. Martin erzählt, er habe vor seinem Eintritt in die Bundeswehr „so dieses dieses Hollywood-Bild“ im Kopf gehabt: „dieses Bild [eines typischen Soldaten] im Wald oder im Gelände (2) mit den Kameraden nebendran“, das mit seiner tatsächlichen Offizierstätigkeit „Management- oder koordinative Tätigkeit oder auch Bürotätigkeit“ nicht wirklich etwas gemeinsam habe. Tatsächlich tritt aus Erzählungen deutscher Soldaten oft der bürokratische Charakter der Institution Bundeswehr als prägendes Element ihres beruflichen Werdegangs und Alltags hervor – etwas, das in der Außenwahrnehmung kaum eine Rolle spielt. Die nach außen so sehr sichtbare Gewaltrepräsentation hingegen spielt je nach spezifischer Verwendung, sprich Aufgabe für einen Großteil der Bundeswehrsoldaten kaum eine Rolle. Insofern behält die hohe Sichtbarkeit von Militär etwas Symbolhaftes – sie wird sinnlich wahrgenommen, ist aber nur für eingeweihte Beobachter_innen zu deuten. Entsprechend leicht frustriert oder verletzt erzählen manche Bundeswehrsoldaten, wie sie allein aufgrund ihrer Uniform und Militärzugehörigkeit mit anderen Militärs gleichgesetzt werden. Dabei sei die Bundeswehr mit den Armeen lateinamerikanischer Militärdiktaturen der 1970er oder 1980er Jahre bei weitem nicht vergleichbar, auch wenn das mancher Entwicklungshelfer meine (Interview CIMIC-Experte). Das Beispiel illustriert, dass sichtbare Marker und Symbole mit Erwartungen an ihre Träger verbunden werden und so Selbst- und Fremdbilder, Handlungsentscheidungen und Interaktionen prägen.

Schwierig kann es auch werden, wenn Akteure auf die Symbole anderer keine Rücksicht nehmen und diese un-/wissentlich ebenfalls verwenden. Wie beschrieben manifestiert sich die eigene Un-/Sichtbarkeit für Intervenierende an Gegenständen wie zum Beispiel den von ihnen genutzten Fahrzeugen. Prinzipiell können Militärfahrzeuge und zivile internationale Fahrzeuge an ihren Farben unterschieden werden. Während Militärfahrzeuge wie Uniformen ebenfalls in Flecktarn oder entsprechenden Farben gehalten und damit für Beobachter_innen als militärisch identifizierbar sind, benutzen zivile Akteure wie die UN oder die EU weiße Autos, angelehnt an die Symbolik der weißen Fahne. Diese gilt seit ihrer Nennung in der Haager Landkriegsordnung von 1907 als Zeichen der Kapitulation. Im übertragenen Sinne kommunizieren die weißen Autos deshalb mit großer Symbolkraft, man komme ohne gewaltvolle Absichten und bitte darum, das Feuer einzustellen bzw. nicht zu eröffnen. Eine Symbolik, die dann einen besonderen *Twist* bekommt, wenn Gewaltakteure beginnen, weiße Fahrzeuge zu nutzen: So wird nicht nur berichtet, dass internationales Militär in der Anfangsphase des Afghanistan-Einsatzes weiße Fahrzeuge benutzte²⁷ und die Bundeswehr nach der Beendigung des ISAF-Einsatzes und dem entsprechenden Rücktransport des eigenen militärischen Fuhrparks nach Deutschland auf weiße Toyota-Pickups einer lokalen Mietwagenfirma zurückgriff (Chauvistré 2014), sondern auch, dass weiße Toyotas bevorzugt für Selbstmordanschläge in Afghanistan (Graw 2008) oder von Kämpfern der Gruppe „Islamischer Staat“ (IS) in Syrien genutzt würden (Chauvistré 2014). Für die Nutzung mag es praktische Gründe geben: Die Fahrzeuge stehen vielleicht schlichtweg in der benötigten Zahl zur Verfügung oder das Weiß wird in sonnenintensiver Umgebung als praktisch, weil lichtreflektierend angesehen.²⁸ Im Fall des internationalen Militärs in Afghanistan übten Organisationen der humanitären Hilfe und Entwicklungszusammenarbeit jedoch heftige Kritik. Sie unterstellten, die Bevölkerung würde über die wahre Zugehörigkeit der Fahrzeuge getäuscht, das Militär profitiere auf unredliche Weise von der hohen Symbolkraft der weißen Farbe und die eigentlichen humanitären Helfer würden unweigerlich in Gefahr gebracht. Noch einmal gewendet wäre es jedoch zu einfach anzunehmen, dass es Intervenierende immer unwissentlich in einen Topf geworfen werden. Peter Leibhart meint, die Dorfbewohner hätten sehr wohl zu unterscheiden gewusst

„zwischen einer huma- zwischen Mitarbeitern einer humanitären Organisation (JB: Ja) und, äh, dem UN-System, ja? (JB: Ok). Also wir sind auch immer die, die in die Hotspots reinfah-

27 Siehe Christians/Radtke/Rüffer/Runge/Sahlmann/Hinz/Lieser 2009: 6, Brinkmann 2010: 20, Redfield 2010: 69.

28 Somaiya (2010) führt die Beliebtheit von Toyota Trucks auf ihre extreme Robustheit zurück, gänzlich unabhängig von der Farbe des Fahrzeugs.

ren (JB: Aha), äh, während UN, äh, ja sehr hohe, (1) ja sehr massive Auflagen hat, ähm (JB: Hm-m, hm-m), also die- deren Leben sozusagen anscheinend wertvoller als unseres, hm? Das sind die Ersten, die sich absetzen (JB: Hm-m). Oder, hm, gar nicht hinfahren.“ (Interview Peter Leibhart)

Die maßgebliche Unterscheidungskategorie, die Leibhart aufmacht, ist die der Beziehung und, wenn man so will, der Solidarität versus (offiziell vorgeschriebener) Eigennützigkeit. Nicht „Militär/NGO“ sei entscheidend gewesen, sondern ob die Intervenierenden Risiken auf sich nehmen und sich für die lokalen Bewohner einsetzen. Ähnlich argumentiert auch Pouligny am Beispiel Haiti, dass „the local people themselves do not always distinguish civilians and soldiers, all of who wear uniforms, but rather observe how they behave and the arms they carry“ (Pouligny 2006: 252). Dazu passt, dass sich Poulignys haitianische Interviewpartner viel eher an Namen und Personen als an Funktionen oder Berufe von Intervenierenden erinnerten (ebd.: 140-141).

Dass Aussehen und Identifizierung zusammengedacht werden, zeigt sich auch in der Frage der Anpassung an lokale Kleidungs- und Gestaltungskonventionen. Bestimmte Kleider werden von meinen Interviewpartnern beispielsweise als „afghanisch“ identifiziert bzw. als (nicht den eigenen, sondern) lokalen Gepflogenheiten entsprechend. Tragen Intervenierende diese, markieren sie sich in Anlehnung an Einheimische als „mit der lokalen Kultur verbunden“. Manche meiner Interviewpartner formulieren das Tragen „einheimischer“ Kleidung entsprechend als eine Frage des Respekts und Voraussetzung für interkulturelle Zusammenarbeit „auf Augenhöhe“. Nina Lepkowski, Mitarbeiterin in der Entwicklungs- und Nothilfe in Afghanistan, legte sich sehr bewusst einige traditionelle Gewänder zu, um sie zu offiziellen beruflichen Anlässen zu tragen:

„Ich versteh mich als als als Gast im Land, dementsprechend verhalte ich mich auch [...] Also ich habe mir beispielsweise irgendwann angefangen in Pakistan und Indien diese Shalwar Kamiz einzukaufen, weil es einfach im Sommer, sorry, es gibt dann einfach bei 35 bis 40 Grad im kontinentalen Klima im Sommer gibt's einfach nichts nichts Besseres, ja? Und ähm hatte dann auch irgendwann, ich sag mal so, zwei drei Ausgeh- ähh -sets, und wenn dann irgendwelche *Inaugurations* waren oder so, dann habe ich die auch angezogen und es ist total interessant, äh (1) dass ich dann als ich ausgereist bin, kamen die (1) wir hatten auch fünf äh (1) also Frauen, afghanische Frauen, die bei uns im Team gearbeitet haben, kamen halt die Frauen hinterher, weil die Männer würden sowas nie sagen, halt ganz klar, dass eines der Sachen, die sie immer toll fanden, wäre halt die Wertschätzung gewesen gegenüber der afghanischen Kultur, (1) äh man hätte halt gesehen, dass mir das (1) weiß ich nicht, dass mich das interessiert, dass mir das Spaß gemacht, ist ja egal, ob es jetzt wirklich so ist, aber das ist halt so gesch- das war halt so die die Ausstrahlung nach außen, die Message nach außen, und was viel wichtiger war ist, dass die Kolleginnen damals gesagt haben, dass das ein Feedback ge-

wesen wäre, was sie von den *Gemeinden* erhalten haben, und die Gemeinden waren unsere *wichtigsten*, das waren die *Partner*, das waren die Leute, mit denen wir gearbeitet haben.“ (Interview Anna Lepkowski)

Lepkowski ist stolz zu erzählen, dass ihre Absicht sich an lokale Gepflogenheiten anzupassen und auf diese Weise Interesse und Respekt zu zeigen „erkannt“ und wertgeschätzt wurde.²⁹ Wichtig ist mir an dieser Stelle, dass sich diese Strategie der sichtbaren Anpassung nicht auf Entwicklungspersonal oder ‚zivile‘ Intervenierende beschränkt. Im Gegenteil finden sich gerade unter Soldaten eben solche Absichten. So empfahl das japanische Verteidigungsministerium seinen Soldaten im Zuge der Irakinvasion 2003 offenbar, sich einen Schnurrbart wachsen zu lassen, um der irakischen Bevölkerung Anpassung und Respekt zu signalisieren. Die BBC News berichteten:

„Japanese soldiers going to Iraq are reportedly being encouraged to grow moustaches to blend in with the locals. They will also be banned from consuming alcohol or pork on their base in the southern Iraqi town of Samawah, according to a defence agency official. ‚We studied Iraq’s customs, culture and religion as much as we could‘, Defence Agency Director Shigeru Ishiba said. Japanese wants to avoid any attacks on its troops, which could draw them into politically sensitive combat.“³⁰ (BBC News 2004: 1)

Um es klarzustellen: Kleider oder Schnurrbart dienen nicht dazu, sich unsichtbar zu machen, sind nicht vom Glauben getragen, dann in der Menge untergehen zu können. Vielmehr wird die eigene unüberwindbare Sichtbarkeit genutzt, um ein ebenso sichtbares Zeichen des Respekts zu zeigen. Zunächst mal mag gerade für männliche Soldaten ein Bart naheliegender erscheinen: Wer Uniform trägt und die Freiheit der Kleiderwahl nicht hat, für wen folglich zum Beispiel das Anziehen einheimischer Kleidung zu Demonstrationszwecken ausfällt, der muss sich mit den Mitteln behelfen, die ihm zur Verfügung stehen. Auch unter Bundeswehrsoldaten scheint es durchaus üblich zu sein, sich einen Bart wachsen zu lassen – ich habe es oft auf Fotos gesehen. Werner Petzold meint, viele der ihm unterstellten CIMIC-Soldaten, deren Aufgabe es war, in die Dörfer zu fahren und Kontakt zur zivilen afghanischen Bevölkerung aufzubauen und zu halten, hätten sich „genau so einen wallenden

29 Ähnliche Strategien, gerade unter Frauen, die in der Entwicklungszusammenarbeit tätig sind, beschreiben auch Cook (2007), Heron (2007) und Roth (2015).

30 Gerade dieses Beispiel erscheint aus der Distanz vollkommen absurd. Als wenn die Irakis sich weniger besetzt fühlten, weil die japanischen Soldaten Schnurrbart tragen! „Wie ein Tyrannosaurus Rex, der sich einen Schnurrbart anklebt und glaubt, damit als Maus durchzugehen“, vergleicht eine befreundete Doktorandin.

Bart“ wachsen lassen, um „bei den Dorf-Afghanen äh ein besseres *Standing* [zu] haben“.³¹ Für ihn selbst jedoch seien derlei Äußerlichkeiten weniger Signale des Respekts als vielmehr Zeichen mangelnder Glaubwürdigkeit und Authentizität: „Meine Meinung ist, ist es, dieses (1) afghan- so afghanisch sein zu wollen wie die Afghanen, das äh (1) das bringt es nicht. Ja, man ist nicht authentisch, kann man nicht sein, und das kriegen die auch mit.“ Jede noch so kleine Anpassung bedeutet in seinen Augen schon einen Verlust des Eigenen und ist im Kern ungläubwürdige Anbiederung. Ähnlich sieht es Michael Kubos, der noch einen oben drauf setzt:

„Wo es dann immer hieß, es wäre ratsam äh afghanische Kleidung anzuziehen. (JB betont: Hm-m) Hab ich gesagt, findet nicht statt. (JB: Hm-m, interessant) Sag ich, ich bin Internationaler, ich kleide mich international, (JB: ja) die sehen sowieso, ob ich nun afghanische Kleidung an habe oder nicht, dass ich kein Afghane bin. (JB: aha) Sag ich, ähm (1) diesen diesen Zirkus mache ich nicht mit. (JB: hm-m, hm-m) [...] genauso ist das bei den Frauen, die da äh wirklich mit dreißigtausend Kopftüchern und was weiß ich nicht alles, ähm- ich sag es ja immer, die sind doch nicht doof. (JB: hm-m) Auch die kennen Fernsehen, auch die wissen wie man im (Westen rum-, die westlichen Frauen?) [...] oftmals sag ich machen sich die internationalen Frauen einfach zum Horst.“ (Interview Michael Kubos)

Wenn Kleidung und Körper als Identitätsanzeiger gedacht werden, ist eine Anpassung an lokale Gepflogenheiten kritisch. Was hier mitschwingt, ist fast eine Täuschungsabsicht, die Intervenierenden unterstellt werden könnte.

Sind Soldaten besonders sichtbar?

Was in den vorangehenden Überlegungen bereits anklingt, ist die Frage, inwiefern alle Intervenierenden gleichermaßen sichtbar werden oder ob sie sich in ihrer Un-/Sichtbarkeit unterscheiden. Von meinem Material ausgehend sind zunächst die Soldaten unter meinen Gesprächspartnern überzeugt, sie seien besonders sichtbar –

31 Wobei Bartwuchs meines Erachtens als eine Form von Anpassung an örtliche Gepflogenheiten interpretiert, aber nicht einfach damit gleichgesetzt werden kann. Möglicherweise ist es angesichts relativ enger Unterbringung und geteilter Duschcontainer eine sehr praktische, weil Zeit und Aufwand sparende, Entscheidung, sich nicht regelmäßig zu rasieren. Oder aber er steht weniger für die Anpassung an die Umgebung als für ein sichtbares Zeichen der vergehenden Zeit – er ist nicht von jetzt auf gleich, von heute auf morgen zu haben, sondern bedarf Zeit und kann so mit wachsender Länge und Dichte auch einen potenziellen Zuwachs an Erfahrung symbolisieren. Und er kann auch im Nachhinein genutzt werden, um Veränderung zu markieren, beispielsweise indem er mit der Rückkehr nach Hause wieder abgenommen wird.

aufgrund der Uniform, aufgrund der ‚Masse‘ (= der großen Zahl von Personen), mit der sie auftreten, und, so meine Ergänzung, aufgrund der Waffen, die sie tragen.

Tatsächlich ist die Un-/Sichtbarkeit speziell von Uniformen eine äußerst spannende Frage. Regina Henkel weist darauf hin, dass die Auffälligkeit einer Uniform nicht davon abhängig ist, „wie viele Uniformierte an einem Ort anwesend sind, ihr feststehender Zeichenapparat funktioniert auch in der Einzahl“ (Henkel 2008: 154). Uniformen sind sichtbar – auch ich halte beispielsweise im Wartebereich des Münchner Flughafens auf dem Weg zu einer großen Konferenz Ausschau nach Uniformierten, weil ich vermute, dass auch Bundeswehrsoldaten aus dem süddeutschen Raum teilnehmen und denselben Reiseweg haben wie ich. In der Öffentlichkeit bzw. einer nicht-uniformierten Umgebung sind Uniformierte besonders sichtbar. So wird die tarnfarbene Uniform zum Paradox: Gestaltet mit dem Ziel, ihren Träger oder ihre Trägerin in der Umgebung verschwinden zu lassen, weniger wahrnehmbar zu machen – gerade im Gegensatz zu früheren farbenfrohen Exemplaren (McNab 2003: 8) –, hebt sie ihn oder sie in diesen Fällen besonders hervor. Umgekehrt fällt der einzelne Uniformträger unter lauter Uniformierten nicht auf: „Visibility is relative; indeed, the seemingly high visibility of uniform wearers leads to invisibility if they are immersed in a sea of identically dressed individuals.“ (Joseph 1986: 50) Bei meinen Besuchen in Bundeswehreinrichtungen war in der Regel ich es – ‚zivil‘ gekleidet, weiblich –, die auffiel. Sichtbarkeit ist also – einmal mehr – eine Frage der Differenz.

Dieselben Überlegungen treffen auch auf andere Uniformierte zu. Selbst in beratender, nicht exekutiver Funktion waren beispielsweise Polizist Lutz und JVA-Beamtin Madlen in Uniformen tätig und entsprechend für ihre Umgebung sichtbar und erkennbar. Lutz erzählt:

„Ich werde auch so angesprochen, aber ähm wenn ich in Uniform sitze, dann werde ich als Polizist angesprochen. (JB: hm-m) Und dann kommt immer einer und sagt, ich hab da mal eine Frage. (JB: hm-m) Was ich schon immer mal fragen wollte. (1) So. Das sind meist dumme Fragen. (JB: hm-m) (2) Sonst gibt's keine. (JB: hm-m) Aber da gibt es viele. (JB: hm-m) (1) Und dann ist Uniform aus (JB: hm-m) tatsächlich eher Feierabend.

JB: Hm-m. Weil man nicht mehr- vielleicht noch als Ausländer erkennbar ist (G: ja), aber nicht mehr als Polizist zwangsläufig. (LS: genau) Hm-m. Hm-m. Ja.

LS: Deswegen kommt trotzdem mal einer und sagt, ich brauche mal deine Hilfe, oder so, aber (1) nicht in der Form. (JB: Hm-m, hm-m) Ja.“ (Interview Lutz Säger)

Ein wesentlicher Unterschied zwischen der Sichtbarkeit von PolizistInnen und *Justiz-Officers* einerseits und Soldat_innen andererseits ist in ihrer Gruppengröße begründet. Nicht nur die soldatischen meiner Gesprächspartner machen die Grundregel auf: Je „mehr“ man ist, desto sichtbarer ist man. Je größer die Gruppe der direkten Kolleginnen und Kollegen ist, desto sichtbarer ist sie nach außen. Auch Poulig-

ny argumentiert, dass Militär zwar am meisten von der Bevölkerung abgeschnitten sei, weil es in Lagern außerhalb von Ortschaften untergebracht sei, aber nichtsdestotrotz seien Soldaten „generally the most numerous and the most visible“ (Pouligny 2006: 31). Polizisten hingegen lebten zwar in der Stadt, „either in hotels or private houses that they rent close to their offices. As well, they go shopping in stores and go to restaurants, and so on. However, their presence is very small in comparison to other mission staff, and in most cases much more discreet“ (ebd.). Auch ein einzelner Diplomat fällt nicht nur aufgrund der fehlenden Uniform weniger auf, er ist auch allein von der körperlichen Präsenz her leichter zu übersehen als 1.500 Bundeswehrsoldaten.

Doch die größere Sichtbarkeit von ‚Masse‘ gilt nicht nur für Personen, also Intervenierende in ihrer körperlichen Verfasstheit, sondern ebenso für Fahrzeuge. Zwei Fahrzeuge sind sichtbarer als eines und ein Konvoi von mehreren Fahrzeugen ist abermals besser zu sehen. Bundeswehrsoldaten sind deshalb nicht nur aufgrund ihrer Uniformen und Waffen deutlich sichtbarer als zivile Intervenierende, sie bewegen sich auch ausnahmslos zu mehreren, wenn nicht gar zu Dutzenden im Raum. In der Kombination (uniformierte Menschenmenge) wird Masse so als Phänomen visuell fassbar (Mentges 2005: 28-29). Wollen zwei CIMIC-Soldaten Gespräche im Feld führen, kann es gut sein, dass sich 30 Mann auf den Weg machen. Martin Goset zählt auf meine Nachfrage hin auf:

„Also es waren (atmet aus) meistens so zwischen acht und zwölf Fahrzeugen, denke ich. (JB: hm-m) Also es waren (2) fünf Fahrzeuge vom Schutz, meine ich, der CIMIC-Trupp, ähm, ein Störer, also gegen gegen Funkauslöser (JB: Hm-m), ähm (2) und der Sanitätstrupp (1), die waren immer dabei und dann teilweise noch noch zusätzliche. Ja.“ (Interview Martin Goset)

Diese unglaubliche Menge an Fahrzeugen, im Beispiel zwölf statt einem, ist nicht der Überlegung geschuldet, besonders sichtbar sein zu wollen, sondern beruht zunächst mal auf der Einschätzung der Sicherheitslage.³² 2008, also drei Jahre zuvor, so Georg Wälder, sei es „im Nahbereich“ des eigenen Lagers auch möglich gewesen, nur mit zwei Fahrzeugen unterwegs zu sein – die Sicherheitslage wurde grundsätzlich als weniger gefährlich eingeschätzt und es standen deutlich weniger Schutzkräfte zur Begleitung zur Verfügung. Fuhr man jedoch in Gebiete, die für IED-Anschläge bekannt waren, seien bis zu 30 Mann mitgekommen.³³ Das Beispiel

32 Zum Zusammenhang zwischen der Einschätzung der Sicherheitslage und der großen Anzahl an Fahrzeugen siehe auch Kapitel 5.2.

33 In diesem Zusammendenken von Sicherheit und Masse zeigt sich wiederum schön die Verwobenheit von Bedingung und Konsequenz: Weil die Sicherheitslage als „gefährlich“ eingeschätzt wird, werden deutlich mehr Fahrzeuge auf den Weg geschickt. Und anders-

lässt zudem erahnen, dass das Sehen und die Visualität vielleicht die offensichtlichste (sic!) Art sind, wie Intervenie­rende wahrgenommen werden, aber nicht die einzige. Denn sind diese Militärs in schweren, weil gepanzerten Fahrzeugen unterwegs, sind sie nicht nur *sichtbarer*, sondern insgesamt auffälliger, sinnlich erfahrbarer als andere Intervenie­rende, weil auch deutlicher zu hören und aufgrund der Bewegung im Boden zu spüren. Tatsächlich habe ich im Ohr³⁴, dass in den afghanischen Dörfern der Boden wackle, wenn Militärkonvois in hohem Tempo durchfahren.

Meines Erachtens liegt die besondere Sichtbarkeit, die nicht nur meine soldatischen Gesprächspartner dem Militär zuschreiben, neben der Masse oder den Tarnfarben-Uniformen möglicherweise in den Waffen und der kampfsicheren Ausrüstung begründet, die sie tragen. Denn Waffen dienen nicht nur als konkretes Gewaltmittel, als Angriffs- oder Verteidigungsinstrument. Sie wirken auch als sichtbares Gewaltsymbol, signalisieren Stärke und Macht. So nehmen Bonacker und Distler an, dass die reine Präsenz von bewaffneten Experten, die gegebenenfalls ihr militärisches Arsenal zum Einsatz bringen können, das Verhalten von Interveni­erten deutlich verändert (Bonacker/Distler 2012: 168). Entsprechend meint auch Martin Goset, er habe versucht, „das Militärische ein bisschen außen vor zu lassen“ und zu Gesprächen in afghanischen Dörfern nur eine Pistole statt eines Maschinengewehrs mitgenommen, „das hat gereicht“. Letztlich aber können Soldaten die sie markierenden Materialitäten – die Waffe, die Schutzweste, die Uniform – nicht vollständig ablegen.

Doch auch wenn Militärs sich selbst eine besonders große Sichtbarkeit zuschreiben, sind andere Intervenie­rende bei weitem nicht unsichtbar. Jenseits von Logos, Schriftzügen, bestimmten Autos ist es der fremde Körper, der sich unweigerlich als solcher offenbart, wie Lutz schildert:

„Und ansonsten bist du international, also – (1) (JB: hm-m, und das) du gehst nicht als Serbe durch. Und wenn du den Mund aufmachst, sowieso nicht mehr. Und dann bist du immer er-

herum wird argumentiert, dass je sichtbarer man ist (z. B. weil man „mit Masse“ im Feld unterwegs ist), desto gefährdeter sei man. Für Anna Goschen zählt diese Verknüpfung von Sicherheit und Masse inzwischen zu den Wesentlichkeiten des Militärs. Nach mittlerweile zahlreichen Gelegenheiten findet sie es selbstverständlich, dass ein Soldat „nicht rausgehen kann, um mal allein mit dem Mullah zu reden so wie wir“, sondern die „immer gleich mit 24 Mann ausrücken“.

34 Wann und wo ich das gehört habe, ob es im Rahmen der Feldforschung für dieses oder ein früheres Projekt war (z. B. Bake/Meyer 2009, Bake/Meyer 2012), kann ich nicht mehr sagen.

kennbar. (JB: hm-m) Also man erkennt dich – Tag und Nacht. (JB: hm-m) Am Verhalten, an deiner Kleidung, an an allem.“ (Interview Lutz Säger)

Lutz hat – bei aller dieser Äußerung vorangegangenen Reflexion über die besondere Sichtbarkeit seiner Polizeiuniform – keinen Zweifel daran, dass Fremde per se als solche sichtbar sind. Es habe nicht mal einen Tag gedauert, bis er in der bosnischen Kleinstadt seiner ersten Mission von den Einheimischen als Intervenieierender identifiziert wurde. Kleidung sei ein Teil des Puzzles, aber letztlich bedarf es keiner besonderen materiellen Äußerlichkeiten: Allein das Verhalten und dazu die Sprache würden einen immer verraten. Ähnlich meint auch Michael, dass internationale Frauen in Afghanistan viel zu sehr auf ihre angepasste Kleidung vertrauen würden – es reiche schon aus, wenn sie im Auto auf dem Beifahrersitz statt dem Rücksitz Platz nähmen, um eindeutig und auffällig anders zu sein. Es ist die eigene Körperlichkeit, ihr Aussehen ebenso wie ihr Gebaren, die Intervenieierende letztlich als solche verrät, auch wenn sie dieselbe Hautfarbe teilen, denselben Kontinent bewohnen wie die Intervenierten. Selbst nachts, wenn alle Katzen grau sind, wenn die Unterschiede verwischen und Menschen nicht mehr unterscheidbar sind, fühlt sich Lutz eindeutig identifizierbar.

Zu guter Letzt setzt Sichtbarkeit nicht nur Materialität (= sinnlich Wahrnehmbares), sondern auch (imaginierte) Beobachter voraus. Es braucht auch jemanden, der guckt bzw. gucken könnte. Wer zur Beobachterin wird, hängt auch von räumlicher Nähe ab. Insofern verschränken sich die Dimensionen Un-/Sichtbarkeit und Nähe/Distanz. Der Grad der Un-/Sichtbarkeit von Intervenieierenden unterscheidet sich auch, je nachdem wer sich wann wo aufhält, wer zu wem Kontakt hat, wer von wem gesehen wird. So schätzen viele Forschende³⁵, dass bis zu 90% der Soldaten das Lager während ihres gesamten Einsatzes nur einmal zum „Anschließen“ ihrer Waffe³⁶ verlassen und sich den Rest ihrer Einsatzzeit ausschließlich innerhalb des Geländes bewegen, sprich für viele andere Intervenieierende und Intervenierte gar nicht einzeln sichtbar werden. Auch Werner Petzold erzählt, er habe „120 Tage im Lager verbracht, (1) ich bin einmal rausgefahren, weil ich meine Waffe anschießen musste“. Da ist es dann auch relativ unerheblich, dass Soldaten durch ihre Uniformen und ihre große Zahl deutlich auffälliger sind als nicht-militärische Intervenieierende. Entsprechend kann man vielleicht von der prinzipiell hohen Sichtbarkeit des

35 Siehe Tomforde 2008b, Seiffert 2012, Seiffert 2014.

36 Soldaten bekommen für die Zeit ihres Auslandseinsatzes eine persönliche Waffe, die zeitnah nach der Ankunft von jedem auf ihre Funktionstüchtigkeit überprüft und ggf. justiert werden soll. Im Rahmen des ISAF-Einsatzes in Afghanistan wurden dafür z. B. vier Schießbahnen außerhalb des Lagers aufgebaut (siehe z. B. Baumann/Langeder/Much/Obermayer/Storz 2011: 40-42).

Militärs und ausgesuchter einzelner Soldaten sprechen, aber für viele von ihnen bleibt sie mehr (mit großer Ungewissheit verbundenes) Potenzial als eigens erlebte Realität.

Andererseits wird so möglicherweise noch einmal mehr verständlich, dass gerade für viele der von mir interviewten Soldaten Sichtbarkeit ein großes Thema ist. Denn sie gehören zu der kleinen Gruppe von Soldaten, die sich regelmäßig außerhalb des Lagers bewegen und ein maßgeblicher Teil ihrer Aufgabe besteht darin, die Kontakte zu den zivilen Akteuren der unmittelbaren Umgebung und weiteren Region aufzubauen und zu pflegen, seien es lokale Dorfbewohner oder internationale Hilfsorganisationen. Sowohl im Vergleich zu ihrer direkten Bezugsgruppe der anderen Soldaten und zu den anderen Internationalen vor Ort als auch im Vergleich zu den afghanischen Gesprächspartnern, die sie treffen, empfinden sie sich als sichtbarer.

6.1.2 Konsequenzen der Un-/Sichtbarkeit Intervenierender und daraus entwickelte Strategien

Intervenierende werden also anhand ihrer Körper und ihrer Kleidung sowie weiterer Alltagsobjekte für andere Intervenierende und Intervenierte sichtbar. Diese werden von ihnen und anderen interpretiert und prägen so Selbst- und Fremdverständnisse, sind wesentlich für alle soziale Interaktion. Ausführlich habe ich oben materielle Strukturen als Anzeiger von Zugehörigkeiten diskutiert, als Symbole/Signale, die bestimmte Organisationen oder Berufsgruppen markieren. Aber auch über diese Berufszugehörigkeit hinaus werden Intervenierende sichtbar: als unbeteiligte Dritte und als interessengeleitete Akteure, als ‚Außen-Stehende‘ und als Teil der sozialen und politischen Situation, als selbstlose, werteorientierte, solidarische Helfer und als finanziell und machtmäßig besser gestellte Repräsentantinnen und Repräsentanten globaler Ungleichheit³⁷, als weit entfernte Fremde mit anderen Werten und Regeln und als aufgeschlossene, sich integrierende Gäste. Welche Konsequenzen schreiben sie diesen Sichtbarkeiten zu und welchen Strategien entwickeln sie, um auf diese zu reagieren?

Sichtbarkeit bedeutet Öffentlichkeit

In meinem Material klingt an: Sichtbarkeit bedeutet Öffentlichkeit und damit auch Kontrollierbarkeit. Insofern gerade Soldaten und Polizisten, aber auch ‚zivil‘ gekleidete Intervenierende Uniformen eine besondere Sichtbarkeit zuschreiben, mag Uniformierten von der umgebenden Öffentlichkeit immer auch besondere Aufmerksamkeit zukommen. So meint Anna Goschen auf die Frage, ob sie auch außer-

37 Dazu mehr in Kapitel 6.3.

halb des Bundeswehr-Camps in Afghanistan mit Soldat_innen unterwegs war: „Es ist einfach nicht gut, sich vor Afghanen zu sehen. Der [...] und ich, als der noch in Uniform – ja ja, juhu, und man liegt sich im Arm (JB lacht) und dann setzt man sich hin und redet miteinander – die sind ausgeschlossen.“

Die textilsoziologische Forschung zu Uniformen unterstützt diese Perspektive, wenn Henkel in ihrer Untersuchung von *Corporate Fashion* in einem Autokunden-center beispielsweise schreibt, dass Uniformität die „schnelle Lokalisierbarkeit des Mitarbeiters im Raum“ (Henkel 2008: 180) bedeutet. Darüber hinaus definiere Uniformität die Rolle ihres Trägers und weise ihm verbindliche Kompetenzen zu, so Henkel (ebd.: 180).³⁸ Und so wird die Öffentlichkeit eingespannt, „in enforcing controls upon its members since the norms and the deviations of uniform wearers are apparent to everyone“ (Joseph 1986: 3). Uniformen zeigen Stellungen an, lassen Normerwartungen zu, erlauben Kontrolle – lautet die Idealvorstellung.

„Visibility prevents private communication. Whereas we may confine our conversation to a private discussion with a solitary other, clothing makes the entire viewing world a reader of the sartorial message. [...] Visibility permits group statements in a manner not available to speech [...] Visibility in clothing is a social rather than physical property. We respond not simply to the physical appearance of the clothing but to the information it provides about wearers' statuses or affiliation, the norms to which they are held accountable, the degree of conformity to them, and whether they are in the appropriate context.“ (Joseph 1986: 50)

Es bleibt zu fragen, was es im Rahmen der Interventionssituation genau bedeutet, wenn wir die Sichtbarkeit von Kleidung und insbesondere von Uniformen als soziale eher denn als physikalische Eigenschaft verstehen. Ist es nicht fraglich, ob die Normen und Abweichungen von Uniformträgern und anderen Uniformierten für alle offensichtlich sind, wie Joseph schreibt? Schließlich treffen doch Menschen mit Erfahrungen in vielen verschiedenen Lebenswelten aufeinander, die in der Intervention zunächst aushandeln müssen, welche Normen und Regeln gelten, was erwartbar sein kann. Und so ist zu vermuten, dass die Normerwartungen von Intervenierenden und Intervenierten voneinander abweichen und einerseits durch die gegenseitige Interaktion teilweise ausgehandelt und angeglichen werden, andererseits nebeneinander bestehen, bestimmt auch ohne das Wissen oder die Reflexion des anderen darum. So berichtet Beatrice Pouligny von der großen Distanz, mit der lokale Bewohner in Haiti auf die internationalen *Peacekeeper* reagierten (Pouligny 2006). Als diese ihre ersten Besuche in den Dörfern machten, um Ansprech- und Kooperationspartner zu finden, versteckten sich die Haitianer in ihren Häusern, so dass die UN-Soldaten zunehmend frustriert wieder wegführten. Dass diese – in Uni-

38 Siehe auch Joseph 1986: 2, Mentges 2005: 20.

formen, schwer bewaffnet – andere Normen und Werte repräsentieren sollten als das einheimische Militär, dass von ihnen ein anderes Verhalten erwartbar war, das war für die Haitianer nicht ohne weiteres denkbar.

Noch dazu handelt es sich bei Interventionssituationen häufig um Situationen, in denen die bisherigen Normen, Werte, Kommunikationsfragen ohnehin infrage gestellt bzw. unter dem Eindruck einer international gepushten und mit Kräften unterstützten gesellschaftlichen Transformation (von Krieg zu Frieden, von Diktatur zu Demokratie) und wechselnder Machtverhältnisse neu austariert, ja ein Stück neu verhandelt werden, eine Situation also, in der Bedeutungen und Regeln im Fluss sind. Dieser stark bewegte Charakter der Interventionsgesellschaft, unter anderem bedingt durch die hohe Mobilität der externen Akteure, erschwert die feintarierte Aushandlung von gemeinsamen Deutungsmustern und Interaktionserwartungen – ein „ständiger Ausnahmecharakter“ prägte die Situation, so Werner Distler (2010: 120). Und so lässt sich vielleicht weniger von öffentlicher „Kontrolle“ im Sinne eines öffentlichen Überprüfens, ob Uniformträger den Erwartungen an sie gerecht werden, sprechen, wie ich Joseph im Eingangszitat lese. Und trotzdem können wir davon ausgehen, dass seitens der Intervenierten (Norm-)Erwartungen an sie herangetragen werden.

Auch wenn die Soldat_innen unter meinen Gesprächspartnern ihre eigene Sichtbarkeit betonen und von der Unauffälligkeit der zivilen Internationalen geradezu schwärmen, auch wenn sich die ‚Zivilen‘ in viel kleineren Gruppen und ggf. angepasster Kleidung bewegen – Intervenierende stechen im Vergleich zur lokalen Bevölkerung trotzdem heraus: „Man ist ein Ausländer, das weiß auch das gesamte Dorf und sicher auch alle drumrum, aber die sind ja nicht dämlich“, hält Michael fest. Und insofern sind sie alle, manche mehr, manche weniger, dem Blick der Intervenierten ausgesetzt – ein Blick, der mit Anne-Meike Fechter eine Macht repräsentiert, „which many expatriates, not always successfully, aim to escape“ (Fechter 2007: 62).

Entsprechend besteht eine Strategie, um dieser Art der Bewertung über die interpretierbaren Sichtbarkeiten, dieser (eventuell falschen) Einteilung zu entgehen, darin, die eigene Sichtbarkeit zu reduzieren. Die Unsichtbarkeit beispielsweise in einem ummauerten *Compound* oder einem teureren Restaurant kann auch Erleichterung und Freiheit bedeuten. So war es Nina Lepkowski grundsätzlich sehr wichtig, den (ihr bekannten und ihrerseits antizipierten) lokalen kulturellen Erwartungen zu entsprechen. Und doch war sie, die im öffentlichen Raum, bei der Arbeit Wert darauf legte, sich auch äußerlich anzupassen, ihr Haar zu verhüllen und bei offiziellen Anlässen traditionelle Kleidung zu tragen, froh, am Abend zu Hause ihr Kopftuch ablegen zu können. Es trug erheblich zu ihrer Entspannung bei, zu Hause nicht mehr an potenzielle afghanische Beobachter_innen denken zu müssen und zu überlegen, inwiefern ihr eigenes Verhalten wohlwollend oder kritisch beurteilt wurde. Erst dann war Feierabend. Weil sichtbar zu sein potenziell immer mit sozialer Kon-

trolle verbunden ist, ist es auch anstrengend. Der Rückzugsraum, in dem man sich gestattet, nicht die Erwartungen der lokalen Umgebung, sondern die eigenen Maßstäbe gelten zu lassen, ist in diesem Fall an die Nicht-Sichtbarkeit nach außen gebunden.³⁹

Und während Unsichtbarkeit zur Entspannung von Intervenierenden beiträgt, ist sie insofern ein Stück weit trügerisch, als die lokalen Bewohner sich sehr wohl vorstellen (können?), was innerhalb eines Hauses, hinter den Mauern eines *Compounds* passiert.⁴⁰ Fast (2014), Smirl (2015) und Roth (2015) argumentieren, dass man deshalb auf keinen Fall von „aus den Augen, aus dem Sinn“ sprechen könne, sondern auch das nicht-sichtbare, aber nichtsdestotrotz vermeintlich bekannte Verhalten von Intervenierenden auf großes Unbehagen und große Kritik seitens der Intervenierten stoße. Stefan und Ulrike wiederum, die mehrere Jahre in einer afghanischen Kleinstadt lebten, war es wichtig, auch jenseits des Jobs und ihrer beruflichen Netzwerke als Paar und Familie in ihrer Nachbarschaft und Stadt sichtbar zu werden. In ihrer Erzählung über das Leben vor Ort und die alltägliche Interaktion mit den lokalen Bewohnern ist ihnen wichtig, ihre unabänderliche Sichtbarkeit nicht nur hingenommen, sondern gewissermaßen genutzt zu haben. Ihre Sichtbarkeit aufgrund ihres Ausländerseins, ihres Fremdseins sei die Chance gewesen, eine andere Lebensart und insbesondere ein anderes Geschlechterverhältnis, ein anderes Beziehungsmuster vorleben und zeigen zu können. Es sei explizit nicht darum gegangen, etwas vorzugeben oder zu propagieren, auch thematisiert hätten sie die Gleichberechtigung untereinander nicht. Aber es sei möglich gewesen, schlicht und einfach durch das eigene Beispiel eine andere Form von Paar und von Familie in der Gemeinde sichtbar werden zu lassen. Dadurch, beispielsweise, dass Ulrike sich allein im öffentlichen Raum bewegte und dies bei vorsichtigen Nachfragen afghanischer Nachbarinnen mit dem Vertrauen erklärte, dass Stefan ihr entgegenbringe. Auch

39 Am Beispiel von *Expat*-Frauen in Nordpakistan schildert Nany Cook, dass auch diese sich um die Anpassung an das bemühen, was sie als lokale Sitten und Bräuche wahrnehmen – wie sie sich anziehen, wo sie leben, wie sie sich fortbewegen, wo die Kinder zur Schule schicken (Cook 2007: 6). Als Ausgleich seien Partys ohne lokale Gäste sehr willkommen: „Expatriate parties serve as a way of coping with these stresses and uncertainties; they rejuvenate women, keep them feeling alive, allow them to preserve a familiar identity as modern, white, middle-class Western women who dance to disco music, drink alcohol, wear jeans and t-shirts, live in well-appointed homes, and eat pasta with leavened bread.“ (Ebd.)

40 Der hier beschriebene afghanische Fall ist insofern besonders spannend, als ein Sichtschutz durch (hohe) Mauern rund um ein Wohnhaus generell üblich ist und die Unterkünfte von Intervenierenden zumindest diesbezüglich keine exklusive Sonderrolle einnehmen.

dieses *Framen*, die Entscheidung, die eigene unabänderliche Sichtbarkeit mindestens für sich selbst positiv zu wenden und ihr eine eigene Sinnhaftigkeit zuzusprechen, ist eine Strategie, mit der eigenen Sichtbarkeit und der mit ihr verbundenen Öffentlichkeit, der erhöhten Beobachtung, unter der man steht, umzugehen.

Sichtbarkeit bedeutet Angreifbarkeit, Unsicherheit

Auch die eigene physische Sicherheit wird als Folge von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit gedeutet. Soldaten gehen klar davon aus: Wer erkennbar ist, ist angreifbar. Umgekehrt stellen sie fest, dass Unauffälligkeit die Sicherheit erhöht. So erzählt Martin: „Das Auswärtige Amt ist auch rausgefahren ins Land (JB: hm-m), ohne Schutz, ja, die hatten ihre zivilen Fahrzeuge, waren damit wesentlich unauffälliger.“ Wer untertauchen kann, wer nicht erkennbar ist, ist sicherer.

Es ist doch paradox: Wenn man mit als militärisch erkennbaren Fahrzeugen unterwegs ist, braucht man Schutz – mehrere gepanzerte Fahrzeuge, schussichere Kleidung, Waffen, einen Richtschützen am Maschinengewehr. Wenn man nicht in militärischen Fahrzeugen unterwegs ist, ist auch kein Schutz nötig? So erklärt sich zumindest Martin, dass die Mitarbeiter des Auswärtigen Amts keinen dabei hatten. Doch selbst wenn Soldaten auch ‚inkognito‘, in nicht-militärischen Fahrzeugen und ‚ziviler‘ Kleidung unterwegs sein könnten – was insofern illegal wäre, als Soldaten sich laut Genfer Konventionen immer als solche zu erkennen geben müssen, würden sie doch damit rechnen müssen, angegriffen zu werden. Schließlich, so würde ich argumentieren, ist ihre Angreifbarkeit weniger in ihrer prinzipiellen Sichtbarkeit, sondern vielmehr in ihrer spezifischen Sichtbarkeit als Gewaltpartei und Repräsentanten staatlicher Macht und Gewalt begründet.

Auch zivile Akteure – humanitäre Hilfsorganisationen, Entwicklungsorganisationen, inter- und multinationale Akteure – sehen oft einen klaren Zusammenhang zwischen Un-/Sichtbarkeit und Un-/Sicherheit, sind aber interessanterweise sehr zwiespältig in ihren Interpretationen. Hilfsorganisationen waren lange der Überzeugung, dass – im Gegensatz zum gerade diskutierten Militär – ihre Sichtbarkeit und Erkennbarkeit als solche sie vor Angriffen schützt. In dieser Logik ist eine deutliche und allseits verständliche Kennzeichnung von Personen und Objekten entscheidend für die Sicherheit von Intervenierenden. Noch genauer: Sind sie nicht nur als Hilfsorganisation, sondern explizit als neutraler, allparteilicher Akteur sichtbar, ist ihre Sicherheit garantiert. Dies zeigt auch die inzwischen größtenteils abgeklungene öffentliche Debatte um sogenannte ‚zivil-militärische Zusammenarbeit‘, die seit dem Ende der 1990er bis in die frühen 2010er Jahre oft mit Verve und großer Leidenschaft geführt wurde (vgl. 1.1). Es sei nicht nur wichtig, sich selbst und die eigenen Fahrzeuge und Häuser zu kennzeichnen, sondern darüber hinaus räumliche Distanz zu militärischen Akteuren zu wahren und, ganz abgesehen von dem Gedanken an Kooperation oder Zusammenarbeit, sehr darauf zu achten, nicht mal zusammen gesehen zu werden. Würden Hilfsorganisationen mit Militär zusammen auftreten bzw.

nach außen hin sichtbar werden, so das Argument, stünden ihre Neutralität und Allparteilichkeit im Konfliktgebiet infrage. Und, so die Argumentation weiter, wären diese einmal kompromittiert, sei es mit der eigenen Sicherheit und Unverletzlichkeit endgültig vorbei.⁴¹

Während sich der Standpunkt in weiten Teilen der humanitären Gemeinschaft hält, dass Sichtbarkeit im Sinne von gezielter Symbolik und Kommunikation der eigenen Prinzipien Verständnis erzeugt, dass spezifische Erkennbarkeit Anerkennung und deshalb auch Schutz vor Angriffen bedeutet, gibt es kaum empirische Belege für diese Einschätzung. Während manche argumentieren, dass im Zuge des „War on Terror“ der Amerikaner und ihrer Verbündeten gerade im Irak und in Afghanistan die Grenzen zwischen militärischen und humanitären Akteuren verwischt worden⁴² und humanitäre Organisationen nicht mehr als unpolitische, unparteiische Akteure erkennbar seien, warnen andere vor dieser Logik. Angesichts der verbreiteten und lange hochgehaltenen Praxis, Fahrzeuge, Gebäude und Menschen mit dem UN-Blau oder Logos zu kennzeichnen, sei es doch reichlich naiv und letztlich gefährlich anzunehmen, dass humanitäre Helfer angegriffen würden, weil die Angreifer es nicht besser wüssten. Bereits 2008 hält Laura Hammond fest:

„Their attacks should be seen not as the result of extreme confusion but as deeply conscious acts aimed at exploiting humanitarian symbols and garnering as much attention as possible

41 Leibhart konkretisiert interessanterweise, dass über diese simple Dichotomie hinaus der Ruf des anderen entscheidend dafür sei, ob man zusammen gesehen werden möchte. Nach seiner Erfahrung „wissen die Leute sehr wohl zu unterschätzen [sic!] zwischen einer huma- zwischen Mitarbeitern einer humanitären Organisation (JB: ja) und, äh, dem UN-System“. Während sein Team und er dafür bekannt seien, Sicherheitsrisiken in Kauf zu nehmen und auch mal unbürokratisch zu handeln, hätten die UN-Truppen in seiner Arbeitsregion einen äußerst schlechten Ruf als passive, auf sich selbst bedachte Beobachter. Entsprechend hielten er und seine Leute sichtbaren (!) Abstand: „Sobald UN irgendwo auftaucht, gehen wir, gehen wir weg (JB: ja). Also, für- temporär (JB: ja). Wir setzen uns einfach ab. Wir wollen da- nicht mit zusammen gesehen werden, äh, wir fahren nicht im Konvoi mit denen, äh, wir nutzen keine Lastwagen, auch wenn wir die umsonst kriegen könnten und dafür teuer anmieten müssen (JB: aha, aha). Nichts dergleichen.“ Ich verstehe ihn so, dass es nicht nur um die Frage tatsächlicher Kooperation geht, sondern hier zunächst mal ausschließlich um die Außenwahrnehmung, die Sichtbarkeit einer möglichen Beziehung, die er unter allen Umständen vermeiden möchte.

42 Oft zitiert wird US-Außenminister Colin Powell, der (im Rahmen einer Rede auf der *National Foreign Policy Conference for Leaders of Nongovernmental Organizations* am 26.10.2011 in Washington, D.C.) von NGOs als „force multiplier [...] such an important part of our combat team“ sprach.

for the cause that the perpetrators believe they are serving. Attacks against aid workers are carried out not because people do not understand the power of humanitarianism, or because humanitarianism is weaker than ever before, but precisely because they do comprehend it and seek to gain power for themselves through the very act of targeting such a potent symbol.“ (Hammond 2008: 177)

Zugleich widerspricht Hammond der Wahrnehmung, dass es sich bei den Angriffen um ein neues Phänomen handle, gewissermaßen eine Post-9/11-Erscheinung, ausschließlich bedingt durch die zunehmende Vermischung von politischen und humanitären Kampagnen und Akteuren. Eine erhöhte Verletzbarkeit als Folge von Sichtbarkeit sei nicht neu. Bereits in den 1990ern seien UN- und NGO-Fahrzeuge in Somalia vermehrt angegriffen worden, weil sie als Internationale, und mit Symbolen als solche gekennzeichnet, nicht unter die sozialen Regeln von Klans fielen. Deshalb würden viele Organisationen keine Autos mehr importieren, sondern „instead travel in unmarked vehicles that have been hired by clans“ (ebd.: 185), um von der Identität des Wagenbesitzers zu profitieren.

Es ist also auch für diese, von manchen der Intervenierenden wahrgenommene Folge der Sichtbarkeit, die erhöhte Angreifbarkeit und Unsicherheit, eine nicht nur denkbare, sondern auch angewandte Strategie, die Sichtbarkeit zu reduzieren. Das *Risk Management Office* in Afghanistan, dessen Internet- und SMS-Service internationale Akteure nutzen, um sich über die Sicherheitslagen und mögliche Vorfälle zu informieren, empfiehlt gerade weiblichen Intervenierenden, sich angepasst zu kleiden, um keine negative Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. In Einsatzgebieten wie dem Irak nutzen das ICRC und viele andere Organisationen abnehmbare Schilder an ihren Fahrzeugen, um situativ über die eigene Un-/Sichtbarkeit zu entscheiden. Und manche Förderer gestehen durchführenden Partnern vor Ort zu, auf sichtbare Hinweise auf den Geldgeber (das Logo an Projektorten, Gebäuden und Fahrzeugen) entgegen den ansonsten üblichen Gepflogenheiten zu verzichten (ebd.).⁴³

Doch die Reduzierung von Sichtbarkeit hat auch potenzielle negative Folgen. Verzichteten Hilfsorganisationen aus Sicherheitsgründen auf Sichtbarkeit, auf Embleme und Symbole, „people are left to wonder what happens behind walled compounds or what agencies are actually doing that contributes to the well-being of a population“ (Fast 2014: 196). Man nehme den lokalen Bewohnern obendrein die Solidarität sichtbarer internationaler Unterstützung und wahrnehmbarer externer Zeugen, wenn man ohne gekennzeichnete Fahrzeuge und *Compounds* präsent sei, so Fast (2014: 213). Es sei ein Dilemma: „It is good to be discrete but make sure people know what you are doing. This is a tough balance. You pay a price because you are not visible – you are seen the same as everyone else but you might be tar-

43 Siehe auch Sampson 2003: 333, Fast 2014: 18, 208.

geted because of your visibility“, so ein Sicherheitsberater für NGOs im Gespräch mit Larissa Fast (ebd.: 196).

Neben der Nicht-Verwendung von Logos ist eine weit verbreitete Möglichkeit, die eigene Sichtbarkeit zu reduzieren, Routinen (im zeitlichen Ablauf, in der Bewegung im Raum) und damit Beobachtbarkeit zu vermeiden, wie ich bereits in Kapitel 5.2 zu Sicherheit und Unsicherheit ausführlich diskutiert habe. Die Soldaten unter meinen Gesprächspartnern wie z. B. Georg Wälder schildern, dass Abläufe und Zeiten gewechselt und z. B. der Beginn von Patrouillen flexibel gehandhabt wurde, um keine beobachtbaren Muster zu schaffen und sich vor Angriffen zu schützen.

Die in meinen Augen krasseste Form auf Sichtbarkeit zu verzichten, eine „low-profile strategy“ zu fahren, ist das „remote management“, also das Management humanitärer Projekte aus der Ferne, hunderte Kilometer entfernt, beispielsweise vom Nachbarland aus.⁴⁴ Während *Expatriates*, die ‚Internationalen‘, aus der sicheren Entfernung heraus die Leitung innehaben, werden vor Ort ausschließlich lokale Angestellte beschäftigt. In der Annahme, so Hammond, dass *Locals* mehr wissen und vor Ort bekannt und vertraut sind, gehe man davon aus, dass diese besser mit möglichen Risiken und Bedrohungen umgehen könnten. Dabei sind *Locals*, auch das wurde bereits an anderer Stelle verdeutlicht, laut verschiedenen statistischen Studien mit großer Wahrscheinlichkeit um ein Vielfaches gefährdeter als Internationale (Hammond 2008: 185-186).

Mit Blick auf mein Material ist sehr fraglich, ob derlei Maßnahmen tatsächlich möglich machen, dass Intervenierende unsichtbar bleiben, in der Masse untergehen. Hilfsorganisationen und zivile Akteure mögen die Wahl haben, ihre Logos zu verwenden oder nicht. Militärs haben diese Möglichkeit nicht in vergleichbarem Maße. Sie tragen grundsätzlich Uniform – und während die in Tarnfarben gehaltene Uniform auf weniger Sichtbarkeit im Gelände zugeschnitten ist, ist sie zugleich auch deshalb Pflicht, weil der Soldat nach völkerrechtlichen Vorgaben als Kombattant erkennbar sein muss. Er ist auf Sichtbarkeit verpflichtet. Zugleich habe ich argumentiert, dass auch andere Intervenierende sich nicht unsichtbar machen können. Lutz hat darauf hingewiesen, dass die Sichtbarkeit von Intervenierenden nicht auf Logos und Schriftzüge beschränkt, sondern unvermeidlich mit ihrer Körperlichkeit verbunden ist. Dem (seinen Äußerungen impliziten) Wunsch, in der Menge zu ver-

44 Dieser Gedanke steckt sehr ähnlich schon in Unterkapitel 5.2.3, was der grundsätzlichen Ähnlichkeit dieser Unterkapitel geschuldet ist. Beide thematisieren Maßnahmen, die von Intervenierenden ergriffen werden, um weniger aufzufallen. Während in 5.2.3 Sichtbarkeit reduzieren als Strategie des Umgangs mit (empfundener) Unsicherheit als Eigenschaft der Situation gedeutet wird, wird an dieser Stelle die Unsicherheit, auf die mit Reduktion von Sichtbarkeit reagiert wird, als Folge der Sichtbarkeit der Intervenierenden verstanden.

schwinden, erteilt Lutz eine klare Absage. Ich verstehe ihn so, dass man sich als Intervenierender vielleicht wünschen würde, weniger sichtbar zu sein, weniger als Fremdkörper wahrgenommen zu werden, dass man entsprechend allerlei Äußerlichkeiten anpassen kann, um die eigene Sichtbarkeit zu reduzieren, dass man aber schlussendlich immer ‚anders‘, ‚fremd‘ und deshalb sichtbar bleiben wird. Und genau dies ist es ja auch, was Michael Kubos und Werner Petzold sagen: Wer unsichtbar sein wolle, macht sich im Zweifelsfall eher „zum Horst“, als dass er seine eigene Sicherheit erhöht.

Sichtbarkeit als Mittel und Zweck

Um es noch einmal zu wenden: Sichtbarkeit ist bei weitem nicht nur negativ besetzt. Nicht nur kann die Sichtbarkeit von Intervenierenden in einer bestimmten Funktion oder Zugehörigkeit Sicherheit bedeuten. Intervenierende nutzen Sichtbarkeit auch als vielfältige Ressource und Instrument, sie arbeiten richtig mit ihr. Für Hilfsorganisationen bedeutet Sichtbarkeit Aufmerksamkeit, Beachtung, und deshalb im Zweifelsfall auch mehr finanzielle Mittel, sei es durch private Spenden oder öffentliche Mittel der entsendenden Gesellschaften. Sowohl dem privaten Spender als auch der Steuerzahlerin wird zugeschrieben zu erwarten, in irgendeiner Form zu sehen, wo ihr Geld eingesetzt wird, ob es ‚ankommt‘. Folglich ist es für viele Akteure wichtig, ihre Präsenz und die Arbeit vor Ort für ein fernes (Medien-) Publikum sichtbar zu machen. 1994, im Nachgang des Völkermords in Ruanda, schlugen die meisten Hilfsorganisationen im benachbarten Ostkongo ihre Lager auf und der Journalist Richard Dowden schreibt: „The streets of Goma are plastered with stickers – every vehicle seems to proclaim its allegiance to some organisation. [...] each organisation ensures that its name is on everything from water pumps to T-Shirts.“ (Dowden 1994) Eine Praxis, die nicht auf NGOs beschränkt und auch zwanzig Jahre später noch aktuell ist, erklärt doch der UN-Nothilfekoordinator für Nepal, Albrecht Beck, dass viele Hilfsorganisationen und Staaten nicht bereit seien, ihre Hilfe zu koordinieren, weil sie ein Interesse daran hätten, mit eigener Flagge sichtbar zu sein (ZDF heute journal 2015). Auch Staaten kämpfen darum, sichtbar zu sein. Sichtbar für die Fernsehzuschauer zu Hause, die im Anschluss an den Nachrichtenbeitrag zur Spende aufgefordert werden. Mit Dowdens Worten: „The medium is television, and for an aid agency to have its name or logo on News at Ten or, even better, its director interviewed by CNN, is worth a lot of money.“ (Dowden 1994: 1) Sichtbar sein aber ebenso für die Bewohner des Interventionsgebiets. Hilfsorganisationen machen sich sichtbar, um vor Ort Transparenz für ihr Tun und ihre Absichten zu schaffen. Das wird auch sehr kritisch gesehen – von deren Mitarbeiter_innen selbst, aber auch von soldatischen Interviewpartner_innen, zeigt es doch die Eigennützigkeit solch vermeintlich uneigennütziger Akteure.

Zugleich wird für eine deutsche staatliche Organisation von einigen Interviewpartner_innen explizit der Anspruch formuliert, dass diese auch als solche sichtbar

sein sollte. Die GIZ ist zwar eine deutsche Organisation, hatte aber wie an eigentlich allen Standorten auch in Taloqan (Afghanistan) internationale und afghanische Angestellte. Soldat Georg Wälder findet das problematisch: „Wenn die wo auftraten, die wurden als deutsche Organisation überhaupt nicht wahrgenommen.“ Die aus seiner Sicht schlechte Außendarstellung findet er „schlimm“ und „deprimierend“ – als ginge er davon aus, dass eine als deutsch identifizierbare Interventionsleistung zu einem positiven Deutschlandbild beiträgt und es insofern fast ehrenrührig ist, quasi die eigene Identität zu verweigern.⁴⁵

Sichtbarkeit ist nicht nur Mittel, sondern auch Zweck. Sie wird von einigen meiner Interviewpartner direkt mit Wirksamkeit verknüpft. Nicht von ungefähr sprechen meine soldatischen Gesprächspartner davon, „mit Masse“ aufzutreten oder irgendwo „reinzugehen“ – sie wirken allein aufgrund ihrer physikalisch-körperlichen Präsenz, was wiederum voraussetzt, dass die Gruppe auch als solche erkennbar ist, die „Masse“ also als solche erkannt werden kann: an äußerlichen, sichtbaren Zeichen. So z. B. an der Uniform. Laut der Argumentation meiner polizeilichen und militärischen Interviewpartner entfalten Uniformen Außenwirkung, die Berufe nutzen – eine Sichtbarkeit, mit der sie arbeiten. Für Lutz ist klar, dass die Polizei (in Deutschland) nicht nur kriminelle Taten verfolgt, sondern Kriminalität maßgeblich vorbeugt, indem sie auf den Straßen uniformiert, also als materialisierte, personifizierte Staatsgewalt sichtbar ist und so potenzielle Täter abschreckt, die Zahl der tatsächlichen Verstöße reduziert: „Also, man geht davon aus, dass also eine (1) eine Ordnungswidrigkeit oder eine Straftat oder ein Vergehen (1) (JB: hm-m) nicht passiert, wenn in dem Moment da ein Polizeibeamter da steht.“⁴⁶

Ziel sei es, Verbrechen vorzubeugen, „alleine dadurch, dass man da ist“. Ähnlich sind sowohl er als auch Werner Petzold davon überzeugt, dass sie im Auslandseinsatz der einheimischen Bevölkerung allein durch ihre offensichtliche Präsenz ein Gefühl von Sicherheit vermitteln. „Wir sind hier“ würden sie in ihren Uniformen und in der Gruppe signalisieren: „Also unabhängig davon jetzt was wir zu bieten haben (JB: hm-m, hm-m), diese Präsenz ist unheimlich wichtig, ja? Dieses (1) dieses Gefühl.“ Das stelle ich mir als sehr mächtiges Gefühl vor, ein Selbst-Konzept, das mit Macht verbunden ist – denn wer kann schon sagen, dass allein seine sichtbare Anwesenheit eine so deutliche Wirkung entfaltet? Nur weil ich da

45 Letztlich lässt sich an dieser Stelle nur mutmaßen warum, ich habe im Gespräch selbst nicht nachgefragt.

46 Seine Schilderung, dass er während seines Aufenthalts in Bosnien Uniform trug, obwohl er im Ministerium tätig und für die Öffentlichkeit kaum sichtbar war, zeigt, dass Sichtbarkeit nach außen weder die einzige noch unbedingt die wichtigste Begründung der Uniformpflicht darstellt. Ich vermute, die sichtbar zu machende Zugehörigkeit zur Mission war hier der maßgebliche Grund.

bin, und dann verstärkt: Erst recht weil *wir* da sind, verhalten sich Menschen anders, fühlen sich Menschen anders. Wobei die Macht nicht allein in der Sichtbarkeit des Einzelnen oder der Gruppe liegt: Die Wirkungsmacht sichtbarer Polizisten oder Soldaten liegt maßgeblich darin begründet, dass sie Staatsmacht vertreten und erwarten (können), dass diese an-/erkannt wird. Entsprechend ist ein Teil ihres Auftrags allein durch die Sicherstellung ihrer Sichtbarkeit erfüllt. Auch Herzog und ihre Mitautor_innen stellen in ihrer Diskursanalyse deutscher Zeitungsartikel fest, dass argumentiert wird, „dass bereits die schlichte Präsenz der SoldatInnen – mit ihrer Waffenausrüstung und der Möglichkeit ihrer Anwendung – für Ordnung Sorge“ (Herzog/Kobsda/Neumann/Oehlaf 2012: 157).

Schwierig kann es werden, wenn Intervenierende sichtbar sind, aber das, wofür sie stehen, nicht eintrifft. Wenn also viel Militär zu sehen ist, aber Gewalt und Unsicherheit trotzdem omnipräsent sind. Die Folgen der Diskrepanz zwischen sichtbaren internationalen Gewaltakteuren (als vorgeblichen ‚Beschützern‘) einerseits und konkreter oder diffuser erlebter Bedrohung andererseits sind schwer abzuschätzen, aber wahrscheinlich negativ für die Beziehungen zwischen Intervenierenden und Intervenierten.

„The image of tanks being deployed may have a definite psychological impact, as the military chiefs say, but is quite irrelevant to snipers or militiamen who may not display their arms in daylight but none the less continue to occupy the terrain. Among the population concerned, the gap between the deployment of heavy weaponry and the insecurity that they experience every day [...] has consequences that are not minor. Not only does the situation not reassure them, it makes them wonder: if these strangers are not here to protect us, what hidden reason is there behind their presence...? [...] the arrival of some armoured vehicles in a village or district, in the absence of any explanation or dialogue with the inhabitants, can cause panic and spread fear. Conversely, the ritual of daily passing of military ‚parades‘ (as the inhabitants sometimes call them), sometimes at a fixed time, in districts where insecurity remains high, especially at night, is only funny the first time. Yet in UN jargon all these ‚showing the flag‘ patrols are aimed at ensuring a visible presence, a deterrent to possible troublemakers, a reassurance for the people.“ (Poulligny 2006: 253)

Der Gedanke, allein durch sichtbare Präsenz wirksam zu sein, ist nicht ausschließlich Polizei und Militär vorbehalten. Interessanterweise gehen auch Menschenrechtsbeobachter_innen davon aus, dass ihre sichtbare Präsenz einen Unterschied macht. Allein indem sie Einheimische begleiten, die sich für Menschenrechte einsetzen, indem sie vor Ort sind und gewissermaßen die wachsamen Augen der Weltöffentlichkeit verkörpern, die Menschenrechtsverletzungen bezeugen, allein so werden sie schon wirksam. Allein durch ihre Anwesenheit und ihre potenzielle Zeugenschaft schrecken sie Menschenrechtsverletzungen ab, so jedenfalls die unterstellte und sicherlich auch nicht ganz unberechtigte Selbsteinschätzung. Diese

Wirksamkeit durch Sichtbarkeit setzt Identifikation und Macht voraus. Jemand muss mächtig sein bzw. als mächtig identifiziert werden, damit seine Sichtbarkeit Wirksamkeit entfaltet. Die Menschenrechtsbeobachter_innen sind mächtig, weil international, weil außenstehend, weil mit Zugang zu weltweiten Machtstrukturen (Lobbyarbeit in der Politik; Zugang zu Medienöffentlichkeit). Entsprechend ist auch die Erhöhung von Sichtbarkeit eine Strategie, um wirksam zu sein und so auch die eigene Anwesenheit, das eigene Tun zu legitimieren.

Professionalität, Wirkmächtigkeit und ‚Masse‘ verknüpft Andreas Fechtner in seiner Kritik an anderen Hilfsorganisationen. Es scheint mir dabei aber weniger um Masse im Sinne größerer Sichtbarkeit zu gehen, sondern eher um Masse zum Zweck einer größeren Effektivität. Stolz zeigt er mir im Anschluss an unser Gespräch ein großes Lager und erzählt, wie schnell seine Organisation aufgestellt sein kann, um im Katastrophenfall tausende Menschen zu versorgen. Demgegenüber gebe es ja auch

„wirklich Strickpullileute, die fliegen mit zwei Decken ins äh in Entwicklungsgebiete und die schaden mehr als sie gut tun, ja? Wo man wirklich sagen muss, sofort abschaffen, ähm, nach Hause schicken und nie mehr raus lassen, also ähm, es gibt da qualitativ wahnsinnig große Unterschiede, ja?“ (Interview Andreas Fechtner)

Ich möchte an dieser Stelle gar nicht entscheiden, ob es darum geht, wie Intervenierende wirkmächtig arbeiten *oder* wie sie sich wirkmächtig präsentieren können. Das ist ja auch nicht zwangsläufig ein Entweder-Oder, mit hoher Wahrscheinlichkeit sind beides wichtige Aspekte. Denn mit der Wahrnehmung von Masse, ebenso wie mit all den anderen Formen von Sichtbarkeit muss man nicht, kann man aber sehr wohl arbeiten. Man kann sie nutzen, kann ihre Machtwirkung gezielt einsetzen. Sei es über Masse, wenn beispielsweise die Qualität einer Nothilfeorganisation, aber auch klassischerweise militärische Stärke in Personenzahl gemessen werden: Wie viele Decken man mitbringt, mit wie viel ‚Mann‘ man vor Ort ist, sagt aus dieser Sicht viel über die Potenz und Professionalität eines Akteurs aus. Aber auch Berufskleidung kann eine klare Machtwirkung zugeschrieben werden, ob es Uniformen oder Arztkittel sind.

6.1.3 Zusammenfassung

Intervenierende werden durch ihren Körper, ihr Sprechen, ihre Kleidung, durch Waffen oder Autos sichtbar. Sichtbarkeit ist nicht nur an Materialität, sondern auch die Möglichkeit eines Beobachters und dessen räumliche Nähe zum beobachteten Objekt geknüpft. Zugleich ist Un-/Sichtbarkeit keine Entweder-Oder-Kategorie, man kann auch mehr oder weniger un-/sichtbar sein. Wem sich Intervenierende wie

zeigen möchten, ist eine Entscheidung, die sie nur bedingt individuell und für sich treffen können. Für viele wird Un-/Sichtbarkeit durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Organisation oder die Ausübung einer bestimmten Tätigkeit vorentschieden und kann kaum umgangen werden. Entsprechend impliziert Sichtbarkeit Identifizierbarkeit: Trete ich für meine Umwelt sichtbar in bestimmter Kleidung, in bestimmten Fahrzeugen auf, werde ich identifiziert und einer bestimmten Organisation, einer bestimmten Gruppe zugeordnet.

Und schließlich werden Un-/Sichtbarkeit Folgen zugeschrieben: Wer nicht nur identifiziert und als Teil des sozialen Gefüges positioniert wird, sondern wer darüber hinaus als Teil des Konflikts und der Auseinandersetzung um (Handlungs-)Macht und (Deutungs-)Hoheit gesehen wird, wem bestimmte Interessen und Allianzen zugeschrieben werden, dessen Sichtbarkeit geht mit Öffentlichkeit und damit potenziell mit Bedrohung einher. Es gilt: Je sichtbarer, desto angreifbarer. Je unsichtbarer, desto geschützter. Zugleich aber können Sichtbarkeit und Öffentlichkeit auch positiv genutzt werden und sie kann Macht verleihen, wenn man qua sichtbarer Symbole einer einflussreichen Gruppe zuzuordnen ist.

6.2 „ES GIBT PARALLELWELTEN.“ SOZIALE NÄHE UND DISTANZ UND IHRE BEDEUTUNG FÜR DAS SELBSTVERSTÄNDNIS VON INTERVENIERENDEN

Eine zweite zentrale Dimension, anhand derer sich die Selbst- und Fremdbilder von Intervenierenden beschreiben lassen und die aufschlussreiche Einblicke in deren Erfahrungen bietet, ist Nähe/Distanz – in diesem Fall weniger die räumliche, die bereits in Kapitel 5.3 diskutiert wurde, als die soziale: Was sind die Bedingungen dafür, wem sich Intervenierende nahe fühlen und wem nicht? (6.2.1) Welche Menschen spielen im Alltag von Intervenierenden eine Rolle und warum? Welche Rolle spielen die direkten Kolleginnen und Kollegen (6.2.2) und die Bevölkerung⁴⁷ vor

47 Den Begriff ‚Bevölkerung‘ führte ich mit der Frage ein („Was glauben Sie, wie die Bevölkerung vor Ort Sie beschreiben würde?“). An ihm lässt sich möglicherweise exemplarisch darüber nachdenken, welche Bedeutungen mit Begriffen einhergehen, wer wie an Begriffe anschließen kann oder auch nicht, in welchen Diskursen und als welche Personen sich meine Gesprächspartner und ich jeweils mit Begriffen positionieren. Eine Kollegin, ausgebildete Ethnologin, kritisierte wiederum im Nachhinein die von mir gewählte Formulierung ‚Bevölkerung‘ als veraltet und wertend, schließe er doch an wissenschaftliche Diskurse an, die noch im völkischen Denken verhaftet waren. Ähnlich wie bei der Verwendung des ‚Feldbegriffs‘, den ein Kollege als ursprünglich militärischen proble-

Ort (6.2.3)? Und welche Folgen haben Nähe und Distanz für Intervenieierende (6.2.4)?

6.2.1 Bedingungen für Nähe und Distanz

Die Bedingungen für die verschieden ausgeprägte Nähe und Distanz von Intervenieierenden zu ihren *Peers* bzw. den Anwohnern vor Ort sind vielfältig. Das hat verschiedene Gründe, ist mal so gewollt, mal nicht gewollt, ist von manchen selbst bestimmbar oder liegt nicht in der eigenen Hand. Räumliche Nähe und Distanz spielen eine große Rolle. Wer sich als Soldat mit Aufgaben im Feldlager fast ausschließlich innerhalb von dessen Mauern aufhält und keine Außenkontakte hat, dessen Erlebniswelt ist auf dieses Lager begrenzt. Sie unterscheidet sich immer noch deutlich von zu Hause, aber sie ist eher von eingeschränkter, nicht selbst bestimmter Mobilität, immer von denselben vielen Menschen auf wenig Raum und je nach Standort und Verwendung von der Interaktion mit Soldaten anderer intervenieierender Nationen, einheimischen militärischen Kräften und zivilem internationalen Personal geprägt. Zugang zu dem meist ummauerten, bewachten Komplex wird kontrolliert und ist nur Zugehörigen oder Anliegern gestattet. Kontakt zu Einheimischen ist daher sehr beschränkt und für viele gar nicht gegeben.⁴⁸ Aber man muss

matisierte, war ich mir keiner Schuld bewusst. Vielmehr wollte ich mit einem gängigen Begriff an die vermutete Sprache meiner Gesprächspartner_innen anknüpfen. Tatsächlich ist er insofern ungünstig, als dass er beispielsweise die Unterscheidung zwischen Hilfspfänger_innen und lokalen Kolleg_innen tendenziell übergeht. In den relevanten wissenschaftlichen Diskursen wird entweder zwischen „Intervenieierenden“ und „Intervenieierten“ unterschieden (der jüngere, deutsche Diskurs) oder es ist, sowohl im deutschen und internationalen *Praxis*diskurs als auch im internationalen *Wissenschafts*diskurs, typischerweise von ‚Internationalen‘ und ‚Lokalen‘ die Rede. Letztere Differenzierung wird allerdings zunehmend als zu vereinfachend und wertend kritisiert (siehe dazu Simons/Hirblinger 2013, Nadjivan 2010). Mutmaßlich nimmt die Reflexion von Begriffen und ihren Folgen für unsere Wahrnehmung und entsprechend auch unsere Arbeit insgesamt zu.

- 48 Mein Gedanke: Es scheint, als würden seitens des Militärs klarere Grenzen gezogen, wer dazugehört und wer nicht. Das funktioniert auch deshalb, weil Soldaten in aller Regel nicht als Einzelpersonen unterwegs sind, sondern in (oft großen) Gruppen stationiert sind. Abstrakt gedacht entspricht das klare ‚drinnen-draußen‘, ‚dazugehörig-nicht dazugehörig‘ vielleicht der eindeutigen Freund-Feind-Unterscheidung, auf die Akteure bewaffneter Auseinandersetzungen angewiesen sind. bzw. es entspricht einer in Konfrontation gedachten Konfliktlogik, einer kontrollierenden statt vertrauenden Grundhaltung, die häufig

bei weitem nicht Soldat sein, um seinen Alltag „aus Sicherheitsgründen“ hinter Mauern und mit wenig Außenkontakten zum Interventionsland, zur intervenierten Kultur zu verbringen, wie aus den Schilderungen von Polizist Jochen Pahlmann in Kapitel 5.3.3 deutlich wurde.

Neben der räumlichen Nähe bzw. Distanz hat auch das jeweilige Arbeitsfeld, der jeweilige Arbeitsauftrag eine Auswirkung auf die Beziehungen zu *Peers* bzw. Einheimischen. Wer sich als Auftragnehmer_in oder Dienstleister_in der Menschen vor Ort versteht, der sucht den Kontakt anders. Soldaten würde es besonders schwergemacht, Kontakte nach draußen zu knüpfen, aber auch diese könnten es, wenn sie Wert darauf legen, sagt Ute Krämer. Gleichzeitig, ist sie überzeugt, suchen viele Intervenierende eher die Nähe ihrer internationalen oder gar deutschen Kolleginnen und Kollegen, weil ihnen die interkulturelle Kompetenz abgeht. Sie erzählt:

„Es gibt Parallelwelten [...] Es gibt viele, die Kontakte haben und sich engagieren. Es gibt sehr viel mehr Leute, die das Interesse nicht haben und nicht zuhören. Ich könnte dir hunderte Beispiele nennen... ‚die Leute sind so unzivilisiert, die essen mit den Händen.‘ Und die ziehen dann die Schuhe nicht aus, wenn sie zu Gast sind, dabei ist das in einem muslimischen Land richtig schlimm. [...] Man müsste viel mehr Fragen stellen, das wollen wenige. Eine Mischung aus Überheblichkeit und Unverständnis dafür, dass es andere Welten gibt.“ (Interview Ute Krämer)

Die eigene Welt ist vertraut, man kann mit denselben sozialen Regeln rechnen, während man in Konfrontation mit ‚Anderen‘ über dieselben nachdenken und sich eventuell auf andere Sichtweisen und Wertungen einstellen müsste. Sich mit den ‚Seinen‘ zu beschäftigen ist tendenziell leichter, mit weniger Mühe verbunden. Da sind die Fragen, wie wichtig einem welcher Kontakt ist, wieviel man zu investieren bereit ist und wie lange man vor Ort ist, wie sehr sich was lohnt. Auch Sprache kann dabei eine zentrale Rolle spielen, denn die wenigsten Intervenierenden (auch hier eine Ausnahme: Stefan und Ulrike, Brigitte Pohl) lernen die Muttersprachen ihrer Nachbarn und einheimischen Kolleg_innen. Und so bleibt eine unsichtbare, aber deutlich spürbare Grenze. Maria Ludwig erzählt, die internationalen Richter seien beim Mittagessen unter sich gewesen: „Das ist eine Frage der Sprache.“

Darüber hinaus hängen Nähe und Distanz auch von der beruflichen und regionalen Sozialisation ab, so Simons These. Wer sich schon lange mit bestimmten Ländern oder Regionen beschäftigt, dem ist vieles nicht mehr so fremd. Wer schon als Student da war und so wie die lokalen Anwohner Sammeltaxi gefahren ist, der

mit der einer bestimmten ‚Sicherheitslage‘, einer bestimmten Einschätzung der unmittelbaren potenziellen Bedrohungen und der Positionierung dazu einhergeht.

hat schon ein anderes Gefühl für die Leute und die Umgebung. Wenn *Expats* in eine solche Situation kommen und vorher noch nie in einer solchen waren, kann es schwierig werden. Wem die Umgebung vertraut ist, der hat außerdem eher die Möglichkeit, Kontakte jenseits der Interventions-Community zu knüpfen, der fühlt sich auch in anderen Situationen wohl. Jenseits der Bereitschaft und der kulturellen Vertrautheit meint Ute Krämer, sei es eben auch eine Frage, wieviel man gemeinsam hat: „In einem Flüchtlingslager sind eher nicht Leute auf deinem Niveau, um es blöd zu sagen, das sind ganz ganz arme Leute. Du kannst dich nett unterhalten, aber intellektuell stimulierend ist das nicht. Aber woanders kann man solche Kontakte suchen, zu Unis z. B.“ Damit stellt Ute klar, dass Gemeinsamkeiten nicht notwendigerweise an dieselbe Herkunft geknüpft, sondern eher eine Frage der Bildung sind.

Und schließlich sind Kontakt und Nähe keine einseitige Sache, sie entstehen nur, wenn alle potenziell Beteiligten Interesse aneinander zeigen und Möglichkeiten zur Kontaktaufnahme und -pflege ergreifen. Maria Ludwig hatte im Kosovo deutlich weniger Kontakt zu lokalen Kolleg_innen als erwartet und gewünscht, obwohl sie mehrere Jahre vor Ort war. Sie machte sich viele Gedanken dazu, viele Gründe fallen ihr ein – neben der Sprache und den ungleichen wirtschaftlichen Ressourcen meint sie, die Kosovar_innen hätten genau beobachtet und für sich beurteilt, welcher der internationalen Richter sich tatsächlich für die Arbeit einsetzte: „Sie haben auch sehr genau erkannt, wer was geschafft hat und wer nicht. Und manche machen den Eindruck, nur das Geld abgreifen zu wollen. Die werden dann nicht sehr geachtet.“ Darüber hinaus seien die vielen Wechsel im internationalen Team und die begrenzten zeitlichen Horizonte des eigenen Aufenthalts nicht förderlich für Beziehungen zu Einheimischen, so Ludwig:

„Das hat mir die französische Kollegin erzählt, die relativ viel Missionserfahrung hatte. Die hat gesagt, für die ist das halt schlimm, wenn sie sich auf jemanden einlassen, der dann geht. So dass es dann irgendwann wahrscheinlich überhaupt kein Einlassen mehr gibt. Denn an sich sind Kosovaren unheimlich warmherzig.“ (Interview Maria Ludwig)

Beziehungen und soziale Nähe sind immer auch eine Entscheidung – dafür oder dagegen. In diesem Fall hebt Ludwig hervor, dass die Schwierigkeit, Kontakte zu knüpfen nicht im Wesen, in den Eigenschaften ihrer kosovarischen Gegenüber, sondern den Strukturen der Intervention begründet war. Zwei Personengruppen sind zentral bezüglich der Beziehungen von Intervenierenden, die *Peers* (das eigene Team, die Kolleginnen und Kollegen, die anderen Internationalen) einerseits und die lokalen Anwohner, die Intervenierten andererseits. In den folgenden Unterkapiteln werde ich für beide die Kategorien Nähe und Distanz vertiefen.

6.2.2 Wir – die Peers, das Team, die Kolleginnen und Kollegen

Das Team als Rückhalt und Sicherheit

Für viele sind die *Peers*, die direkten, internationalen Kolleginnen und Kollegen die wichtigste Bezugsgruppe. Wenn Andreas Fechtner von seinem Tagesablauf erzählt (der „jeden Tag immer gleich“ ist), spielt die Gruppe eine ganz zentrale Rolle⁴⁹:

„Die ganz- *alle* Mahlzeiten *wurden* von allen Teammitgliedern *immer* im *Camp* eingenommen. Immer zusammen. Ausnahme bildeten die, die in die Flüchtlingslager gefahren sind, die, da konnte es auch sein, dass die über Mittag mal weg waren, weil das war auch teilweise eine lange Fahrt, da keine Ahnung drei Stunden hin oder vier Stunden hin und dann vier Stunden zurück, dann ist man logischerweise zum Mittagessen nicht da. Aber ansonsten, das das hat auch was mit (1) Zusammengehörigkeit und einer gewissen Sicherheitsgefühl zusammen, man sieht immer zu bestimmten zeitlichen Abständen immer das ganze Team. Wie läuft's bei euch, was war los, gibt es was besonderes, man hat einen sehr engen Austausch und eine sehr gute Abstimmung.“ (Interview Andreas Fechtner)

Aus seiner Beschreibung schließe ich, dass für die Frage, wo er war und wie die Arbeit lief, in erster Linie das Team wichtig war. Das Essen gibt den Rhythmus vor, die Gruppe der THW-Helfer_innen stellt den Bezugsrahmen und eine Art Rückversicherung dar. Es ist der soziale Rahmen, der soziale Raum seiner Leute, seiner Kolleginnen und Kollegen, in dem er sich verortet. Das regelmäßige Zusammensein mit seinem Team geht einher mit einer sozialen, einer emotionalen Nähe. Auf das Team kann man sich verlassen. Der Austausch ist einerseits ein professioneller: man informiert sich gegenseitig, stimmt sich ab, so dass jede und jeder seinen Teil gut beitragen kann und gleichzeitig der Blick fürs Ganze da ist. Und der Austausch ist andererseits ein menschlicher: er stiftet ein Gemeinschaftsgefühl, Zusammengehörigkeit. Ähnlich schildern Bundeswehrsoldaten den Zusammenhalt untereinander im Einsatz. Auf meine Frage, was im Einsatz dazu beitrage, dass es einem gut geht, antwortet Georg Wälder mit Kameradschaft:

„Äh, (1) den Begriff werden Sie heute häufiger hören, ist Kameradschaft. (JB: hm-m) (1) Der der Zu- innere Zusammenhalt mit der Truppe. Und da müssen Sie eines ganz klar fest- wissen, je kleiner der Haufen ist, umso ei- be- so einfacher ist es. (JB: hm-m) Ja? (JB: hm-m) Und ich hatte das Glück in allen meinen Einsätzen, in Teams zu arbeiten, die nach anfänglichen Schwierigkeiten, man muss sich ja erstmal finden, (JB: ja) eigentlich hervorragend auch

49 In Kapitel 5.2.3 wird der folgende Interviewausschnitt mit Bezug auf strukturierte Tagesabläufe und Sicherheitsempfinden zitiert. Hier soll die große Nähe zu den Kolleg_innen im Fokus stehen.

auch menschlich sozial hervorragend zusammengepasst haben (JB: ja, ja) und äh dann ist es ein Traum. (1) Ja und selbst wenn es einem schlecht geht, dann sind die anderen da eingesprungen und haben wiederaufgebaut. Und und und und und. Und das sind einfach Dinge, die kann man im Routinedienst nicht erleben. (JB: hm-m, hm-m) (1) Ja? (1)“ (Interview Georg Wälder)

Kameradschaft kann dieser Erzählung nach dort entstehen, wo die Gruppe nicht so groß ist und nach den erwartbaren, ganz normalen anfänglichen Schwierigkeiten als Team zusammenzuarbeiten beginnt, in dem einer für den anderen einspringt. Gerade im Vergleich zum „Routinedienst“ (daheim) seien es die besonderen Umstände im Auslandseinsatz, die zum Zusammenhalt untereinander beitragen. Auch wenn Kameradschaft im Sinne der gegenseitigen Anerkennung und Achtung laut Abs. 12 Soldatengesetz immer zur Pflicht jeder Soldatin und jedes Soldaten gehört, betonen viele der von mir interviewten Soldat_innen den besonderen – wohl wahrhaft empfundenen, weniger verordneten – Zusammenhalt im Auslandseinsatz: ganz so, wie es Georg Wälder zu Beginn des obenstehenden Zitats einführt.

Michael Kubos argumentiert im Verlauf seiner Erzählung ähnlich, empfindet die Kameradschaft aber obendrein als etwas spezifisch Soldatisches. Der Zusammenhalt unter den Kolleginnen und Kollegen, den er aus der Bundeswehr kannte, habe ihm während seiner Tätigkeit in der Entwicklungszusammenarbeit gefehlt. Auf meine Frage, ob er neben der unterschiedlich ausgeprägten Hierarchie und Eigenverantwortung noch andere Gemeinsamkeiten oder Unterschiede in der Arbeitskultur festgestellt habe, überlegt er kurz und sagt dann:

„(2) Ja. Das ist was wir gestern hatten, was uns eigentlich- und das habe ich wirklich *vermisst*, vermisst ist die sogenannte Kameradschaft. (JB: hm-m) (1) Also noch einmal, das äh wir hatten ein wirklich sehr gutes Klima und wir kamen auch wirklich sehr gut miteinander aus, aber trotzdem dieses – (atmet tief ein) (4) und das liegt wahrscheinlich an den Erlebnissen, die man als Soldat, wenn ein Soldat fällt, verwundet, dieses dieses dieses Zeremoniell hmm des Verabschiedens auf – im PRT, ja wo alle a- Spalier stehen nochmal und Angetretenen und so weiter und man sich auch kennt und gemeinsam trauert oder was auch- (1) ähmm (1) oder auch dieses *im* Lager zusammen leben, was vielleicht enger zusammenhält, also ich muss sagen, das *Miteinander* das Miteinander ist bei uns doch deutlich mehr, vielleicht auch liegt's an der Grö- ich weiß es nicht, als bei bei (1) beim Zivilisten. (JB: hm-m) Also ich muss sagen als Zivilist bist du doch irgendwie ein Einzelkämpfer. (JB: hm-m, hm-m) Und das *Gegeneinander*, wenn man es so so nenn- sagen kann, ist doch deutlich größer (JB: hm-m) als das Miteinander. (JB: hm-m) (1) Also diese – was wir immer so schön sagen, Kameradschaft, die man in Deutschland ja auch nicht mehr erlebt, weil alle nach Hause fahren, (JB: hm-m) aber im Einsatzland immer noch wirklich zum Tragen kommt, ähm (1) fürs füreinander da sein, ähmm weil man halt gemeinsame Erlebnisse hat, (4) ist etwas was ich vermisst habe. (JB: hm-m, hm-m) (3) (fragend) Ja? Und – ja. (2)“ (Interview Michael Kubos)

Michael bringt etliche Aspekte zur Sprache, die seines Erachtens zur besonderen Kameradschaft unter Soldaten beitragen. Es sind die existentiellen gemeinsamen Erlebnisse von Tod oder Verwundung, die damit verbundenen Rituale und Zeremonien, das Zusammenleben im Lager auch nach Dienstschluss, die ein Gemeinschaftsgefühl erzeugen, das trägt.

Der Kreis zuhause – Reintegration?

Was passiert mit der Nähe und dem Gemeinschaftsgefühl, wenn der Kollegenkreis – der zu Hause sonst für das eigene Selbstverständnis eine große Rolle gespielt hat – die Interventionserfahrung nicht teilt, weil man alleine im Ausland war? Es kann vorkommen, dass man im Nachhinein mit seiner alten beruflichen Bezugsgruppe nicht mehr viel anfangen kann – ganz gleich, wie viel Wert man auf Kollegialität legt, was einem die Gruppe bislang bedeutet hat. So erscheint mir Lutz als sehr kollegialer, auf das Kollektiv bezogener Mensch. Er spricht meist von einem „Wir“, das Entscheidungen trifft, das jedenfalls etwas Verbindendes, Gemeinschaftliches besitzt. Die Gruppe als solche ist ein wichtiger Bezugspunkt – was seine Entfremdung von den normalen deutschen Kollegen, seinen alten Freunden bei der Polizei umso schmerzhafter für ihn macht:

„Das sind ganz liebe Leute, aber ich hab mich einfach verändert und in ähm (JB: hm-m) ich gehör nicht mehr hin, ichühl- ichühlte mich *echt fremd* (JB: hm-m) und ich bin von dem fünfzigsten Geburtstag meines Freundes um halb eins gegangen, (JB: hm-m) weil ich gesagt hab, (JB: irgendwie) das ist *körperlich*. Ich kann's nicht mehr (1) (JB: geht nicht mehr) aushalten. Ganz verrückt.“ (Interview Lutz Säger)

Lutz selbst hat sich verändert, so dass er bei allem Bemühen um „Reintegration“ nicht mehr an seinen alten Platz zurückfindet. Das Leben im Ausland, in der Mission war ein Augenöffner, ein Weltenöffner, ein großes Abenteuer. Vieles am Leben dort ist einfach *ganz* anders als zu Hause, von langweilig über aufregend bis hin zu aufreibend. Und die Aufgaben scheinen relevant zu sein: Wer will, kann Großes bewegen, einen Unterschied machen. Nachhause zu kommen und sich wieder in die alten – beruflichen und persönlichen – Strukturen einzufinden, kann entsprechend schwerfallen. Das ist nicht nur für Lutz persönlich schwierig, sondern stellt auch seinen Arbeitgeber potenziell vor große Herausforderungen – entsprechend wichtig genommen werden die Bemühungen, eine dauerhafte Entfremdung zu verhindern: Nach der Rückkehr aus einer Auslandsmission müssen Polizisten eine gewisse Mindestzeit in einer deutschen Dienststelle arbeiten, bevor sie sich wieder für eine Mission melden dürfen.

6.2.3 ... und die ‚Anderen‘? Beziehungen zu Menschen vor Ort

Leben in einem Interventionsgebiet bedeutet auch Leben in einem anderen Land, Alltag in einem anderen Alltag und sozialen Kontext. Vom Leben ‚in‘ einer fremden Kultur lässt sich dabei nicht immer sprechen – der Kontakt zur Gastkultur, das Ausmaß an Eintauchen in die Fremde fällt unterschiedlich intensiv aus. Für viele beschränkt er sich auf die Arbeitszeit und beruflich bedingte Kontakte. Und trotzdem stellen die Menschen vor Ort neben den direkten Kolleginnen und Kollegen die wichtigste Bezugsgruppe für Intervenierende dar. Bezugsgruppe im Sinne von: eine Personengruppe, auf die man sich bezieht – ohne dass ich dies unbedingt mit Nähe gleichsetzen würde. Das Verhältnis nimmt verschiedene Formen an, von denen ich zwei näher beschreiben will. Neben der Neugier auf das ‚Fremde‘ ist eine gewisse Annäherung und Nähe für viele Teil der professionellen Rolle. Wieder andere manche Intervenierende blicken ganzheitlich (und nicht nur beruflich) auf ihre Zeit vor Ort zurück, ihr Leben mittendrin, in dem sie Nähe suchen und finden und sich nichtsdestotrotz manchmal fremd fühlen.

Eine gewisse Nähe – auch als Teil der professionellen Rolle

Für manche macht gerade das ‚Andere‘ einen wesentlichen Teil des Reizes eines Aufenthalts ‚im Ausland‘ aus. Die Neugier ist groß. Lutz wollte etwas Neues sehen, etwas anderes kennenlernen als seinen deutschen Alltag: „Da interessierte mich einfach dieses Ausland, also ich sag mal die Fremde.“ Und tatsächlich vermittelt seine Erzählung der ersten Mission in Bosnien-Herzegowina das Gefühl, er sei mit allen Sinnen, mit Kopf und Herz eingetaucht, so energisch-positiv und voller Details schildert er seinen Alltag dort. Dabei war es nicht nur positive Faszination, die ihn anfänglich motivierte. Sehr im Ohr geblieben ist mir, wie er sagte, er habe sich auch deshalb für eine Polizeimission auf dem Balkan gemeldet, weil er Land und Leute ‚ganz echt‘ kennenlernen wollte, denn:

„wenn man hier mit einem mit einem Albaner zu tun hat oder mit einem Serben zu tun hat oder mit einem Kroaten zu tun hat, so ist das ja sehr oft dienstlich behaftet, das heißt negativ. Und ähm da lernt man eben dann auch die die *echten* (JB: hm-m) (1) Einheimischen kennen, die genauso ticken wie du und ich (JB: genau), wo man wirklich nur den Menschen sieht. Und das war für mich einfach wichtig.“ (Interview Lutz Säger)

Die Neugier auf die Leute vor Ort und die Lust, diese kennenzulernen, war ein wesentlicher Teil von Lutz' Motivation. Für einige Intervenierende spielt dies eine Rolle. Noch häufiger ist eine Nähe im Sinne eines gewissen Kontakts zu den lokalen Anwohnern, der Bevölkerung vor Ort aber vor allem Teil des professionellen Selbstverständnisses. Ein Kontakt, der in unterschiedlichem Umfang möglich und

auch gewünscht ist, wie Jochen Pahlmann schildert. Er sei bei seinem ersten Aufenthalt in Kabul freitags ab und zu auf den Markt gegangen und das gemeinsame Wohnhaus der deutschen Polizisten habe zwar in einem international geprägten, aber ansonsten ganz normalen Wohnviertel gelegen:

„In der ersten Mission haben wir sehr stark auch in der afghanischen Welt gelebt, gerade an den Freitagen war es so, dass wir auch häufig bei Afghanen eingeladen waren. Das hat mir immer sehr gut gefallen. Man ist dann auch mal rausgefahren aus Kabul, war in einem Landhaus [...] das war damals auch gewünscht, dass wir Kontakt zur afghanischen Kultur bekommen und halten.“ (Interview Jochen Pahlmann)

Damals sei ab und zu noch Kontakt zu Einheimischen möglich gewesen, auch auf der Straße hätte man sich begrüßt. Der abendliche Besuch zum Essen, zu Hause beim afghanischen Dolmetscher, sei zwar von den zuständigen Sicherheitskräften nicht gern gesehen gewesen, hätte aber nach einigem Beharren stattgefunden. Aufgrund der deutlich gefährlicheren Sicherheitslage seien solche Kontakte etwas bei seinem zweiten Aufenthalt 2011 undenkbar gewesen, man sei – zwangsläufig – unter sich geblieben. In Nina Lepkowskis Erzählungen (sie arbeitete mehrere Jahre in der Entwicklungs- und Nothilfe in Afghanistan) bleibt diese Motivation im Vergleich distanzierter (nach Feierabend eigentlich kaum Kontakt zu Afghanen), aber sie sucht über andere Wege die (symbolische) Nähe und ist stolz darauf, dass ihre Bemühungen (an)erkannt werden:

„Ich versteh mich als als Gast im Land, dementsprechend verhalte ich mich auch [...] also ich habe mir beispielsweise irgendwann angefangen in Pakistan und Indien diese *shalwar Kamiz* einzukaufen, weil es einfach im Sommer, sorry, es gibt dann einfach bei 35 bis 40 Grad im kontinentalen Klima im Sommer gibt's einfach nichts nichts besseres, ja? Und ähm hatte dann auch irgendwann, ich sag mal so, zwei drei Ausgeh- ähh -sets, und wenn dann irgendwelche *Inaugurations*⁵⁰ waren oder so, dann habe ich die auch angezogen und es ist total interessant, äh (1) dass ich dann als ich ausgereist bin, kamen die (1) wir hatten auch fünf äh (1) also Frauen, afghanische Frauen, die bei uns im Team gearbeitet haben, kamen halt die Frauen hinterher, weil die Männer würden sowas nie sagen, halt ganz klar, dass eines der Sachen, die sie immer toll fanden, wäre halt die Wertschätzung gewesen gegenüber der afghanischen Kultur, (1) äh man hätte halt gesehen, dass mir das (1) weiß ich nicht, dass mich das interessiert, dass mir das Spaß gemacht, ist ja egal, ob es jetzt wirklich so ist, aber das ist halt so gesch- das war halt so die die Ausstrahlung nach außen, die Message nach außen und was viel wichtiger war ist, dass die Kolleginnen damals gesagt haben, dass das ein Feedback gewesen

50 Mit *Inaugurations* sind Einweihungen z. B. von Schulen, Kraftwerken oder anderen Bauten/Einrichtungen gemeint, die von der GIZ finanziert wurden.

wäre, was sie von den *Gemeinden*⁵¹ erhalten haben, und die Gemeinden waren unsere *wichtigsten*, das waren die *Partner*, das waren die Leute mit denen wir gearbeitet haben.“⁵² (Interview Nina Lepkowski)

Diese Anpassung an die Äußerlichkeiten des Gastlandes ist eine Möglichkeit, Nähe zu signalisieren, die einige Intervenierende in Betracht ziehen – sei es, wie geschildert, landestypische Kleidung zu kaufen und zu repräsentativen Anlässen zu tragen oder aber (trägt man Uniform, fällt die Kleidungsoption ja aus) sich einen „wallenden Bart“ wachsen zu lassen. Zugrunde liegt der Gedanke, sich – trotz oder gerade wegen der eigenen mächtigen Position als Internationaler – dezidiert als Gast zu verhalten, ausdrücklich Respekt zu zeigen und sich deshalb an lokale Gepflogenheiten und das Umfeld anzupassen. Dazu zählt auch die Beachtung lokaler kultureller Kommunikationsregeln (z. B. man kommt nicht gleich zur Sache, lässt sich Zeit, spricht Probleme nicht direkt an). Wer dies tut, so die Logik, kann sich eine geachtete, positiv besetzte Position im intervenierten Umfeld schaffen. Das erleichtert die eigene Arbeit, ob als CIMIC-, d. h. Verbindungssoldat_in zur Zivilbevölkerung oder als Mitarbeiter_in einer Hilfsorganisation.

Oder? Gerade die äußere Anpassung an lokale Brauchtümer wird auch kritisch gesehen. Michael meint, er persönlich sei „kein Freund davon, äh mir für vier Monate einen Bart wachsen zu lassen, weil ich dann bei den Dorf-Afghanen äh ein besseres *Standing* habe“. Authentisch sei das nicht, im Gegenteil: „So afghanisch sein zu wollen wie die Afghanen, das bringt es nicht. [...] und das kriegen die auch mit.“⁵³ Gilt es also eine Balance zu halten, zwischen dem Entgegenkommen an die Gastgeber und der Anpassung einerseits und der Glaubwürdigkeit und eigenen, bereits bestehenden Identität andererseits? Kann man zu sehr zur einen Seite lehnen und was wären die Folgen? Werner Petzold jedenfalls findet die explizite Annäherung an sein afghanisches Gegenüber ziemlich überflüssig:

„Viele haben es jetzt auch zuletzt auch immer gesagt, äh gewöhnen Sie sich ein paar Floskeln an, die man so benutzt, so als Intro, das kommt gut an, ja? Ich persönlich sage, ich muss das auch nicht überbewerten, ja? (1) Wenn mein Sprachmittler alles übersetzt von Guten Morgen bis Guten Abend und auf Wiedersehen, (2) kann ich mir, ich mir persönlich nicht vorstellen,

51 Gemeinde (im englischen Diskurs *community/communities*) ist hier im Sinne der kleinsten kommunalen Einheit, im Sinne der Dorf-, nicht der Kirchengemeinde gemeint.

52 Im Kapitel 6.1 habe ich dieses Zitat zur Illustration von Sichtbarkeit von Intervenierenden und Anpassung des eigenen Erscheinungsbildes verwendet.

53 Im Kapitel 6.1 habe ich dieses Beispiel mitsamt Zitat zur Illustration von Sichtbarkeit von Intervenierenden und Anpassung des eigenen Erscheinungsbildes verwendet.

dass das so viel entscheidend, entscheidend weniger wert ist, als wenn ich äh (2) *Tachscha-kor*⁵⁴ oder was auch immer man sagen kann.“ (Interview Werner Petzold)

Ein gutes Gespräch benötigt aus dieser Sicht weniger symbolische Wertschätzung und Entgegenkommen als höfliche, aber direkte, rationale Verhandlung auf Augenhöhe. Und die eigene Augenhöhe und damit auch das Ansehen seitens des Gesprächspartners würden durch ein Einlassen auf die fremde Kultur nur gefährdet. Tatsächlich ist Petzold der einzige unter vielen Bundeswehrosoldaten, die ich gesprochen habe, der das so streng sieht. Für viele gehört das Einlassen auf die fremde Kultur nicht unbedingt aus Höflichkeit, aber mindestens aus Professionalität dazu. Schließlich lautet der Arbeitsauftrag, die zivile Lage zu eruieren, was mit guten Kontakten, guten Beziehungen, guter Kommunikation besser möglich ist. Viele machen sich Gedanken darüber, wie sie über Floskeln hinaus mit ihren afghanischen Gesprächspartnern in Kontakt treten konnten. Unter anderem Georg Wälder erzählt vom Thema Familie als Türöffner und potenziell unverfänglichem Dauerbrenner:

„Familie spielt da eine ganz ganz große Rolle. (1) Dass man nur zwei Kinder hat, spielt keine. Aber dass man Kinder hat, ist an sich recht wichtig und ist häufig ein Türöffner. (2) Wenn man natürlich noch einen Sohn hätte, wär noch besser. Als als Vater von –
JB: Sie haben zwei Töchter, ne?

GW: Als Vater von zwei Töchtern, (JB lacht) wurde ich häufig bemitleidet. (JB lacht) (2) Ja, hab ich dann immer gesagt, ich glaube, ich hab irgendwann mal was falsch gemacht (Beide lachen auf).“ (Interview Georg Wälder)

Für gute Gespräche ist es wichtig, eine persönliche Ebene zu etablieren und Vertrauen zu schaffen. Was für meine Interviews galt, trifft ebenso auf die Gespräche der Soldaten mit ihren afghanischen Kontakten zu. Da übernimmt man auch mal die Deutung eines Gegenübers oder lässt diese zumindest unwidersprochen stehen, ohne das weiter zu problematisieren. Ähnlich erzählt Anna Goschen, dass sie natürlich Rücksicht auf kulturelle Regeln nehme und entsprechend z. B. öffentlich wahrnehmbare Gespräche mit deutschen Soldaten meide – nicht nur wegen des Militärs, auch wegen des Geschlechtsunterschieds. Was für Deutsche normal ist, ist dort undenkbar, so Goschen, z. B. als Frau mit einem Mann, mit einem Soldaten direkt und möglicherweise vertraut zu sprechen. Zugleich verstünden die Afghanen nicht, was gesprochen wird, sie können Gestik/Mimik nicht einordnen: „Damit kriege ich schon sehr viel Distanz zu den Afghanen.“ Und die möchte sie nicht.

54 Deutsche Lautschrift für Paschtu „Danke“.

Manchmal bleibt die ‚gefühlte‘ – welche auch sonst) kulturelle Distanz trotz anfänglicher Empathiebemühungen groß, wächst möglicherweise sogar mit der Zeit. Dann setzen Frust und Anstrengung schon da an, wo es darum geht, ein grundlegendes Verständnis der geltenden, wichtigen sozialen Regeln vor Ort zu entwickeln. Es sind Regeln, die (im Gegensatz zu den institutionellen Verhaltensregeln seitens des Arbeit-/Auftraggebers) nicht niedergeschrieben sind, die naturgemäß nicht förmlich mitgeteilt, explizit kommuniziert werden, aber nichtsdestotrotz gelten, die man anders erfassen muss. Aber wer kann sich hineinversetzen und wer nicht? Wer kann nachvollziehen und wer nicht? Ist es entscheidend, wie lang man dort ist? ... wie viel Kontakt zu Einheimischen man hat und ob dieser nicht nur beruflicher Art ist? Wer sich Zeit und ein Stück weit Muße herausnimmt, also ohne Zeit- oder Erfolgsdruck unterwegs ist, ganz nach dem Motto: Wer sich innerlich treiben lassen kann, der kann als aufmerksamer Beobachter viel mitnehmen und immer mal wieder behutsame Versuche machen, bestimmte Dinge anzusprechen und zu erfahren. Wer aber die Zeit und Muße oder, wie in den meisten Fällen, die Gelegenheit *nicht* hat, in Kontakt zu kommen oder aber zu beobachten, dem bleibt nur die eigene Reflexion und der Austausch mit anderen Intervenierenden, die zu den ‚Fremden‘ im Zweifelsfall ebenso wenig Zugang haben. So bleibt für Martin absolut unverständlich, wie eine afghanische Dorfgemeinde angesichts fehlender Fenster, schiefer Wände und ewiger Bauzeit kein kritisches Wort über den eingesetzten Bauunternehmer verliert:

„Man schaut sich die Schule an und zeigt ihnen wirklich diese katastrophalen Mängel und das das Wichtigste für sie ist dann, dass die dass die Löcher in den Latrinen eben so gebohrt wurden oder so gesetzt wurden, dass eben äh die Schüler, wenn sie auf der Toilette sind, mit dem Hintern nach Mekka zeigen. (JB lacht) Ja, das das war dann das, wo sie sich am meisten drüber aufgeregt haben, und dann dann (JB lacht wieder) dann sagt du, dann habe ich meinen Dolmetscher angeguckt und gesagt, das ist jetzt nicht dein Ernst, oder, das kann doch nicht sein, ja, erstens woher soll ich das wissen? Ja, ich weiß vielleicht noch grob wo wo Mekka liegt, in welcher Richtung, aber dass die da jetzt (1) eben mit dem Gesicht hinschauen sollen, (1) das weiß ich nicht, und jetzt mal ernsthaft, das das ist wirklich nicht das größte Problem, ja? Dann sollen sie sich halt um 90 Grad drehen. Aber hier regnet’s rein, ja, hier ist kein Licht, hier ist nichts. Ja? Aber so sind sie halt.“ (Interview Martin Goset)

Auch wenn er den Afghanen sonst zuspricht, viel zu wissen und strategisch zu handeln, bleibt ihm diese konkrete Situation vollkommen unverständlich: „Die Schule war miserabel gebaut, also das habe sogar ich gesehen, der überhaupt keine Ahnung davon hat.“ Wenn sogar er als Bau-Laie die Fehler sieht, müssen sie es doch auch sehen. Und dann nicht in die Kritik einzustimmen, sondern sich an einem Vorwand aufzuhalten, den man zum einen vorher hätte bedenken können und der zum anderen praktisch zu lösen ist – das kann Martin sich in seiner sehr direkten, *low con-*

text/straight-forward Art zu kommunizieren einfach nicht erklären. Und wo sich das Verhalten der ‚Anderen‘ nicht mit der eigenen Logik erklären lässt und infolgedessen unverstanden bleibt bzw. bleiben muss, werden nicht nur die ‚Anderen‘ ausdrücklich und nachdrücklich als solche etabliert.⁵⁵ Auch ihr Handeln wird als irrational, unkalkulierbar wahrgenommen und birgt damit großes Frustpotential. Frust insofern, als beispielsweise Martins Auftrag bei dermaßen unkooperativ und irrational erscheinenden Ansprechpartnern unmöglich zu erfüllen ist. Wenn nicht etwa alle an einem Strang ziehen, sondern die einheimischen Ansprechpartner zwar Martins Strang förmlich anerkennen, aber wenn überhaupt höflich anfeuernd am Seitenrand stehen, während er sich wünscht, zu übergeben und selbst zurückzustehen, liegt insgeheim vielleicht auch für ihn die Frage nahe, ob er überhaupt am rechten Platz ist.⁵⁶

Bedrohlich kann die fremde bzw. als fremd wahrgenommene Kultur werden, wenn sie unberechenbar scheint. Für jemanden wie Martin, dem es am Ende unmöglich scheint, die sozialen Kommunikations- und Verhaltensregeln zu kennen, zu antizipieren und zu befolgen, wird – ob der ohnehin sehr angespannten Situation, in der Gewalt immer möglich ist und Feindseligkeit in der Luft liegt – jede Interaktion nahezu gefährlich: Denn schon eine Geste kann ihn „verraten“, kann Unmut auslösen, dessen Folgen nicht einschätzbar sind. Es ist nahezu unmöglich, alles richtig zu machen, die Situation ist völlig unberechenbar. Was für eine Stresssituation! Die Zusammenarbeit mit einheimischen Dolmetschern scheint es etwas einfacher zu machen, auch wenn diese die große Verantwortung vielleicht gar nicht so gern übernehmen möchten, wie Martin berichtet:

„Vor allem der eine hat sich immer dagegen gewehrt und hat gesagt, nee, ich bin nur der Übersetzer, ich- aber ich hab- du ich ich brauche dich, ja? Und du musst mir, du musst mir zum Beispiel sagen, wenn ich irgendwas ähh total falsch falsch mach (JB: Hm-m). [...] wenn ich irgendwas total Dummes mache, ja, irgendeine irgendeine Geste, die du nicht machen darfst, oder (1) äh dis- nee, nicht *disrespectful*, also (1) ohne ohne Respekt mich gerade verhalte (JB: Ja, genau), unwissentlich, dann sag mir das bitte gleich, ja?“ (Interview Martin Goset)

Auf sich selbst gestellt wäre Martin komplett hilflos – selbst wenn er nichts sagen würde, schon sein Verhalten, seine Gestik und Mimik, noch das kleinste Detail könnte ihn „verraten“. Umso wertvoller und zentraler werden damit die afghani-

55 Siehe auch Eriksson Baaz 2005: 77.

56 Oder aber es aus Selbstschutz sein lassen, sich nicht weiter um ein tieferes Verständnis bemühen und stattdessen einfach Job nach Vorschrift machen und sich ansonsten auf andere Dinge konzentrieren sollte: die vielen Freizeitmöglichkeiten im *Camp* zum Beispiel.

schen Dolmetscher, auf die sich die Bundeswehr generell verlässt. Martins Beispiel macht deutlich, dass deren Dienst in weit mehr als nur der sprachlichen Vermittlung besteht: Er habe seinen Dolmetscher „nicht nur als Übersetzer gesehen, sondern als kultureller Berater und einfach auch als *Door opener*, also eigentlich als der wichtigste Mann“.⁵⁷

Mir scheint, als belaste die teilweise schwierige Situation der Einheimischen Intervenierende umso mehr, je weniger sie sie als aktiv/Entscheider, als Partner und Kollegen wahrnehmen, je eher sie Hilfsempfänger/Kulisse sind. Weil dann das Leid der anderen und die Verantwortung, etwas dagegen zu tun, ganz auf ihnen lastet? Frei nach dem Motto: *It's all on me and that would be too much for anybody*. Da ist es zum Selbstschutz einfacher, sich emotional von der Tätigkeit und den Zielgruppen zu distanzieren, Unterschiede und schwierige Situationen zu kulturalisieren und seine Aufgaben eher listenartig abzuarbeiten. Martin ist zwiegespalten, was die Einschätzung seiner afghanischen *Counterparts* in den Dörfern betrifft. Einerseits erkennt er ohne Umschweife an, dass sie sich in der Interventionssituation und der Interaktion mit Intervenierenden weitaus besser auskennen als er und die Situation legitimerweise zu ihrem Vorteil nutzen („die machen das ja auch schon seit zehn Jahren“). Andererseits aber ist er enttäuscht und frustriert, dass seine Verhandlungspartner das Ganze so kaltblütig-geschäftstüchtig betreiben. Er erzählt:

„am Anfang, wenn man so die ersten Touren macht und damit eigentlich- darauf noch nicht vorbereitet ist (JB: Hm), denkt man, also habe ich zumindest immer gedacht, oh Gott, die armen Leute. Ja, die sind ja so arm dran und da musst du unbedingt was tun. (1) Und dann setzt man sich ein und versucht, was zu regeln, und vielleicht ein paar Decken zu bekommen oder oder was auch immer, und äh dann hat man ihnen das gegeben und anstatt dann dass ein bisschen Dankbarkeit zurückkommt- also sie sagen schon danke, äh, aber es wird dann gleich das nächste gefordert (JB: Hm-m, hm-m). Und das ist dann (1) wird dann irgendwann ein bisschen frustrierend und dann (1) stumpft man auch ab und sagt dann auch äh Leute Moment mal, ja, ihr habt jetzt gerade was bekommen (JB: Ja, ja), ich habe noch Dutzende andere, die

57 Wie spannend, aber auch nur logisch, dass „der wichtigste Mann“ in diesem Fall (d. h. für den CIMIC-Soldaten) nicht etwa der Richtschütze ist, der ihn mit dem Maschinengewehr absichert, sondern der Afghane, ohne den das Gespräch mit den Dorfgemeinden gar nicht erst zustande käme. Das absolute Vertrauen, das diese Zusammenarbeit erfordert, fasziniert mich. Besonders, weil ich unterstelle, dass das Agieren der Soldaten ansonsten eher weniger von Vertrauen gegenüber Außenstehenden als von Regeln und Kontrolle geprägt ist. Und ich muss wieder daran denken, dass das britische Militär aus bleibenden Zweifeln an der Loyalität eigene Soldaten zu Übersetzern ausbildet anstatt, wie die Bundeswehr, zivile Übersetzer anzuwerben und einem Sicherheitstraining zu unterziehen (Feldnotizen Den Haag 2012).

noch nichts bekommen haben und jetzt schauen wir erstmal, dass zum Beispiel jeder einen Brunnen hat, ja? Und wenn dann jeder einen Brunnen hat, dann können wir gucken, ob ob vielleicht noch eine Toilette oder irgendwas sinnvoll ist. (2)“ (Interview Martin Goset)

Es ist, als erwarte Martin anfangs angesichts seiner eigenen Anteilnahme und Emotionen auch Gefühle auf der anderen Seite, eine emotional glaubwürdige Dankbarkeit und eine Form der Bescheidenheit. Wenn die nicht zurückkommen, spiegelt er und steckt, fast verletzt, auch seine Gefühle wieder ein („dann (1) stumpft man auch ab“) und verhandelt ebenfalls.⁵⁸

Lässt sich jemand jedoch – in welchem Maße auch immer – auf die „gastgebende“ Kultur ein bzw. begreift sein Umfeld als solche⁵⁹, hinterlässt das Spuren. Worte, Umgangsweisen, Speisen werden vertraut. Manches geht einem nahe, wächst ans Herz. Entsprechend kann dann von ‚der Fremde‘ so nicht mehr die Rede sein, kommt sie mit zunehmender Zeit näher und wird persönlicher, wird Teil der eigenen Person. Und ich muss an Michael denken, der in unserem Gespräch wenige Wochen vor seiner erneuten Ausreise nach Afghanistan vom Essen schwärmt; der davon spricht, eines Tages mit seiner jetzt kleinen Tochter eine Reise durch Afgha-

58 Ich möchte das keineswegs abwerten oder lächerlich machen, sondern halte das für eine sehr menschliche und daher verständliche und berechtigte Reaktion. Zugleich frage ich mich, wie die emotionale Dimension dieser Interaktion von den Menschen auf der anderen Seite gesehen/empfunden wird. Hat man in einer Situation, in der man von Gewalt oder Hunger bedroht ist, in der man fliehen musste und unter schwierigen Bedingungen für sich selbst und seine Familie sorgen muss, noch Aufmerksamkeit für das, was einem von Nicht-Betroffenen, „Helfenden“ entgegengebracht wird? Was, wenn man unter diesen Bedingungen aufgewachsen ist, sie nicht „akut“, sondern normal sind, wenn das Leid, das Martin und andere sehen, alltäglich geworden ist?

59 Die Konnotation der Freiwilligkeit, aus der heraus ein Gastgeber zu sich nach Hause einlädt, kann hier zu Recht auch als problematisch gesehen werden. Selbst wenn in vielen Interventionskontexten korrekt darauf hingewiesen wird, dass die Einladung durch das Interventionsland Voraussetzung für eine internationale Intervention ist, ist doch zu fragen, inwiefern die jeweilige Regierung – auch angesichts der großen finanziellen Mittel, die Intervenierende in so vielen Bereichen mitbringen – wirklich die Freiheit sah, keine solche Einladung auszusprechen. Hinzu kommt, dass die formale Einladung seitens der Regierung mitsamt ihrer Motivation noch nichts darüber aussagt, inwiefern Intervenierende willkommen sind. Trotzdem wäre es unangemessen, ausschließlich Naivität zu unterstellen, wenn von „Gastgebern“ und „Gästen“ gesprochen wird, sind diese Begriffe doch auch ein Ausdruck von Respekt, Vorsicht, Bescheidenheit: Wer zu Gast ist, der weiß, dass er die Regeln nicht macht, der nimmt sich zurück, beobachtet und passt sich an.

nistan machen zu wollen und ihr dieses wunderschöne Land zu zeigen. Ohne ihm die Ehrlichkeit dieses Wunsches auch nur im geringsten absprechen zu wollen, ist es seine Art und Weise, afghanischen Gesprächspartnern gegenüber Nähe zu zeigen – ein Vorhaben, mit der er glaubhaft macht/machen möchte, dass sein Aufenthalt dort über einen bloßen Job hinausgeht, dass ihm persönlich etwas an ihrem kollektiven Schicksal liegt, dass er ihr Land mit derjenigen teilen möchte, die ihm am nächsten ist.⁶⁰ Oder Lutz, der auch acht Jahre später immer noch ergriffen von einem Telefonanruf eines bosnischen Bekannten erzählt, den er zwei Jahre nach dem Aufenthalt erhielt, obwohl doch keiner die Sprache des anderen spricht:

„Und da klingelt das Telefon, hallo hier ist Edin. Ich sag, das gibt es nicht, ich hab Tränen in den Augen, ne? (JB: hm-m) Ähm, wie geht es dir? (JB lacht auf) Ne? Das war’s, ne? Und dann, dann haben wir uns, ich weiß nicht, zwei drei Minuten angeschwiegen, ne? (JB: hm-m) Weil wir nichts sagen konnten. Das war der – ich denk das ist – du bist hier im falschen Film, ne? (JB: hm-m) Und das war echt total geil. Das war eine interessante Erfahrung, und äh- ja, dann haben wir wieder aufgelegt, tschüss ab (JB lacht auf) und das war’s. (JB lacht weiter) Ist doch der Knaller, ne?“ (Interview Lutz Säger)

Der Anruf ist nicht einfach nur ein schönes Erlebnis. Er ist auch die Bestätigung dafür, dass sich Lutz’ sehr persönliche Herangehensweise an die Aufgabe und den Aufenthalt lohnt – eine Bestätigung, die die Hoffnung birgt, dass sein eigenes Agieren auch fürs große Ganze Bedeutung hat:

„Also – und von daher möchte ich mal sagen, ich denke, (1) dass ich da einen – also einen guten Eindruck hinterlassen habe. (JB: hm-m) Und ähm wenn ich einen guten Eindruck hinter-

60 Und so möglicherweise an den afghanischen Wert der Familie anschließt bzw. sich so der Anschlussfähigkeit seiner Gesprächspartner und damit seiner eigenen Glaubwürdigkeit versichert. Tatsächlich haben davon viele (Männer?) mit Afghanistanerfahrung berichtet: Familie funktioniert als wichtiges, wertschätzendes, vergleichsweise neutrales Gesprächsthema. Und das, obwohl es ein Thema sei, bei dem große kulturelle Unterschiede zu Tage treten könnten (die Unmöglichkeit, nicht verheiratet zu sein und Familie zu haben, die Minderwertigkeit von Töchtern) – vermutlich bei Frauen eher als bei Männern. Dieses Reden über Familie ist insofern auch lustig, als ich mich aus meiner Studienzeit und der Feldforschung für die HSKF erinnere, dass soldatische Referenten ihre Präsentationen auf Tagungen oder Seminaren der Bundeswehr häufig mit einer persönlichen Vorstellung inklusive Familie („verheiratet, drei Kinder“, dazu ein Foto) begannen. Das gemeinsame konservative Element? Oder nur die Menschenkenntnis, dass Familie zu den wenigen Dingen gehört, an die jede/r irgendwie anschließen kann?

lassen habe, dann denkt der eventuell, das was der Säger oder der Deutsche (JB: hm-m) da gemacht hat, das war vielleicht auch gar nicht so blöd.“ (Interview Lutz Säger)

Es geht Lutz nicht nur um die persönliche Beziehung, sondern auch um sein berufliches Wirken. Wer einen guten Eindruck hinterlässt, und dafür ist die Nähe zu den Menschen hilfreich, dessen Reden, dessen Handeln, dessen Werte und Prinzipien erschließen sich eher, dessen Wirken ist erfolgreicher, dessen Arbeit hat sich gelohnt.

Mittendrin

Wenige Intervenierende leben so richtig mittendrin. Stefan und Ulrike beschreiben ihre Wohnsituation in einer afghanischen Kleinstadt als bewusste Entscheidung und große Ausnahme. Für beide waren Vertrauen, der enge Kontakt zu den Afghanen und die klare Nicht-Abschottung unabdingbar für ein gutes, sinnhaftes Leben dort. Mittendrin hieß: vor dem Umzug an ihre eigentliche Wirkungsstätte zunächst ein gutes halbes Jahr in Kabul Intensivsprachkurse besuchen und sich mit kulturellen Regeln vertraut machen. Beides hielten sie für entscheidend, um mit Leuten interagieren zu können. Sie lebten in einem Haus in einer rein afghanischen Nachbarschaft und versuchten, sich in ihrem Verhalten soweit anzupassen, wie sie es mit ihren eigenen Werten vereinbaren konnten. Sie versuchten auch, Interaktionsmöglichkeiten zu schaffen, zum Beispiel indem sie an drei Tagen in der Woche einen gemeinsamen Kindergarten für die eigenen Kinder und die der Mitarbeiter_innen anboten. Wichtig war auch die Teilhabe an muslimischen Festen, selbst wenn alle genau wussten, dass die deutsche Familie christlichen Glaubens war. Ulrike und Stefan erinnern sich:

„[Wir haben] auch an ihren religiösen Festen sie besucht. Und ihnen gratuliert und haben sie da auch akzeptiert. Und das haben sie auch gesagt, als wir Schwierigkeiten gehabt haben, haben sie gesagt ‚Ihr seid einer von uns, ihr habt uns besucht an unseren religiösen Festen.‘

S: Das hat denen gefallen.

U: Ja. Das hat denen richtig gefallen. Da haben sie wörtlich gesagt ‚Ihr seid einer von uns.‘ Also einfach ihr gehört dazu, zur Nachbarschaft so. Das fand ich schön eigentlich.“ (Interview Stefan und Ulrike Gelsen)

Hier höre ich heraus, dass Stefan und Ulrike sich bei allen Bemühungen nicht immer sicher sein konnten, wie sie wahrgenommen werden und inwiefern sie tatsächlich geschätzt wurden. Das klang auch in anderen Momenten unseres Gesprächs an. Manchmal aber, wie in der hier geschilderten Situation, erfuhren sie explizite Wertschätzung und Integration. Dennoch blieb ihnen das Gastland auch fremd, selbst ihnen, die ihm nahekamen, die kulturelle Grenzen überwinden. Teilweise ist es frustrierend, weil man sich mit einer Andersartigkeit konfrontiert sehen kann, die

nicht zu überwinden ist, und die mit Leid einhergeht. Mir sind Ulrikes Worte im Ohr, mit denen sie herzlich und schmerzlich zugleich von einer Frau in ihrer städtischen afghanischen Nachbarschaft erzählte. Die Nachbarin kam, grün und blau geprügelt, immer mal wieder vorbei, um für ein paar Stunden Schutz vor ihrem Mann zu suchen. Viel habe sie nicht machen können, so Ulrike – einen Ruheort anbieten, mit ihr sprechen und Fürsorge zeigen. Zu wissen, dass überhaupt nicht infrage steht, dass die Nachbarin anschließend jedes Mal zu ihrem Mann nach Hause zurückkehrt, eine Konfrontation des Ehemannes oder auch eine Trennung nicht denkbar sind und damit auch ihre Schmerzen, ihr Leiden so bald nicht enden werden, das belastet. Und zunehmend befremdet es auch, wie Ulrike feststellt: „Selbst wenn das Verständnis für die dortige Kultur wächst und man immer mehr erfährt, merkt man mit zunehmender Zeit, dass man anders ist und anders sein möchte.“

Es ist die Nähe zu den afghanischen Nachbarn und der Respekt und die Freundlichkeit, mit denen Stefan und Ulrike diesen begegnen, die persönliche Beziehungen überhaupt möglich machen. Nur über die Nähe, die Sichtbarkeit als Menschen, Eheleute, Familie, Arbeitgeber, durch das alltägliche Vorleben und die Wiederholung, aber auch durch die Identifikation und das Gleichsetzen ihrer selbst mit den afghanischen Bewohnern konnten Stefan und Ulrike in ihrem Sinne nachhaltig wirken. Möglicherweise machten es ihnen der tiefe Kontakt und die hier und da entdeckten Ähnlichkeiten schwerer, manchen wesentlichen Unterschied zu akzeptieren. Trotzdem sind Stefan und Ulrike weiterhin davon überzeugt, dass Nähe zur Bevölkerung vor Ort Grundvoraussetzung für ein wirksames Miteinander, für gute Arbeit ist. Weil sie sich aus Überzeugung nicht für mehr Distanz zu den Afghanen entscheiden wollten und konnten, stand deshalb mit der „Verschlechterung der Sicherheitslage“ und zunehmenden Übergriffen auf Ausländer und Anschlägen im öffentlichen Raum irgendwann nur noch die Option im Raum, ganz heimzukehren. 2013 kehrten sie nach Deutschland zurück.

6.2.4 Folgen von Nähe und Distanz: Sicherheit, Sinn, Identität

Nähe zu den *Peers* kann ein Gefühl von Sicherheit geben. Sie beruhigt. Man ist nicht allein mit dem, was man erlebt. Man kann sich austauschen. Im Gegensatz zu den daheimgebliebenen wichtigsten Bezugspersonen, haben sie selbst sinnlich erfahren – gehört, gesehen, gerochen, gespürt – worauf sich Intervenierende in ihrem Handeln, ihrer Kommunikation beziehen. Zudem ist es ein Stück weit eben auch eine Nähe mangels Alternative. Zu irgendwem muss der Mensch, das soziale Wesen, Nähe aufbauen. Wenn die Lieben zu Hause geographisch und lebensweltlich weit weg sind und der Kontakt zu lokalen Bewohnern sehr beschränkt ist, bleiben nur noch die Arbeitskolleg_innen als Bezugsgruppe.

Nähe kann darüber hinaus ein Gefühl von Sinn vermitteln und Handlungsorientierung bieten, egal ob es die Nähe zu den *Peers* oder die Nähe zur Bevölkerung vor Ort ist. Das folgert Maja Apelt auch in ihrer Analyse zu den Paradoxien des Soldatenberufs. So sei Kameradschaft nicht nur auf die Bewältigung von Extremsituationen ausgerichtet, sondern trete auch „an die Stelle der unklaren Organisationsziele: Da der Soldat nicht mehr genau weiß, wie er im Einsatz handeln kann, bleibt ihm als Handlungsorientierung die Fürsorge für seine ihm unterstellten Kameraden“ (Apelt 2009: 157).⁶¹ In etwa: Ich mache einen guten Job, weil ich für meine Leute Sorge – nicht etwa: Ich mache einen guten Job, weil mein Einsatz erfolgreich ist. Aber auch die Nähe zu den Anwohnern vor Ort kann Sinn stiften. Wer Vertrauen aufbauen und Beziehungen knüpfen kann, hat eher das Gefühl, tatsächlich anzukommen und nicht nur funktional einer bestimmten, eher technischen Aufgabe nachzugehen. Anna Goschen erzählt, dass ihre deutschen Mitarbeiter_innen und sie eigentlich versuchen, soviel Zeit wie möglich mit den afghanischen Kolleg_innen zu verbringen: „Das macht die Arbeit mit den Afghanen, ist viel intensiver und schöner, wenn man mit denen was tagsüber erlebt und auch mal was lachen kann mit ihnen, ne?“ Gemeinsame Erlebnisse verbinden und sind, angesichts so mancher Unterschiede, wertvoll. Und nur wer den Einheimischen nah ist, Zeit mit ihnen bringt, kann auch Vorbild sein, in dem Sinne wie Stefan und Ulrike es möchten.

Nähe und Distanz stiften Identität. Denn Identität ist eine Frage dessen, wem ich mich verbunden, wo ich mich zugehörig fühle. So auch hier. Wir ordnen uns zu. Wir identifizieren uns mit anderen, grenzen uns von ihnen ab – zu der gehöre ich, zu dem nicht. Beide Aspekte, Nähe und Distanz, sind für Identitätsentwicklung gleichermaßen wichtig, weil die Betrachtung bzw. Konstruktion von sowohl Ähnlichkeit als auch Differenz wichtig ist. Hetherington meint, Identität ist „about how subjects see themselves in representation, and about how they construct differences within that representation and between it and the representation of others. Identity is about both correspondence and dissimilarity.“ (Hetherington 1998: 15) Insofern existiert Identität nur im Zwischenraum, in Bezug zu etwas anderem, in den nicht-fixen Lücken, die es immer wieder auszutarieren gilt (ebd.). Dabei identifizieren wir uns auf vielfache, überlappende, bruchstückhafte Weise.⁶² Und aus diesen vielen Identifikationen, diesen Zuordnungen zu anderen entsteht unsere Identität. Die Ausführungen zur Bundeswehr, aber auch zum Gruppenzusammenhalt in der technischen Nothilfe haben gezeigt, dass eine große räumliche und soziale Nähe identitätsstiftend wirken kann. Füllt sich der Zwischenraum allerdings mit emotionaler Distanz zum ‚Anderen‘, ist es die Abgrenzung, die erlaubt, sich selbst bestätigt zu

61 Siehe auch Warburg 2010.

62 Siehe auch Hetherington 1998: 24.

fühlen: „Der Afghane“, wie Werner Petzold sagt, ist unmodern, traditionell, partikularistisch. Im Umkehrschluss ist er selbst modern, fortschrittlich, universalistisch.

6.2.5 Zusammenfassung

In der Frage, was Intervenerende ausmacht und wie sich ihre Selbst- und Fremdverständnisse ähneln bzw. unterscheiden, ist die Kategorie der sozialen Nähe bzw. Distanz aufschlussreich. In meiner (gewählten, eingenommenen) Relation/Position zum ‚Anderen‘, definiere, erkenne, konturiere ich mich selbst, und diese Position im Verhältnis zum ‚Anderen‘ prägt auch mein Erleben. Deshalb ist der Blick auf diese Verortungen und die ‚Benennung des Abstands‘ der Leute zueinander so wichtig für die Frage, wie Intervenerende sich selbst verstehen. Es ist der soziale Zwischenraum, es sind Nähe und Distanz, die Raum geben zu fragen, wer wir sind, wer ich bin. Man spiegelt sich in den anderen, ist in der (imaginierten wie tatsächlichen) Interaktion aufgefordert, Anschlussmöglichkeiten und Grenzen zu entdecken. Man findet Gemeinsamkeiten, grenzt sich ab. Das habe ich in diesem Kapitel an den beiden wichtigsten Bezugsgruppen für Intervenerende aufgezeigt, den direkten Kolleginnen und Kollegen, den *Peers*, dem eigenen Team und den lokalen Anwohnern, den Intervenerierten.

Dabei ist die empfundene Nähe keineswegs nur eine Frage der gemeinsamen Herkunft oder derselben Aufgabe, wieweil diese zur Identifikation miteinander und der Versicherung der eigenen Identität beitragen. Räumliche Nähe ermöglicht bzw. erzwingt Kontakt, Abschottung bzw. räumliche Distanz begünstigt Abgrenzung. Wer zusätzlich mit einer starken Gruppenidentität innerhalb der eigenen Organisation ‚aufwächst‘, dem liegt die Identifikation mit den ‚eigenen Leuten‘ und die Distanz zu den ‚Anderen‘ nahe. Zugleich habe ich argumentiert, dass Nähe und Distanz nicht einfach gegeben sind, sondern immer auch eine Entscheidung bedeuten sowie einerseits dem (beruflichen) Selbstverständnis entspringen und dieses andererseits auch prägen. Wo sich der oder die Einzelne auf dem Kontinuum zwischen den gedachten Polen ‚absolute Anpassung/Versuch der Assimilation‘ und ‚maximaler Abstand zum Anderen‘ verortet, entscheidet mit darüber, wer er/sie als Intervenerende/r ist. Zugleich geben beide, Nähe und Distanz, ein Gefühl von Sicherheit, von Sinn, von Legitimität – Antworten auf die Frage, wie komme ich wohlbehalten wieder nach Hause, warum bin ich da, welchen Sinn hat meine Tätigkeit, meine Anwesenheit.

6.3 „DU BIST NATÜRLICH AUCH EINE WIRTSCHAFTSKRAFT.“ UNGLEICHHEIT UND MACHT UND IHRE BEDEUTUNG FÜR DAS SELBSTBILD VON INTERVENIERENDEN

Eine dritte wichtige Kategorie, anhand derer sich Intervenierende beschreiben (lassen), ist Gleichheit bzw. Ungleichheit. Den Bezugspunkt für diese Einteilung und Beschreibung stellen die Intervenierten, die lokalen Anwohner dar. Intervenierende, und das größtenteils unabhängig vom Beruf, empfinden eine Ungleichheit zwischen sich und den Intervenierten. Sie beschreiben ein Machtgefälle, das sie beschäftigt, ihnen zu denken gibt, ihnen oft unangenehm ist. Ich will im Folgenden zunächst darauf eingehen, wann und worin Intervenierende Ungleichheit empfinden (6.3.1), welche Folgen sie dieser Ungleichheit zuschreiben (6.3.2) und wie sich diese Ungleichheit anfühlt (6.3.3). Anschließend beantworte ich die Frage, was Intervenierende schlussfolgern und wie sie mit der empfundenen Ungleichheit umgehen (6.3.4), bevor ich das Kapitel noch einmal zusammenfasse und diskutiere, inwiefern Ungleichheit und Macht von meinen Gesprächspartner_innen unterschiedlich problematisiert werden (6.3.5).

6.3.1 Wann und worin zeigt sich Ungleichheit?

Ungleichheit zwischen sich und Intervenierten empfinden Intervenierende auf verschiedenen Ebenen. Erstens besteht ein ökonomisches Ungleichgewicht, das sich am Zugang von Intervenierenden zu Autos, Restaurants ... festmachen lässt. Zweitens gibt es ein Machtgefälle – Intervenierende können Dinge verlangen und durchsetzen. Drittens haben Intervenierende mehr Freiheiten als Intervenierte, nicht zuletzt die Freiheit zu gehen.

... man wird vom Arbeitgeber gut ausgestattet

Sichtbare Ungleichheit zwischen Intervenierenden und der großen Mehrheit der Intervenierten besteht in der Verfügbarkeit von Ressourcen, oft vom Arbeitgeber zur Verfügung gestellt. Ressourcen, die teilweise für die Arbeit nötig sind, teilweise einfach das Leben angenehmer machen. So sind die meisten der zivilen Intervenierenden mit markanten, großen Geländewagen unterwegs. Diese sind eindeutig und ausschließlich mit Intervenierenden assoziiert, wie Andreas Fechtner meint. Mit einem der „traumhaft weißen Jeeps“ seien sein Team und er zu einem der Aufnahmecamps für Flüchtlinge gefahren,

„wo so 500 Menschen, (lacht auf) aus Neugier einfach kamen, weil sie dachten, weißes Auto, das, das sind was auch immer, was wir in deren Augen sind, das sind die Reichen, das sind

die, die uns was geben, das sind die, die uns helfen, (1) ähm, da hängen schon große Erwartungen an den (1) Organisationen, an den UN-Leuten, an den aus den anderen Ländern Stammenden, ja? Ja. (4)“ (Interview Andreas Fechtner)

Fechtner selbst kann sich schon auch für so ein Auto begeistern, auch auf ihn macht es Eindruck („traumhaft“). Den Bewohnern des Flüchtlingscamps schreibt er zu, das weiße Auto mit reichen Menschen, Ausländern, Hilfe zu assoziieren und große Erwartungen und Hoffnungen damit zu verbinden. Ähnlich erlebte es auch Peter Redfield, der zusammen mit seinen Kollegen bei Zwischenstopps immer wieder angesprochen wurde: „our large, marked vehicle attracted attention, and people materialized with requests or propositions wherever we went“ (Redfield 2013: 126). Das große weiße Auto ist nicht nur auffällig, es steht auch für Reichtum. Wer da mitfährt, hat etwas abzugeben, wird jedenfalls dazu aufgefordert, darum gebeten. Redfield fährt fort, es sei doppelt befreiend gewesen, nach der Fahrt übers Land weiter zu fahren, wo weniger Leute unterwegs waren (ebd.).

Selbst wenn es für die Tätigkeit möglicherweise sinnvoll und angebracht ist, dass Intervenierende Autos und auch solche großen, imposanten Autos zur Verfügung haben, sollte man die Außenwirkung nicht unterschätzen, so Jeffrey Jackson in seiner Beschreibung des Stadtbildes von Tegucigalpa, Honduras: „The vehicles parked outside the different [foreign aid] agencies are most often brand-new models. This is no small thing in a developing country such as Honduras, where owning a car is a privilege enjoyed by a very small percentage of the population.“ (Jackson 2005: 38) Nur ein sehr kleiner Anteil der lokalen Bewohner Tegucigalpas kann sich überhaupt ein Auto leisten, geschweige denn einen brandneuen Geländewagen, wie Jackson ihn immer wieder bei Hilfsorganisationen sah. Schnell werden die Autos zu Symbolen für den Reichtum der Intervenierenden.

Auch Smirl argumentiert, dass das SUV für humanitäre Helfer aufgrund seiner Größe und seiner Sichtbarkeit auf der Straße vor allem körperliche Sicherheit symbolisiere, für finanziell schlecht gestellte örtliche Bewohner aber zur Repräsentation „benzingetriebener Ungleichheit“ (Smirl 2015: 101) wird. Denn erstens sei es teuer und zweitens erlaube es den darin Reisenden, sich deutlich schneller fortzubewegen als die Mehrheit der Menschen um sie herum, was nicht nur symbolisch Ungleichheit schaffe, sondern tatsächlich auch gefährlich werden könne für die, die sich zu Fuß, auf Fahrrädern, Motorrädern oder Pferden bewegen (ebd.: 104). Ähnlich merkt Beatrice Pouligny an, dass nicht notwendigerweise die SUVs selbst negativ auffallen, sondern die Fahrstile der Intervenierenden, die von Anwohnern mit Unfällen und fehlendem Respekt verbunden werden (Pouligny 2006: 168).⁶³ Smirl vermutet,

63 „In my inquiries among the people, problems of driving on the roads and accidents caused by international staff generally came at the top of the list. [...] During my field in-

dass die SUVs nicht nur die Wahrnehmung der lokalen Anwohner beeinflussen, sondern zwangsläufig auch Folgen dafür haben, wie Intervenierende ihre Umgebung erleben:

„In the most basic terms, it changes the experience that the aid worker has of the physical environment and climate. Instead of being exposed to heat, rain, dust, the aid worker can ride along in a climate-controlled environment. Likewise, it changes the noisescape of a place, enclosing the rider in a sonic envelope. It may allow passengers to move at a higher velocity than the majority of other people around them, introducing a level of inequality of movement.“ (Smirl 2015: 104)

Autos schützen vor dem Wetter, vor Regen und großer Hitze. Anstatt den äußeren Bedingungen ausgesetzt zu sein, können sich Intervenierende in einem (klima-)kontrollierten, geschützten Raum fortbewegen und das schneller als viele andere. Aber nicht nur an den Autos macht sich die ungleiche Ausstattung fest. Typisch für Intervenierende ist auch, einen Generator zur Verfügung zu haben. In Ländern mit keiner oder wenig zuverlässiger öffentlicher Stromversorgung ist es mit Generatoren möglich, unabhängig zu arbeiten (Betrieb von PCs, Lampen, Kühlschränken zur Medikamentenaufbewahrung) oder sich den Alltag zu erleichtern (Betrieb von Waschmaschinen und Kühlschränken für Getränke oder Lebensmittel, DVD gucken). Zugleich sind sich meine Gesprächspartner einig, dass Generatoren in vielen Ländern ein Privileg der Ausländer sind. Anna Goschen erzählt: „Ein Afghane hat gar kein Geld für einen Generator. Wenn wir den Generator laufen lassen, hörst du in Kunduz noch, da weißt du ganz genau die Deutschen sind wieder da. Auch blöd, gell?“ Weder will man auffallen, noch will man die Nachbarn stören (der Betrieb eines Generators ist vergleichsweise laut) und beides will man nicht als Einzige_r tun. Auch Stefan und Ulrike standen vor der Entscheidung einen Generator anzu-

vestigations [in Haiti], the sight of UNMIH vehicles driving at breakneck speeds induced similar reactions. Such recklessness, even in heavily populated areas, driving with all their lights on and right in the middle of the road – forcing any other vehicles to pull up quickly to the side – invariably aroused the same reactions of mixed fear and anger. Very similar images emerged from interviews in Cambodia where, relatively, road accidents in which UNTAC vehicles or staff were implicated were much more numerous. In interviews in urban districts and in the provinces, ‚problems caused by a vehicle accident‘ were the only ones spontaneously mentioned. From one country to the another, the same accusations were made against ‚those who place themselves above the law‘; besides the road accidents, it was a ‚lack of respect‘ that was emphasized most often; besides speeding, there was the recurring image of cars splashing mud as they went by or forcing their way through the road.“ (Poulligny 2006: 168)

schaffen, in dem Wissen, dass sie damit in ihrer Nachbarschaft die einzigen gewesen wären. In meinen Interviews nicht erwähnt, aber daran anknüpfend ist die Beobachtung von Micaehl Ignatieff: „The white Land Cruisers, the satellite dishes beaming email messages skyward, the banks of computers inside all the UN compounds offer a drastic contrast with Afghan government offices, where groups of men sit around drinking tea, without a computer in sight.“ (Ignatieff 2003: 98) Auch an der unterschiedlichen Ausstattung wird die Ungleichheit, wird die grundsätzlich kolonialistische Beziehung zwischen Intervenierenden und Intervenierten sichtbar. Zur Versorgung durch den Arbeitgeber kann es auch gehören, dass Einheimische angestellt werden, die sich um die täglichen Bedürfnisse der Mitarbeitenden kümmern. In seinen Nothilfe-Einsätzen sei das oft üblich, so Thomas Eben, „dass man nicht selber einkaufen geht, nicht selber kocht, wäscht, und so weiter“. Er findet es nicht selbstverständlich, sich bedienen zu lassen, gerade weil Gleichheit immer wieder thematisiert wird, aber letztlich sei es „ein gutes Prinzip“ und trage dazu bei, dass er als Arzt viel arbeiten könne, weil er sich um vieles Alltägliche nicht kümmern muss.

... man kann sich mehr leisten

In den dichotomen Unterscheidungen Intervenierende/Intervenierende, *Locals*/Internationale wird schnell übersehen bzw. unsichtbar gemacht, dass es Menschen gibt, die in diese Kategorien mit all ihren Assoziationen nicht hineinpassen. Auch wenn sie häufig so gedacht werden, sind lokale Anwohner nicht zwangsläufig arme passive Hilfsempfänger, Spielball der Konfliktakteure. In einigen meiner Gespräche wurden „nationale Kollegen“ oder „lokale Angestellte“ erwähnt. Diese verdienen, und das wird von einigen meiner Gesprächspartner (Maria Ludwig, Thomas Eben, Lutz Säger) explizit gesagt, von anderen eher impliziert, deutlich weniger als ihre internationalen Kolleg_innen. Mit den Worten von Maria Ludwig: „Man hat ja da das Problem, dass die so viel Geld nicht haben. Die verdienen ja deutlich weniger als wir.“ Auch in der EZ- und Nothilfe-Literatur ist die unterschiedliche Bezahlung ein Thema.

Lange Zeit unterschieden alle Hilfsorganisationen wie selbstverständlich zwischen *Expats* und nationalen Angestellten, so Didier Fassin (2012: 238-240) – erstere aus dem Globalen Norden kommend und Mitglieder der Organisation, letztere aus der jeweiligen Gemeinde vor Ort und als ‚bezahlte Angestellte‘ betrachtet. Die Implikationen dieser Unterscheidung waren und sind vielfältig: Im Vergleich zu ‚lokalen Angestellten‘ bekommen *Expats* in aller Regel bessere Bezahlung, längere Verträge, bessere Absicherung durch Sozial- und Krankenversicherung, im Gegensatz zu ihnen leitende Positionen in der Mission, Mitspracherecht in der Organisation: bei Versammlungen und durch Besuche im Hauptquartier, Evakuierung im

Notfall.⁶⁴ Differenzen, die *Expats* im Gespräch mit Jeffrey Jackson auf vielerlei Weise rechtfertigten: Zu Hause würden sie noch mehr verdienen, und es sei angemessen, dass die Härten des alltäglichen Lebens in einem Entwicklungsland kompensiert würden (Jackson 2005: 87-88). Mit den einheimischen Kolleginnen und Kollegen jedoch sparten Intervenierende das Thema aus – zu heikel (ebd.: 87, 114).⁶⁵

Nicht nur aufgrund der besseren Bezahlung während des Aufenthalts, sondern wohl auch aufgrund der insgesamt bessergestellten Situation (deutsche Intervenierende müssen selten auf Annehmlichkeiten verzichten, weil sie all ihren Verdienst nach Hause schicken) können sich Intervenierende oft mehr leisten. Entsprechend sind beispielsweise Hotels und Restaurants in der Praxis oft klar getrennt.⁶⁶ 100 Dollar können nur wenige lokale Einwohner für eine Nacht im Hotel zahlen, der Durchschnitt „hat da keinen Zugang zu“, so Peter Leibhart. Bei verhältnismäßig teuren Restaurants, die mit europäisch oder nordamerikanisch inspirierter Speisekarte (Pizza, Pasta ...) auf zahlungskräftige und häufig aus dem Globalen Norden stammende Intervenierende abzielen, ist es ähnlich: „Die Preise sind so hoch, dass kein Kongolese, der, der nicht im Ressourcenhandel tätig ist, der nicht eine Milchkuh hat, die er melken kann, überhaupt keinen Zugang hat. Das ist gar kein Thema.“, so Leibhart.

Auch Maria Ludwig erzählt, dass sie während ihrer Zeit im Kosovo häufig essen gegangen sei. Kosovaren sei sie dabei selten begegnet: „Die Restaurants sind tatsächlich meistens sehr geteilt, was einfach an den Preisen liegt. So der normale Kosovare wird sich nicht jeden Tag ein Essen für sieben Euro leisten. Und für uns

64 Für Honduras beziffert Jeffrey Jackson das Einkommen einer holländischen EZlerin auf ca. 4.000 US-Dollar/Monat (zuzüglich geldwerter Vorteile wie kostenloser Unterkunft, Zuschüssen zu Privatschulen für die Kinder und die kostenlose Benutzung von Fahrzeugen), während einheimische Angestellte meist weniger als die Hälfte (und keine zusätzlichen *Benefits*) bekamen (Jackson 2005: 87-88).

65 Peter Redfield fügt hinzu, dass das Angleichen der Bezahlung von *Expatriates* und ‚lokalen‘ Mitarbeitern wiederum schwierige Konsequenzen haben kann, weil internationale Organisationen so die besten Arbeitnehmer gewinnen können und lokalen Strukturen damit Knowhow klauen, die diese ja gerade aufbauen wollen/sollen (Redfield 2012). Darüber hinaus steht die ungleiche Bezahlung in Zusammenhang mit größerer, systemischer Ungleichheit, wie Jackson argumentiert: „There is in effect a global inequality being perpetuated within these transnational development agencies. As long as Honduran professionals are not paid on equal terms with their expatriate coworkers, there is little hope they will have an opportunity to participate as equal partners in the processes of globalization.“ (Jackson 2005: 93-94)

66 Siehe dazu auch Kapitel 5.3 und 6.1.

ist das da normalerweise sehr billig.“ Die nationalen Kollegen wären eher zum Imbiss gegangen, die Internationalen zum Italiener oder Thailänder. Ludwig fährt fort: „Und dann gibt es die Kategorie, die richtig guten nationalen Restaurants, in denen dann die Internationalen und die Mafia sitzen, und normale Kosovaren, die ggf. was zu feiern haben oder nur eine Cola trinken.“ Was für sie eine alltägliche und relativ günstige Gelegenheit zum Essen war, war für „normale Kosovaren“ etwas Besonderes.⁶⁷ Manchmal gehen derlei große ökonomische Unterschiede zwischen Intervenierenden und lokalen Anwohnern mit einer deutlichen Bevorzugung einher. Lutz ist ein Erlebnis besonders in Erinnerung geblieben. Er erzählt:

„Ich hab das einmal ganz extrem erlebt, wir sind in eine in so eine Pizzeria, wo wir *oft* reingegangen sind, (JB: ja, ja) das ist auch eine Pizzeria- eher so als- also so Kneipe, Lokal, Pizzeria, ne? (JB: hm-m) So und äh- und äh wir waren zu dritt oder zu viert, ich weiß gar nicht mehr und- Bude rappellvoll, ne? (JB: hm-m) Und der Kellner sieht uns und ähm- da mussten Leute aufstehen (JB: hm-m) und wir durften uns hinsetzen, und ich habe gesagt, nein, ich will mich hier jetzt nicht hinsetzen, also ich jage hier keine Leute raus, ne? Weil das ist ja genau *das*, was ich nicht will. (JB: hm-m) Wenn voll ist, ist voll, dann gehe ich wieder, ne? Ähm, wir hatten da *keine Chance* (1) z- ähm- wir haben –
JB: Das abzulehnen.

LS: Ja. Weil er sagte, die sitzen hier einen Abend, an einem Getränk, trinken ein Glas Wasser, (JB: hm-m) du möchtest hier was essen, deswegen müssen die einfach aufstehen. (JB: hm-m) Das tut mir leid. Das wird dir wahrscheinlich im deutschen Restaurant auch passieren. (JB: hm-m) Allerdings, möchte ich da nicht als Internationaler (JB: hm-m) (1) oben drüber stehen, über den den armen Leuten, (JB: ja, ja, ja) sag ich mal so, jetzt ganz doof, und ähm denen die Plätze wegnehmen, dann haben die noch mehr Hass auf uns. (JB: hm-m) Oder noch mehr oder – dann haben die auf alle Fälle Hass auf uns. (JB: hm-m) Ne, also, von daher –

JB: Das heißt, es wird mehr – also selbst wenn es hier auch passiert, dann hat es da noch potenziell mehr (1) mehr Auswirkungen sozusagen.

LS: Ja. Finde *ich*. Also also ich hab jedenfalls in die Richtung so gedacht. Ob das jetzt jeder macht, das weiß ich nicht, also deswegen (1) ähm haben wir- das- ich bin davon überzeugt, dass es nicht jeder (JB: nee, ja) so denkt.“ (Interview Lutz Säger)

67 Was in meinen Gesprächen nicht zur Sprache kam und mir dennoch erheblich scheint, ist der Hinweis von Thomas Gebauer bezüglich der ersten Jahre der internationalen Intervention in Afghanistan, demzufolge viele Afghanen selbst Mitarbeitenden von Hilfsorganisation mit wachsendem Argwohn begegneten, „weil die enorme Kaufkraft der Helfer die Preise explodieren ließ, weil sich die Mieten für Häuser verzehnfachten, weil lokale NGOs ihre besten Mitarbeiter an internationale Hilfswerke verloren“ (Gebauer 2007: 208).

Lutz macht hier und an weiteren Beispielen in unserem Gespräch klar: Er wird nicht nur (aufgrund der Uniform, anhand des EU-Autos) als Polizist wahrgenommen, sondern auch vielfach – vom Kellner, vom Vermieter, vom Autohändler – als jemand mit großer Kaufkraft:

„Wenn man überlegt, dass [...] ein [bosnischer] Polizist (2) keine 400 Euro verdient (1) und die restliche Bevölkerung auch nicht, (JB: hm-m) (2) eine hohe Arbeitslosigkeit herrscht (2) und ähm (1) eine Wohnung an einen internationalen Polizisten für in etwa 500 Euro vermietet wird, (JB: hm-m) da kannst du dir mal vorstellen, wie wichtig so eine Person ist. (JB: hm-m, hm-m, hm-m) Ne, das heißt also, man wird schon (1) mit Samthandschuhen angefasst. [...] deswegen natürlich, sind die Leute natürlich auch ähm freundlicher, ne? Du bist natürlich auch eine Wirtschaftskraft.“ (Interview Lutz Säger)⁶⁸

Das ist nicht per se problematisch. Aber das deutliche, beharrliche Gefälle macht es schwieriger, sich unauffällig ins Gastland einzufügen und zu integrieren. In der vollbesetzten Pizzeria fordert der Kellner andere Gäste zum Gehen auf, weil er weiß, dass Lutz und seine Kollegen mehr konsumieren werden: „Und ich habe gesagt, nein, ich will mich hier jetzt nicht hinsetzen, also ich jage hier keine Leute raus, ne? Weil das ist ja genau *das*, was ich nicht will. Wenn voll ist, ist voll, dann gehe ich wieder, ne? Ähm, wir hatten da *keine Chance*.“ Selbst wenn er in dieselbe Pizzeria geht, kann er nicht in der Menge der Einheimischen untergehen. Sich gegen die Sonderbehandlung zu wehren, ist ebenfalls nicht so einfach. Schließlich hat der Kellner ein legitimes Interesse daran, Umsatz zu machen. Aber es geht nicht nur um das eigene Gefühl, sondern auch um die Außenwirkung: Er wolle als Internationaler nicht über den armen Leuten stehen, denn „dann haben die auf alle Fälle Hass auf uns“ und das müsse man, soweit man könne und so gut es geht, vermeiden. Wenn ihm etwas Ähnliches in Deutschland passieren würde, hätte es in seinen Augen weniger potenzielle Auswirkungen. Ein Stück weit ironisch ist wiederum, dass Lutz das Ungleichheits-/ Machtproblem wiederum über Macht löst: „Das ist auch nur einmal passiert, [...] weil das habe ich dem Kellner auch gesagt, dass das- (JB: hm-m) so nicht passieren soll, ne?“

Interessant ist, dass das große ökonomische Gefälle zwischen Internationalen und Lokalen weithin bekannt ist und es aber für das Gefühl von Intervenierenden trotzdem nochmal einen Unterschied macht, öffentlich bzw. explizit darauf gestoßen zu werden. Lieber soll die Ungleichheit nicht ganz so deutlich werden – so wie Andreas Fechtner fand, man sollte nicht noch viel zu schnell und rücksichtslos fah-

68 Ulf Rohm spricht von der NATO-Schutztruppe Kosovo Force (KFOR) als „Wirtschaftsfaktor“: „Das darf man nicht vergessen. [...] Was wir da kaufen. [...] Der Großteil der Instandsetzung der Fahrzeuge läuft über kosovarische Werkstätten.“

ren oder im Flüchtlingscamp den großzügigen Besucher geben, der Geschenke verteilt. Auch eine – unter anderen Umständen unschuldige – Handlung wie das Hervorzeigen eines neuen iPods kann in dieser Situation anders wirken, wie der von Werner Distler zitierte deutsche Polizist findet:

„Ich bezahl zum Beispiel 150 Euro mehr für meine Wohnung, als mein lokaler Kollege im Monat verdient. Der muss ja seine Familie davon ernähren. Wenn ich dann auf der Dienststelle meinen internationalen Kollegen, wo die lokalen Kollegen dabeisitzen, den neuen iPod zeige, den ich mir da gerade für 140 Euro gekauft habe, was soll der von mir denken. Das Ding kostet mehr als er für ein halbes Jahr für Benzin für sein Auto zur Verfügung hat.“ (Distler 2014: 186)

Distlers Interviewpartner empfindet das Herzeigen als unachtsam zur Schau gestelltes, finanzielles Über-Gewicht und insofern als völlig unangemessen. Dabei können wir annehmen, dass der lokale Kollege sehr wohl weiß, was der hier zitierte Polizist für eine Miete zahlt. Die von Distler interviewten Deutschen jedenfalls sind sich „der extremen Asymmetrie der Einkommensstruktur sehr bewusst“ (ebd.: 187), das geringe Gehalt sei gerade im Vergleich zu den hohen Lebenshaltungskosten der „Wahnsinn“ (ebd.). Dennoch wird es in dem oben zitierten Zusammenhang als wenn auch nicht böswillig, dann unachtsam gedeutet, die eigene Finanzpotenz dermaßen zur Schau zu stellen.

Neben den direkten ökonomischen Auswirkungen ist nicht nur die Symbolkraft, sondern auch die tatsächliche Macht der wirtschaftlichen und finanziellen Stärke von Intervenieierenden meines Erachtens kaum zu überschätzen.⁶⁹ Werner Distler spricht davon, dass die Wahrnehmung von Ungleichheit aufgrund der strukturellen Überlegenheit internationaler Polizist_innen in materiellen und ökonomischen Belangen in die relationalen Strukturen der Intervention unausweichlich eingeschrieben sei (ebd.: 190).

... man ist frei zu gehen

Eine besonders markante Ungleichheit wird in Gefahrensituationen sichtbar. Es sind Intervenieierende, die ausreisen können, die evakuiert werden, die sich in Si-

69 Tatsächlich ist es kaum ernstzunehmen, wenn Peter Redfield argumentiert, dass MSF vielleicht SUVs und Satellitentelefone habe, man von Macht aber kaum sprechen könne – weil sie als NGO aus privaten Bürgern ja noch lang keine gouvernementale Souveränität oder ein rechtlich sanktioniertes Mandat besitze (Redfield 2005: 344); legt er doch ignorant oder naiv einen deutlich zu engen (politikwissenschaftlichen) Machtbegriff zugrunde. Macht aus interventionssociologischer Perspektive fragt nicht zuletzt nach Finanzmacht, Wirtschaftsmacht, nach der Macht weißer Haut und fremder Pässe.

cherheit bringen können. Einheimische, auch einheimische Mitarbeiter profitieren nicht von den Netzwerken und Ressourcen der Internationalen und werden zurückgelassen, im Bewusstsein, dass Gewalt und Tod wahrscheinlich sind. Peter Leibhart erzählt:

„Oftmals ist es ja so, wenn evakuiert wird – oder meistens ist es so, dann (räuspert sich) gehen die *Expats*, klopfen ihren lokalen Mitarbeitern noch vorher auf die Schulter, nach dem Motto mach dir keine Gedanken, wird schon, es passiert nichts, alles ist – *la vie est belle* (hustet), drücken ihnen noch ein, zwei, drei Gehälter in die Hand zum Überleben und, äh, sind dann weg.“ (Interview Peter Leibhart)

Wenn man so will, ist dies die ultimative Ungleichheit – nämlich ein strukturell angelegter Unterschied in der Frage, wer leben darf und wer gefährdet ist und möglicherweise sterben wird. Gerade dies ist eine Ungleichheit, die Leibhart als schwer auszuhalten schildert. Dementsprechend meint auch eine Gesprächspartnerin von James Dawes, das Schwerste an der humanitären Arbeit mit Flüchtlingen sei, „that you can drive away“ (Dawes 2007: 3-4). Da überrascht es nicht, wenn Silke Roth feststellt, dass besonders die Internationalen, die bereits evakuiert wurden, sich schuldig fühlen, lokale Mitarbeiter und *Beneficiaries* zurückgelassen zu haben (Roth 2011: 157). Diese können weder zwischendurch ausreisen, um sich von den schwierigen Lebensbedingungen zu erholen, noch können sie in Gefahrensituationen darauf hoffen, evakuiert zu werden. Und zugleich, so Roth, haben die Internationalen nicht die Wahl, nicht zu gehen: In der Regel kann eine angeordnete Evakuierung nur durch sofortige Kündigung und Verlassen der Organisation umgangen werden (ebd.: 167).

6.3.2 Wie fühlt sich Ungleichheit für Intervenierende an?

Sich von den Bewohnern im Interventionsumfeld so unwiderruflich zu unterscheiden, so mächtig zu sein, ist in den Erzählungen meiner Gesprächspartner vor allem negativ besetzt. Reicher zu sein, und das für alle offensichtlich, ist unangenehm. Das lese ich aus den oben zitierten und interpretierten Aussagen meiner Gesprächspartner_innen. Es ist eine Ungleichheit, die – wenn sie als solche angesprochen und ausgesprochen ist – für einige schwer auszuhalten ist. Jenseits des persönlichen moralischen Empfindens nicht zuletzt auch deshalb, weil im Beruflichen, auf der Ebene der Programme, die Intervenierende konzipieren, leiten, durchführen, vor zehn, zwanzig Jahren *local ownership*, Partizipation und Partnerschaft auf Augenhöhe zu Leitbegriffen erhoben wurden. Was früher Entwicklungshilfe hieß, wird heute Entwicklungszusammenarbeit genannt. Auch in der humanitären Nothilfe wird auf die Einbindung lokaler sozialer Strukturen geachtet. Deutsche Polizei ist im Ausland in

erster Linie beratend aktiv und auch die Bundeswehr bildet aus anstatt selbst militärische Verantwortung zu übernehmen. Das mag weniger normativ (mit Gleichheitsvorstellungen) als praktisch (mit Nachhaltigkeit) begründet sein, aber das Prinzip der partnerschaftlichen Zusammenarbeit gilt.

Darüber hinaus sind in der *Community* der Intervenierenden gerade in Bezug auf *Peace-* und *Statebuilding*missionen diskursive Deutungsmuster stark, die die Interventionen implizite Haltung, als Außenstehender etwas besser richten zu können als die Betroffenen, kritisch betrachten und gerade die Beziehungen zu Intervenierten in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücken. Und zugleich, so Zoe Marriage, kann es ganz egal sein, wie sehr die Bedeutung von Partizipation und Gleichberechtigung in Grundsatzdokumenten betont wird – viel sichtbarer und einprägsamer als derartige Bekenntnisse sind die bereits skizzierten (Marriage 2006: 222).⁷⁰ Insofern ist es kaum überraschend, wenn Ungleichheit und Machtungleichgewicht von Intervenierenden problematisiert werden.⁷¹ Dem in meinem Material vielfach ausgedrückten Wunsch nach Gleichheit erteilt Mary B. Anderson jedoch eine Absage.⁷² Ungleichheit sei gleich dreifach angelegt:

70 Siehe auch Fast 2014: 132. Auch Forschende gehören oft zu den Privilegierten, wie EZ-Ethnologin Nancy Cook an ihrem eigenen Beispiel schildert: „Every time I leave Gilgit for home I look forward to, not only a few days of good eating and air conditioned comfort in Islamabad before the flight to Toronto, but also the return to family, friends, modern conveniences [...] Privilege infuses even this aspect of my traveling; after my holiday or research season is over, I can leave the social conditions my Gilgiti friends complain about [...] while they struggle on with their lives.“ (Cook 2007: 1-2)

71 Tatsächlich findet sich in meinem Material kein Hinweis darauf, dass diese mächtige, ressourcenreiche Position auch als toll und verlockend empfunden werden kann. James Dawes zitiert aus einem Gespräch mit Karen Elshazly, die sagt: „You can be in some of these countries, and you can be a big fish in a little pond versus a little fish in a big pond, and that can go to your head if you’re not prepared for that. [...] You can really get into some colonial-type feelings. ... In most of these places, especially in Africa, because it’s often insecure zones, we usually have communal housing for security and funding reasons, and they’re out in the field all day. So of course there are house cleaners because it’s too hard to do that on your own. But if I hear anyone use the word ‚servant‘ – believe me, I never talk to them again.“ (Dawes 2007: 153)

72 Ähnlich schlussfolgert Distler, dass die Wahrnehmung von Ungleichheit aufgrund der strukturellen Überlegenheit internationaler Polizist_innen in materiellen und ökonomischen Belangen in die relationalen Strukturen der Intervention unausweichlich eingeschrieben sei (Distler 2014: 190).

„First, there is an essential inequality in power that derives from the ability of one side to give because it enjoys a surplus of goods and abilities, while the other side is in need. Second, there is inequality of optionality, arising from the fact that one side can choose whether or not to give, while the other side has little or no choice about accepting aid if they are to survive. Third, inequality arises from the fact that the giving side of the relationship is primarily accountable to communities and powers outside the crisis and only secondarily, if at all, to insiders, the people who receive aid.“ (Anderson 2000: 496-497)

Anstatt – wie es der Trend ist – möglichst partizipative Programme zu fahren, maximale Verantwortung an Hilfsempfänger abzugeben und basisdemokratisch entscheiden zu lassen (und so die strukturell und systematisch bedingte Ungleichheit zu verschleiern), sei es deutlich angemessener, unabwendbare Ungleichheit zu akzeptieren, ja sogar transparent zu machen und sich an Beziehungen zu orientieren, so Anderson (ebd.).

Intervenierten wiederum wird in der Literatur zugeschrieben, mit Frust bis hin zu Feindlichkeit auf die Ungleichheit zu reagieren. Talentino (2007) befürchtet, dass die Konfrontation mit dem Reichtum der Intervenierenden frustriert. Auch „nur“ mit der Lebensweise von Intervenierenden konfrontiert zu sein, könne Intervenierten die eigene vergleichsweise hoffnungslose Situation verdeutlichen und den angestrebten Friedensprozess gefühlt in unendliche Ferne rücken lassen (ebd.: 160). Auch Lisa Smirl findet Angriffe auf *Compounds* von Intervenierenden nicht unwahrscheinlich, werden diese doch „materially and symbolically associated with this inequality, exceptionalism and, ultimately, hypocrisy“ (Smirl 2015: 94).

6.3.3 Welche Folgen hat das Ungleichgewicht?

Welche Folgen schreiben Intervenierende der empfundenen Ungleichheit zu? Da wäre zunächst die Kommunikation zwischen Intervenierenden und Intervenierten. Sie ist Indikator und Aushandlungsarena zugleich. So erzählt Maria Ludwig, dass es Aufmerksamkeit und Fingerspitzengefühl erfordert habe, mit kosovarischen Kolleg_innen etwas zu unternehmen:

„Und jetzt muss man genau gucken, gehen wir dahin wo der Kaffee einen Euro kostet. Oder gehen wir dahin, wo der Kaffee 50 Cent kostet. Und unsere nationalen, die kannten sich einfach besser aus. Die wussten a, wo der Kaffee gut ist. Die wussten b, wo ihre Freunde sitzen, denen sie was Gutes tun, dadurch dass sie ihnen Verdienst zukommen lassen.“ (Interview Maria Ludwig)

Sie hätte sich auch Kaffee für zwei oder drei Euro leisten können. Zusammen mit den Kollegen aber galt es günstigere Cafés zu finden. Ich lese ihre Erzählung zu-

gleich als Hinweis darauf, wie vielschichtig soziale Beziehungen in Interventionen sind. Während sie und die internationalen Kollegen deutlich mehr Geld zur Verfügung haben, kennen sich die kosovarischen Kollegen besser aus und wissen die Situation gut zu ihrem Vorteil zu nutzen.

Beobachtung und Auffassungsgabe ermöglichen auch sonst, hinter die direkte Kommunikation zu blicken und Folgen des ökonomischen und strukturellen Machtungleichgewichts zu entdecken. Maria Ludwig ist sich sicher, dass die Leute im Kosovo wissen, was die Mission wünscht. Wenn die Mission Versöhnung als Ziel ausruft, dann werden Spannungen zwischen Bevölkerungsgruppen unter den kosovarischen Kollegen nicht offen benannt oder ausgetragen, obwohl sie spürbar sind und auch sonst im normalen Leben deutlich zutage treten. Das erzählt auch Lutz von seinen Erfahrungen im Kosovo. Ähnlich formuliert Nothelfer Thomas Eben seine Antwort auf meine Frage, wie die Organisation oder das Projekt vor Ort gerade von Einheimischen wahrgenommen wird. Er erzählt von dem ganz überwiegend positiven Feedback und sagt dann:

„Das darf man auch nicht vergessen, bei dem, was man so an Rückmeldungen kriegt, ähm, wir sind halt die, die da das Geld haben. Das äh, ne, und wenn man das Geld hat, wird man auch hier immer ganz anders behandelt, als wenn man es nicht hat. (räuspert sich) Ne? Äh, und das ist eben auch schwer, also es ist nicht immer überall unbedingt eine Kultur der offenen Rückmeldung, selbst wenn man fragt, ne, so was meint denn ihr?“⁷³ (Interview Thomas Eben)

Thomas stellt mehrfach klar, dass er keine Unehrlichkeit unterstellt, weil vor allem positive Rückmeldungen an ihn herangetragen werden. Geld mache hier wie da einen Unterschied darin, wie jemand behandelt wird. Und die kulturelle Gepflogenheit, immer zu sagen was man denkt, ist andernorts unüblich, ein Verstoß gegen wichtige soziale Regeln.⁷⁴

73 Stefan und Ulrike erzählen davon, dass sich unter den Afghanen eine Subkultur derer herausgebildet hat, die für EZ-Organisationen arbeiten. Meistens seien das sehr junge Leute, die etwas verändern wollen, die aber sehr wenig mit der ‚wirklichen‘ afghanischen Kultur zu tun haben: „Wenn man nur die kennt und mit ihnen redet, dann hat man sehr wenig Verständnis dafür, was der Rest der Afghanen, wie der denkt und ja. [...] Die wissen auch, wie sie mit ihren deutschen Entwicklungshelfern umgehen müssen. Welche Antworten die wollen.“

74 Maria Eriksson Baaz beschreibt ökonomische Ungleichheit als wesentlichen Faktor für die Identitäten von Entwicklungshelferinnen und Entwicklungshelfern (Eriksson Baaz 2005). Aus dem Ungleichgewicht an Ressourcen und Macht erwachsen identitätsstiftende Zuschreibungen. Angesichts der Tatsache, dass alle meine Gesprächspartner_innen da-

Die hier angeführten Beispiele beschreiben eine Spannung, die Intervenierende aushalten müssen, eine Art Dissonanz, da die erlebte Gegenwart in Bezug auf Machtverhältnisse so eine unausgeglichene ist, die der eigenen Haltung zuwiderläuft, aber auch Arbeits-/Kommunikationsabläufe behindern kann. Wie reagieren die Intervenierenden auf diese angespannte Situation?

6.3.4 Wie gehen Intervenierende mit Ungleichheit um?

Es gibt viele verschiedenen Arten, mit der empfundenen Ungleichheit umzugehen. Viele Intervenierende machen sich Gedanken darüber und versuchen, sich in Bescheidenheit zu üben, sich anzupassen. Auch „schummeln“ und Unterschiede nicht gar so auffällig werden zu lassen ist eine Möglichkeit. Ebenfalls ist es möglich, die eigene Unterlegenheit in einem bestimmten Aspekt zu betonen oder aber das Machtgefälle für sich zu nutzen; mancher tut letzteres auf furchtbare Art und Weise. Aber es gibt auch die Möglichkeit, sich dafür einzusetzen, dass andere bessergestellt werden. Und letztlich kann auch der Rückzug, das segregierte Leben jenseits der anderen als Reaktion auf die Ungleichheit gedeutet werden.

... man reflektiert und übt Bescheidenheit

Andreas Fechtner macht am Umgang mit der eigenen strukturellen/ökonomischen Überlegenheit als Intervenierender den Unterschied zwischen „Profis“ und „Nicht-Profis“ fest. Die oben erwähnte Geschichte des VIPs, der mit seinen Begleitern in „Checker-weißen Jeeps“ zu einem der Flüchtlingslager „durch die Wüste ballerte“, was Fechtner schon mehr als unangebracht und problematisch fand, geht noch weiter:

„Dann ist der [VIP] – in jedem Flüchtlingslager gibt es so kleine Einkaufssträßchen, die bilden sich durch die Flüchtlinge, und da hat der einen Karton mit Süßigkeiten gekauft. Keksen, oder irgendein, Schokolade, irgendein Scheiß. (1, seufzt) Und wir guckten uns schon an und dachten, oh nein. Wir wussten direkt, was kommt. Haben Sie eine Vorstellung, was passiert, wenn Sie in einem Flüchtlingslager (1) noch nicht mal so eine hohe Anzahl, wo zehntausend Menschen sind, von diesen zehntausend Menschen sind siebentausend Kinder und wenn Sie einen Karton mit Süßigkeiten haben, (3) – also es waren bestimmt zweihundert Kinder, die schreiend angerannt kamen, die dem das aus der Hand gerobbt haben und der fand das so toll, und war so glücklich, ach, die Kinderlein und alle so schön – das war so richtig beschissen, Weiße kommen in ein Flüchtlingslager und machen da einen auf großherzig, also das – fand ich sehr sehr schwierig. Also- (1) aber so sind Politiker.

rauf zu sprechen kamen und ein Großteil der Literatur sich mit diesem Zusammenhang befasst, leuchtet mir das ein.

JB: In der Wirkung, meinen Sie jetzt, (AF: ja ja) fanden Sie das schwierig, oder –

AF: Ja, na klar. Ich meine, was was (3) was soll das? (2) Was soll das? Da dann erkennt man die Profis und die Nicht-Profis, ja? Dann hat der, keine Ahnung, die Kinderlein, Süßigkeiten verteilt, äh, zehn Negerlein im Arm und dann Fotos machen. Was ist denn das – *das* ist rassistisch (1), ja, also ich fand das unmöglich. Das war ähm, (lacht), der Typ, ja?⁷⁵ (Interview Andreas Fechtner)

Noch problematischer als reich und privilegiert zu sein ist es in Fechtners Augen, nicht zu reflektieren, wie dies auf die Intervenierten wirkt. Der *Profi*, besonders der mit weißer Hautfarbe, denkt mit, wie er gerade auf die *Beneficiaries*, auf die Zielgruppen seiner Tätigkeit wirkt. Er ist sich seiner Wirkung bewusst.⁷⁵

Dieser Anspruch, die eigenen Privilegien zu reflektieren, wird weitergetrieben in dem Versuch, sie zu teilen bzw. die Ungleichheit – wo möglich – zu reduzieren oder auszugleichen. Diese Strategie beobachtet Barbara Heron bei den von ihr interviewten kanadischen Entwicklungshelferinnen (Heron 2007: 76-79). Eine besitzt kein Auto und rechtfertigt den Mietwagen, den Besucher aus Kanada für zwei Wochen mitbringen. Eine andere betont, dass sie glücklicherweise kein *Expat*-Gehalt bekam, sondern so viel wie ihre einheimischen Kolleginnen, die dennoch vermuteten, sie sei reich. Einige gestehen ein, dass ihre Häuser denen der lokalen Bewohner deutlich überlegen waren. Das unguete Gefühl, dass diese Ungleichheit mitbringt, wird auf verschiedene Weise damit umgegangen. Nachbarn können ohne finanziellen Beitrag im Auto mitfahren, werden in Notfällen extra gefahren, werden zum Essen eingeladen und so wird versucht, die soziale Grenze, die Materialitäten schaffen, zu überwinden: „One way of bridging differences with those around us is to share what we have in terms of our accomodation, food, vehicles, and things of this sort.“ (ebd.: 77)⁷⁶ Diese Option sehen auch Stefan und Ulrike. Für sie lautete die Entscheidung: teilen oder verzichten. Auf meine Frage, ob sie einen Generator

75 Zugleich lässt die Betonung am Ende seiner Ausführung, „*das* ist rassistisch“, vermuten, dass in seinem Erleben des Miteinanders von Menschen weißer und nicht-weißer Hautfarbe offenbar irgendwie der Rassismusvorwurf im Raum steht – sei es, dass er sich diesem Vorwurf womöglich ausgesetzt oder sich selbst als rassistiert sieht.

76 Und auch entsprechende Deutungsmuster legen sich Herons Interviewpartner zurecht, um mit der im Weißsein impliziten Dominanz und Macht umzugehen. Sie positionieren sich als ‚gute Weiße‘, in Distanz zu ‚den anderen, unbedachten, rassistisch sprechenden *Expats*, und sie verneinen die Machtimplikationen ihres Weißseins als Fehlinterpretation der Afrikaner, die sich ‚fälschlicherweise‘ auf die Kolonialvergangenheit beziehen (Heron 2007: 96-97). Strategien, die Heron kritisch sieht, sichert derlei Großzügigkeit doch eine Positionierung „as good and generous helpers, however, and thus serves to place participants firmly on the moral high ground“ (Heron 2007: 77).

hatten, zählen Stefan und Ulrike die Nachteile auf (laut, umweltschädlich, oft kaputt, teuer) und ergänzen dann:

„Und natürlich, alles was man hat, alles was man hat, muss man auch ausleihen. [...] Es ist also ganz schwierig zu sagen ich habe einen Generator und ich gebe meinem Nachbarn nichts ab davon. Das ist, das machen wir hier in Deutschland so, aber das ist nicht korrekt. Wenn man ein Auto besitzt und der Nachbar sagt ‚Ich muss kurz zum Arzt‘, zu sagen ‚Nein, ich bringe dich nicht hin.‘ Weißt du, da tut man sich leichter, man hat vieles nicht. (lacht) Ja.“ (Interview Stefan und Ulrike Gelsen)

Es gibt nicht viele Intervenierende, die auf autonome Stromversorgung verzichten. Der Generator hätte auch Vorteile, und sie könnten ihn sich schon leisten. Trotzdem entscheiden sie sich dagegen, weil sie die sozialen Regeln ihrer Nachbarn als die ihren ansehen. Gemäß diesen Regeln ist ungleicher Besitz zu teilen, man darf ihn nicht für sich allein behalten. Gerade diese Beweggründe erinnern mich daran, dass die meisten Intervenierenden und gerade die Organisationen als solche nicht schlussfolgern, auf Hilfsmittel wie Generatoren, die die Arbeit möglich und angenehmer zu machen, zu verzichten, weil sie Ungleichheit erzeugen. Das tun aber Stefan und Ulrike, für die sich ständig die Frage, der Konflikt auftut, „auf welchem Niveau man leben soll“. Alles sei möglich, je nachdem wieviel Geld man ausgeben will (westliches Niveau) oder wie sehr man als Persönlichkeit gefestigt ist, wieviel man aushalten kann (afghanisches Niveau). Irgendwo dazwischen muss man seinen Platz und einen sinnvollen Kompromiss finden, eine Position, in der man sich so weit wie möglich wohlfühlt.⁷⁷ Zugleich schreiben manche meiner Gesprächspartner_innen Intervenierten zu, irritiert zu reagieren, wenn Intervenierende auch aufgrund der Außenwirkung auf Privilegien verzichten. Ob im Kosovo mit dem Fahrrad zur Arbeit zu fahren, auch wenn im Straßenverkehr die symbolische Stärke und Durchsetzungskraft des Fahrzeugs entscheidend sind, oder im heißen, staubigen Afghanistan zu Fuß zum Termin zu laufen, wenn man doch ein noch dazu klimatisiertes Auto zur Verfügung hat:

„Wir wurden auch – wirklich angestarrt, (JB: hm-m) so nach dem Motto, was, sind die Internationalen jetzt total durchgedreht, ja? (JB: hm-m) [...] also es hat uns nie einer das gesagt,

77 Ulrike nennt Ernährung als weiteres Beispiel: „Manchmal fiel es mir schwer zu sagen okay, ich kaufe drei Mal die Woche Fleisch. Es wäre mir zu teuer gewesen. Weil das die Nachbarn auch nicht machen, um mich herum.“ Sie hätten es sich leisten können, ausschlaggebend aber war, dass die Nachbarn es nicht konnten, aber auch, dass sich ihr Einkauf nicht hätte verheimlichen lassen, wie Stefan an den Satz seiner Frau anschließt: „Und natürlich wissen alle, wie viel Fleisch wir kaufen.“

aber ich habe einfach so was vermutet, (JB: hm-m, hm-m) dass die uns für total bescheuert gehalten haben.“ (Interview Michael Kubos)

Was für die einen eine bewusste Anpassung, ein bewusster Verzicht auf Privilegien ist, ein Versuch, gerade die sichtbaren Zeichen von Ungleichheit zu lokalen Bewohnern zu reduzieren, um Nähe und Respekt zu signalisieren, kann in den Augen anderer auch als unbeholfen, unzureichend, womöglich sogar unehrlich angesehen werden. Schließlich bleibt Ungleichheit in vielerlei Hinsicht bestehen.

... man schummelt

Eine zweite Möglichkeit: Man schummelt. Auch Anna Goschen ist sich der Symbolik eines Generators bewusst (siehe oben). Um keinen schlechten Eindruck zu machen, will sie möglichst darauf verzichten. Um trotzdem arbeiten zu können, hat sich ihr Mitarbeiter einen Trick ausgedacht:

„Wir haben auf dem Dach Solarpanels, ne, damit es immer Strom hat, damit wir nicht mal einen Generator anschmeißen müssen. Dann haben wir so ein, unter den Treppen, so eine Batteriebank, die geht von da bis da rüber, hat irgendwie zwanzig Batterien, die ineinander geschaltet sind und den Strom, den Solarstrom, äh, speichern, damit wir nachts arbeiten können und den Generator nicht laufen lassen müssen, weil das kriegt jeder mit.“ (Interview Anna Goschen)

Auch Solarpanels kann sich kein Afghane leisten. Und sie sind höchstwahrscheinlich sichtbar. Aber sie fallen nicht bei jeder Benutzung wieder auf, sind nicht so laut und stören nicht so. Die Ungleichheit bleibt also bestehen, ist aber unauffälliger.

... man betont die eigene Unterlegenheit

Eine dritte Möglichkeit, mit der empfundenen Ungleichheit umzugehen, ist einen anderen Aspekt seiner selbst zu betonen, in dem man seinen intervenierten Gegenübern eher unterlegen ist. Diese Strategie will ich an einer Erzählung von Madlen illustrieren. Madlen wies im Verlauf unseres Gesprächs immer wieder darauf hin, dass ihr Weißsein und ihre europäische Herkunft mit einer bevorzugten Behandlung einhergingen, dass ihr ein höherer Status zugesprochen wurde. So habe der Gefängnisdirektor vor Ort die Auseinandersetzung mit ihr immer gemieden und ihr zumindest rhetorisch immer das letzte Wort überlassen.⁷⁸ Während sie es als zum Teil

78 Diese besondere Behandlung, die Madlen auf ihr Weißsein zurückführt, könnte man seitens ihres Gegenübers auch als praktische Konfliktvermeidung und souveränen Umgang mit mächtigen Verhandlungspartnern verstehen. Schließlich kann er ihr so mindestens

sehr schwierig beschreibt, unter diesen Bedingungen zu arbeiten, eine sinnvolle Aufgabe zu finden und zu erledigen, konnte sie den Umgang mit besagtem Direktor als Spiel betrachten und die Interaktion mit ihm auf „so eine scherzhafte Ebene“ lenken:

„Ich glaube hin und wieder hat er auch mal gedacht, ach Mensch, dieses kleine Mädchen (JB lacht leise), aber das habe ich- das habe ich genutzt. (JB: hm-m) Weißt du, ich habe *das* einfach genutzt. (JB: hm-m) Also dann dann soll er denken, ich bin ein kleines Mädchen uhhh und witzel da mit ihm ein bisschen rum, (JB: hm-m, hm-m) und immer so, ja, steter Tropfen höhlt den Stein, (JB: hm-m) und immer mal wieder nachgefragt, und dann mal gar nicht mehr nach verantwortlichen Personen gefragt, sondern einfach mal nachgefragt, Mensch, *dürfte* ich nicht mal an so einem Kurs hier teilnehmen (JB: hm-m), und ähm [...] soo kriegte ich dann den Zugang.“ (Interview Madlen Schader)

Die Intersektionalität von Weißsein und Gender: Als Frau hat sie die Möglichkeit, die Weibchen-Karte zu spielen, sich naiv und blöd zu geben, seine Autorität hervorzuheben, indem sie demütig fragt, und sich so niedriger zu stellen. Roths Interviewpartnerinnen schildern ein ähnliches Verhalten, stellen es aber weniger als strategische Entscheidung denn als Anpassungsfrage dar: „Several female respondents also pointed out that when they were in leadership positions they deferred to local men who were subordinate to them, in order to demonstrate respect to a culture in which women defer to men.“ (Roth 2015: 125) Mir ist wichtig festzuhalten, dass weibliche Intervenierende die Wahl haben. Sie sind nicht im selben Maße wie intervenierte Frauen an lokale Gender-Muster gebunden, werden von einigen gar als ‚drittes Geschlecht‘ bezeichnet. Oft können sie Geschlecht, Hautfarbe und Fremdsein jonglieren und relativ flexibel entscheiden, welche Karte(n) sie spielen – die eher naiv-demütige Frau oder die strukturell überlegene Intervenierende.

... man nutzt das Machtgefälle für sich

Denn eine weitere Möglichkeit des Umgangs liegt darin, das Machtgefälle für sich zu nutzen. Im Gespräch mit Maria Ludwig erzähle ich von meiner Unterhaltung mit einem österreichischen Richter, der u. a. über die Außenwirkung der offiziellen EULEX-Autos im Kosovo philosophierte – Nissan Pathfinder, große SUVs, alles dieselbe Sorte, „so Panzer“, alle dunkelblau, EULEX-Zeichen an der Seite und entsprechende Kennzeichen (vgl. Kapitel 6.1). Sie entgegnet:

eine ganze Zeit lang das verwehren, was sie möchte, ohne eine Beschwerde oder eine größere Auseinandersetzung zu riskieren.

„Die sind auch durchaus zwiespältig. Also das eine ist, wenn du kein dickes großes Auto fährst, bist du ein *Loser*. Und gerade als Richter. Also wir hatten auch so kleine, so Volkswägelchen. Und ich weiß, dass eine deutsche Kollegin sehr Wert darauf gelegt hat, dass die wenn sie zu Gericht gefahren ist, mit dem Pathfinder gekommen ist. „Das kann ich mir nicht leisten mit dem Ding zu kommen, mit dem kleinen.““ (Interview Maria Ludwig)

Die kosovarische Gesellschaft hat sie als eine erlebt, in der es durchaus strategisch schlau sein kann, ab und zu ‚einen auf dicke Hose zu machen‘. Es trägt dazu bei, von bestimmten Leuten – gerade denen, denen man vor Gericht begegnet – ernstgenommen zu werden. In diesem Fall allerdings, so verstehe ich Maria Ludwig, bedienen sich die internationalen Richter derselben Mittel, die sie bei Kosovaren wahrnehmen. Der Machtvorteil lässt sich aber nicht nur für gute Zwecke nutzen, beispielsweise um Angeklagte vor Gericht zu beeindrucken. Intervenierende nutzen das Machtungleichgewicht zum Teil auf fürchterliche Art und Weise aus. Ein Thema, das Andreas Fechtner anspricht, ist sexueller Missbrauch und Prostitution durch Intervenierende. „Das war in meiner Vorstellungswelt gar nicht vorhanden“, sagt er. Entsprechend großen Eindruck hat der Workshop bei ihm hinterlassen, den er während seiner Zeit in Ostafrika besuchte: „Wie Militär oder UN-Mitarbeiter oder U- Mitarbeiter anderer Organisationen ähm (1) ja, sich Sex gekauft haben, das darf man gar nicht anders benennen, (1) das ist schon krass.“⁷⁹ Im nächsten Satz macht er deutlich, dass ihn in erster Linie nicht die grundsätzliche Frage umtreibt, ob es moralisch okay ist, unter Seinesgleichen Sex zu kaufen. Es ist die ökonomische und strukturelle Ungleichheit, die die Situation nochmal verkompliziert, so scheint es:

„Wenn eine Flüchtlingsfrau fünfzig Euro dafür bekommt, um keine Ahnung, vier Wochen mit einem Mann Sex zu machen und sie bringt ihre Kinder dafür durch, ist sie die glücklichste Frau der Welt. Und dann gab’s die Frage, von den Trainerinnen, ist das dann okay? (2) [...] selbstverständlich ist es nicht okay, aber, aber das ist ein- und solche Fragestellungen, ja, wurden dann aufgeworfen, damit man überhaupt sich der moralischen Dimension mal bewusst wird. Schwierig, ganz schwierig, ja?“ (Interview Andreas Fechtner)

Die ökonomische Ungleichheit, die der geschilderten Situation zugrunde liegt, scheint schnelle Urteile infrage zu stellen – schließlich kann die Frau das Geld ja gut brauchen, sie und ihre Familie profitieren davon und würden ohne die Verein-

79 Kenneth Cain nennt im Gespräch mit Dawes die UN-*Peacekeeper* in Liberia, Colleen Striegel NGO- und UNHCR-Mitarbeiter in Guinea, die massiv sexuellen Missbrauch betrieben haben (Dawes 2007: 142-144); siehe auch der Artikel von Kevin Sieff (2016) und die Pressemitteilung der Vereinten Nationen (2016) zu den Untersuchungen um sexuellen Missbrauch und Nutzen von Sexarbeit durch UN-*Peacekeeper*.

barung definitiv schlechter dastehen. Fechtner scheint nicht zu der Schlussfolgerung zu gelangen, dass das Kernproblem in dem riesigen strukturellen Ungleichgewicht liegt, an dessen unterem Ende die Frau auf derlei Vereinbarungen angewiesen ist, um überleben zu können. Für ihn, der sich zuvor noch nicht mal vorstellen konnte, dass gekaufter oder erzwungener Sex in Hilfssituationen ein Thema sein könnte, ist die Frage nicht, ob so jemand wirklich „die glücklichste Frau der Welt“ ist, sondern ob man ihr dieses Glück absprechen oder wegen moralischer Bedenken verwehren kann.⁸⁰

... man setzt sich dafür ein, andere besserzustellen

Und schließlich gibt es Bereiche, in denen Intervenierende Ungleichheit adressieren und ihr mit persönlichem Einsatz und Willen entgegenzutreten. Beides will ich an Peter Leibhart aufzeigen, der seit mehr als zwanzig Jahren in der Nothilfe und Entwicklungszusammenarbeit tätig ist und betont, dass Gestaltungsraum in dieser Hinsicht notwendige Voraussetzung dafür war und ist, seinen Beruf überhaupt (weiter) ausüben zu wollen. So ist er stolz darauf, ein fairer Arbeitgeber zu sein und auch afrikanische leitende Mitarbeitende gerecht zu bezahlen anstatt sie, wie oben skizziert in der Hilfsbranche weitgehend üblich, mit deutlich weniger Gehalt abzuspeisen: „Ähm, ich habe einen afrikanischen Projektleiter, ich habe afrikanische Logistiker (JB: hm-m), die *Expatriate*-Verträge haben, nicht Lokalverträge.“ Leibharts Beispiel zeigt zumindest, dass es durchaus möglich ist, gerechte Bezahlung zu thematisieren und damit zumindest in einem Teilbereich über die omnipräsente Ungleichheit zu sprechen und bewusst anders zu entscheiden. Zugleich hat auch ein solches Handeln nicht intendierte Konsequenzen. Gerade weil internationale Organisationen oft mehr bezahlen als lokale Arbeitgeber, gibt es in Interventionsgebieten zunehmende Lohngefälle, massive Steigerungen der Lebenshaltungskosten (für alle!) und eine problematische Abhängigkeit lokaler Anwohner von internationalen Arbeitgebern, von denen klar ist, dass sie nur für einen bestimmten Zeitraum in der Region bleiben.

Einen weiteren Aspekt führt Thomas Eben an, der in unserem Gespräch laut darüber nachdenkt, dass es eigentlich angebracht wäre, die Gehälter anzupassen und nicht je nach Herkunft zu unterscheiden. Nicht so einfach, findet er:

„Es ist glaube ich eine Herausforderung, wenn man sagt, einerseits wollen wir Leute tatsächlich aus den Ländern wo wir arbeiten als Mitarbeiter haben, als auch in höheren Positionen,

80 Hier sei nochmal auf den Artikel von Silke Oldenburg (2014) zu „Liebe in Zeiten humanitärer Intervention“ verwiesen, die am Beispiel der Region Goma in der DR Kongo argumentiert, dass einheimische Frauen und Mädchen sehr wohl bewusst, gar unternehmerisch mit der Frage nach sexuellen Beziehungen zu Intervenierenden umgehen können.

und andererseits ist das ein positiver (1) Effekt, ist ein guter, eine gute Selektion, dass man auf Geld verzichten- verzichtet, wenn man sich engagiert da. Also du hast – das ist das Schöne bei diesem – wenn du also mit Ärzte ohne Grenzen zu tun hast, in dieser Versammlung z. B. nächste Woche, echt ähm Leute, denen das Geld nich- das ist nicht die Motivation dafür. Und das ist gut. Und das – also eines der Probleme und Herausforderungen ist, dass einerseits es gut ist, Leute aus den Ländern selber auch irgendwie nicht nur irgendwie in grass-root-Positionen zu haben, sondern auch in verantwortungsvollen. Und andererseits bei denen eben die Motivationslage nicht so klar ist, dass sie auf Geld verzichten, sondern da ist es- ist es eben durchaus auch ein finanzieller Aufstieg, ne?“ (Interview Thomas Eben)

Bei der Organisation Ärzte ohne Grenzen hält man es aus Identitätsgründen für wichtig, dass die internationalen Mitarbeiter aus selbstlosen Gründen ins Ausland gehen. Entsprechend werden die Gehälter so gestaltet, dass man gut versorgt ist, aber schon auch deutlich weniger verdient, als wenn man zu Hause bleiben würde. Was aber für die einen deutlich weniger ist, wäre für die anderen deutlich mehr – gliche man die Gehälter an, bestünde die Gefahr, dass die Mitarbeitenden weniger aus ideellen denn aus finanziellen Gründen anheuern würden, so die Befürchtung.

Auch in einem anderen Aspekt ist es durchaus möglich, der strukturellen Ungleichheit etwas entgegenzusetzen, auch wenn es nicht viele tun. Wahrscheinlich ist Peter Leibhart deshalb stolz darauf, beim Arbeitgeberwechsel durchgesetzt zu haben, dass in einer akuten Bedrohungssituation auch nicht-internationale Mitarbeitende mit ihren engsten Familienmitgliedern evakuiert werden.

„Das hab ich bei der GO (1) sehr oft erlebt und habe mir geschworen, dass ich das ändern – wenn ich es ändern kann, und äh, seitdem ich bei der NGO bin, haben wir immer das Angebot an unsere lokalen Fachkräfte gemacht, dass alle, die den Sammelpunkt oder einen der Sammelpunkte erreichen, inklusive ihrer Kernfamilie, sprich verheiratete, angeheiratete Frau, leibliche Kinder, mitevakuiert werden, und das haben wir auch zweimal erfolgreich durchgezogen, das heißt im Personalbereich, bei unserem al- lokalen Fachkräften haben wir ein sehr hohes Ansehen, weil wir die einzigen sind, äh, die sowas schon mal gemacht haben.“ (Interview Peter Leibhart)

Die lokalen Kolleginnen und Kollegen samt ihren Familien einfach stehen zu lassen, in dem Wissen, dass sie Gewalt und Gefahr ausgesetzt sein würden, fand Leibhart furchtbar. Er machte es zu einer Bedingung für seine Anstellung, dass diese ebenfalls evakuiert werden, was wiederum zum „sehr hohen Ansehen“ der Organisation beitrug. Nicht auch mal zu Fuß zu gehen oder zu Hause zu essen macht den Unterschied. Sondern bei Gefahr für Leib und Leben die Grenze anders zu ziehen. Und das geschieht relativ selten.

... man zieht sich zurück

Von Maria Eriksson Baaz nehme ich den Hinweis auf, dass der segregierte Alltag, die Abschottung von Intervenierenden als Reaktion auf die Ungleichheit verstanden werden kann (Eriksson Baaz 2005: 85-91). Die von ihr untersuchten Entwicklungshelferinnen und Entwicklungshelfer entwickeln verschiedene Umgangsweisen mit ihren Gefühlen von Entfremdung, Distanz und Schuld. Eine weit verbreitete sei es, die Berührung mit der Ungleichheit zu reduzieren – man bleibt unter *Expats*, unter Internationalen, oder auch ganz für sich (ebd.). In meinem Material lässt sich die Normalität dieser Trennung von der lokalen Bevölkerung für viele Intervenierenden nachvollziehen. Eriksson Baaz' Begründung findet sich nicht explizit, ist eventuell aber auch etwas, was Gesprächspartner – falls sie es über sich herausgefunden haben – ungern als Verhaltensgrund angeben würden. Wer sagt schon gern von sich, dass er lieber unter seinesgleichen bleibt, weil er seine Privilegien in der größeren, beobachteten Öffentlichkeit nicht offen genießen kann, ohne ein schlechtes Gewissen zu bekommen?

6.3.5 Zusammenfassung und Diskussion

Es sind Unterschiede zwischen Internationalen und Lokalen, die im Zweifelsfall nur schwer auszuhalten sind – nämlich dann, wenn sie sich absolut unerträglich anfühlen. Hierarchie ist nicht nur eine Frage der Finanzen und eines Platzes in der Pizzeria, um zu Abend zu essen. Sie kann im Ernstfall über Lebenschancen entscheiden. Gerade wer sich sonst um Nähe und gleichberechtigte Beziehungen bemüht, tut sich hiermit entsprechend schwer. Es ist das Gefühl, mit unvereinbaren Widersprüchen konfrontiert zu sein, ein Gefühl extremer kognitiver Dissonanz⁸¹, das so schlecht auszuhalten ist, dass Intervenierende Strategien entwickeln, neue Haltungen, Meinungen, und/ oder Handlungen, um die Dissonanz zu übertönen. So lassen sich die verschiedenen Betrachtungsweisen der Situation erklären (à la „Ich mag zwar viel reicher und mächtiger sein, aber ich helfe den Einheimischen ja mit meinem vielen Geld, ich verhalte mich doch respektvoll und bescheiden, das ist das Wichtigste, ich betreibe die Solarpanels unauffällig auf dem Dach, wodurch die ja weniger unter der Ungleichheit leiden“ usw.), aber auch das Engagement Peter Leibharts, der versucht, die Situation zu ändern, Gehälter und Evakuierungsregeln anzugleichen und so die empfundenen Widersprüchlichkeit zu reduzieren.

Interessant ist jedoch, dass in diesem gesamten Kapitel kein einziges Zitat von einem Soldaten auftaucht. Ist Gleichheit da kein Thema? Privilegiert zu sein ist eins, Armut zu sehen und nicht helfen zu können, zu sollen, ist das andere. Aus Bosnien erzählen sie von Eselskarren und einfachen Lebensumständen. Aus Afgha-

81 Danke an Kathrin Winkler für den Hinweis auf dieses naheliegende Konzept.

nistan kommen viele mit starken, bildreichen Eindrücken zurück. Nicht umsonst werden Vereine gegründet („Lachen helfen e. V.“), wird Geld gesammelt, um zu helfen. Aber meine soldatischen Gesprächspartner sprechen nicht von Ungleichheit. Möglicherweise sind die Identifikation nach innen und das Gemeinschaftsgefühl so stark (befördert durch die Uniformen, die routinierten Abläufe, den ständigen Gruppenzusammenhang), dass eher gruppeninterne Vergleichsprozesse gefördert werden und es weniger wahrscheinlich ist, dass ein Soldat genügend Schnittmenge mit Einheimischen wahrnimmt, um sich ins Verhältnis zu setzen. Zudem wird der Diskurs der partnerschaftlichen Zusammenarbeit auf Augenhöhe unter Soldat_innen nicht gepflegt, der in der Nothilfe und Entwicklungszusammenarbeit so präsent ist. Eine weitere Möglichkeit ist, dass das Selbstverständnis als Auftragnehmer, die mangelnde Eigenverantwortung vielleicht ein Denken begünstigt, das sich keine eigene Meinung erlaubt – weil man sie in vielen Zusammenhängen nicht braucht oder sie nicht gefragt ist. Scham ob des eigenen Reichtums und ein diffuses Gefühl von Schuld stellen sich wahrscheinlich eher ein, wenn man aus eigener Entscheidung genau hier ist, wo man ist, genau da und so arbeitet, wo und wie man arbeitet.

6.4 ZUSAMMENFASSUNG DER MERKMALE VON INTERVENIERENDEN

Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, Nähe und Distanz, Ungleichheit und Macht – an diesen drei Kategorien lässt sich beschreiben und greifbar machen, was es grundsätzlich (unabhängig vom Beruf oder Arbeitsfeld) bedeutet, Intervenierender oder Intervenierende zu sein. An ihnen lassen sich aber auch Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen verschiedenen Intervenierenden festmachen.

Alle Intervenierenden sind als solche sichtbar – durch ihre Körper, ihre Kleidung, ihre Autos, ihre Unterkünfte. Sie fallen auf, weil sie anders aussehen, sich anders kleiden, weil sie gekennzeichnete Fahrzeuge fahren, weil sie überhaupt Fahrzeuge fahren, sich mehr leisten können, tendenziell unter sich bleiben, usw. Einige passen sich an, tragen einheimische Kleidung, entfernen die ausländischen Kennzeichen oder Organisationssymbole auf den Autos, doch manche Unterschiede zur intervenierten Umgebung bleiben und damit die Sichtbarkeit. Zugleich sind manche sichtbarer als andere. Soldatinnen und Soldaten tragen nicht nur ständig Uniform, sind bewaffnet, fahren gepanzerte Fahrzeuge und leben in eigenen Lagern, sie sind auch immer in größeren Gruppen unterwegs als andere Intervenierende. Sie sind qua Beruf und Organisationszugehörigkeit weniger flexibel, weniger anpassungsbereit, was ihr Äußeres und ihr Auftreten betrifft. Ihrer Sichtbarkeit schreiben Intervenierende Folgen zu: Sie bedeutet, beobachtet werden zu können

und in der Öffentlichkeit zu stehen. Sie kann mit sich bringen, eher angegriffen zu werden, aber auch identifiziert und wertgeschätzt zu werden und infolgedessen sicherer zu sein. Manchmal ist Sichtbarkeit also auch Mittel und Zweck.

Nähe und Distanz bilden die zweite Kategorie, mit der zentrale Merkmale von Intervenierenden greifbar gemacht werden können. Auch wenn ich argumentiere, dass alle Intervenierenden dieselben wichtigsten Bezugsgruppen haben (*Peers/direkte Kolleg_innen* und lokale Anwohner/Intervenierte), gestalten sie ihre Beziehungen zu diesen unterschiedlich. Die Gründe hierfür sind vielfältig: räumliche Distanz zu anderen, Entsendung und Unterbringung in der Gruppe, eine starke Organisationsidentität sowie kurze Aufenthaltsdauer begünstigen Nähe und Identifikation nach innen ebenso wie Abschottung und Abgrenzung nach außen. Das gilt sowohl für die Bundeswehr als auch für Gruppen in der technischen Nothilfe. In der Entwicklungszusammenarbeit und weiteren Nothilfe ist die gemeinsame Identität deutlich weniger ausgeprägt, auch wenn es manchen leichter fällt, allein oder mit anderen *Expats* zu entspannen als in der Gesellschaft oder potenziellen Beobachtung von Intervenierten. Schmerzhaft unterschiedlich zu Intervenierten bleiben dennoch und bedürfen eines großen Einsatzes, eines langen Atems und teilweise erheblicher Zugeständnisse, um annähernd überwunden zu werden. Unabhängig davon, wem sich Intervenierende mehr zuwenden bzw. von wem sie sich abgrenzen, sind immer dieselben Dinge zu gewinnen: Sicherheit, Sinn und Legitimität.

Die dritte wichtige Kategorie, um Intervenierende zu beschreiben, ist Ungleichheit und Macht. Intervenierende sind Intervenierten gegenüber in einer ständigen Machtposition, dies wird von allen zivilen Gesprächspartnern problematisiert und analysiert. Die Ungleichheit zeigt sich an vielen verschiedenen Stellen: man kann sich mehr leisten, wird vom Arbeitgeber/Auftraggeber obendrein deutlich besser ausgestattet, und letztlich ist man frei zu gehen bzw. wird evakuiert, wenn Gefahr droht. Die eigene privilegierte Position fühlt sich für viele furchtbar an, nicht zuletzt in der Entwicklungszusammenarbeit und Nothilfe, wo seit längerer Zeit Diskurse zu partnerschaftlicher Zusammenarbeit auf Augenhöhe das Rollenverständnis dominieren und entsprechend erhebliche Widersprüche zwischen Anspruch und Wirklichkeit spürbar werden. Entsprechend vielfältig sind die Strategien, mit der Ungleichheit bzw. der eigenen Machtposition umzugehen. Man reflektiert und übt Bescheidenheit, man schummelt, man betont die eigene Unterlegenheit, man nutzt das Machtgefälle für sich, man setzt sich für andere ein, man zieht sich zurück – alles um die kognitive Dissonanz auszuräumen, die schwer auszuhalten ist. Allein die *Soldat_innen* unter meinen Gesprächspartner_innen sprachen nicht in Begriffen von unangenehmer Ungleichheit und Macht. Wenngleich sie sehr wohl von Armut und Leid in der Interventionsumgebung eindrücklich wahrnehmen, dienen diese ihnen nicht zur eigenen Positionierung.

7 Fazit

Wieder aufgetaucht aus der erzählten Welt der Intervenierenden, will ich in diesem abschließenden Kapitel erstens die zentralen Eckpunkte des Forschungsvorhabens rekapitulieren, zweitens eine Antwort auf meine Forschungsfrage geben, drittens nochmals verdeutlichen, wie sich die grundlegenden Kapitel mit den empirischen darüber hinaus verknüpfen lassen und schließlich letzte Schlussfolgerungen ziehen und Folgefragen aufwerfen.

7.1 REKAPITULATION: DAS FORSCHUNGSPROJEKT

Zu Beginn dieses Projekts stand ein empirisches Rätsel: die hitzige Debatte um ‚zivil-militärische Zusammenarbeit‘ in internationalen Interventionen unter denen, die sich beruflich in Kriegs- und Krisengebieten engagieren bzw. dazu forschen. Ich hörte heraus, dass es ein wichtiger Unterschied ist, ob Intervenierende als ‚militärische‘ oder ‚zivile‘ Akteur_innen positioniert bzw. eingeordnet werden. Mal wurde implizit davon ausgegangen, mal wurde explizit konstatiert, dass mit der Zuordnung zu und Identifikation mit einer der beiden Kategorien ganz andere Selbstverständnisse, andere Erfahrungen, andere Blicke auf Interventionen, Konflikte und Frieden einhergehen. Der Wunsch, dieser vielfach präsenten Wahrnehmung bzw. These nachzugehen, indem ich ihr Empirie-basierte Kategorien gegenüberstelle, war der Impuls und das erste, übergreifende Ziel meiner Arbeit.

Das Forschungsverständnis und die Methodologie der *Grounded Theory*, geprägt vor allem von Anselm Strauss und Kathy Charmaz, bildeten die Basis für die darauffolgende Projektplanung. Ich wollte aufmerksam in die Welt der zurückgekehrten Praktikerinnen und Praktiker schauen, mir vom Alltag und den Erfahrungen ‚dort‘ erzählen lassen und diese Erzählungen analytisch befragen und interpretieren: Was macht die Erfahrungen von Intervenierenden in Kriegs- und Krisengebieten aus? Wie funktionieren Interventionen, was macht sie als soziale Situationen aus? Wer macht ähnliche/unterschiedliche Erfahrungen und warum? Bzw. wer erklärt

sich die Erfahrungen wie und folgert daraus was? Und inwiefern spielt die (fehlende) Zugehörigkeit zum Militär eine Rolle für die Erfahrungen sowie die Selbst- und Fremdbilder der Intervenierenden?

Zwei wissenschaftliche Diskurse, skizziert in Kapitel 2, bildeten den Wissenshintergrund für dieses klar Empirie-orientierte Vorgehen. So wird in der Friedens- und Konfliktforschung mit Fokus auf internationale Interventionen seit einigen Jahren unter dem Stichwort „Interventionskultur“ der (soziologisch geprägte) wissenschaftliche Blick auf Interventionen als soziale Situationen gefordert und eingenommen. Dahinter liegt die Überzeugung, dass Interventionen, oft zum Zweck der Friedensförderung, nicht nur als politische, sondern auch als soziale Prozesse betrachtet werden müssen, deren Verlauf und Folgen nicht nur eine Frage von *Policy*-Formulierung und guten Konzepten sind. Vielmehr ist es notwendig, auf die sozialen Muster zu schauen und die Wahrnehmungen und Deutungsmuster der Beteiligten in den Mittelpunkt zu rücken, um zu verstehen, wie diese Interventionen denn in der Praxis vollzogen werden. Diesem Plädoyer entsprechend standen in dieser Arbeit die Perspektiven von Intervenierenden im Mittelpunkt – wie diese sich selbst in Bezug zum großen Szenario der Intervention, zum Alltagsleben in der Intervention und zu den Menschen, denen sie begegneten, beschreiben und verorten. Das zweite für mein Vorhaben wesentliche Forschungsfeld liegt in der sozialwissenschaftlichen Forschung zu den Berufsbildern und Selbstverständnissen der verschiedenen, oft in Kriegs- und Krisengebieten arbeitenden Berufsgruppen. Berufe prägen unsere Identitäten, bestimmen unsere Interaktionen mit anderen und die Positionierungen in Räumen, in denen wir uns bewegen, und haben eine wesentliche Bedeutung für unsere Selbst- und Fremdwahrnehmung. Zugleich ist es meines Erachtens an der Zeit, Erfahrungen und Wahrnehmungen nicht nur an unterschiedlichen Berufen festzumachen bzw. ihnen zuzuschreiben, sondern auch Gemeinsamkeiten und Widersprüche nachzugehen.

Der Symbolische Interaktionismus bildet die sozialtheoretische Grundlage, auf deren Grundannahmen, entfaltet in Kapitel 3, das Forschungsvorhaben nicht nur aufbaut, sondern die es sich auch für die empirische Analyse zunutze machte. Demnach sind Bedeutungen nicht feststehend oder gar objektiv, sie werden im sozialen Raum einerseits ausgehandelt und andererseits wirkmächtig. Anselm Strauss' Konzept der „sozialen Welten und Arenen“ und der Feldbegriff Bourdieus bieten an, sozialen Raum in Form von Handlungsfeldern und Lebenswelten zu begreifen bzw. die Empirie genau hiernach zu befragen. Sprache und non-verbale Interaktion spielen in diesen Aushandlungs- und Wirkungsprozessen wesentliche Rollen. Auch Identität ist eine Interaktion und Erzählen erfordernde Unterscheidungspraxis, weshalb sich die Interpretation und Analyse von Gesprächen für eine empirische Untersuchung der Selbst- und Fremdverständnisse von Intervenierenden anbietet.

Anknüpfend an die interaktionistischen Grundlagen fasste ich in Kapitel 4 mein Forschungsfeld der zurückgekehrten Praktikerinnen und Praktiker als soziales Netz,

das neben menschlichen Akteuren auch von Diskursen, Symbolen und anderen Objekten aufgespannt wird. Aber auch mein Verständnis des Interviews als Datengenerierungsmethode schließt an interaktionistische Theorien an, weshalb in Kapitel 4 neben dem thematischen Ablauf der Gespräche auch die Interviewsituation samt Rollenverteilung und Erwartungen reflektiert wurde. Im letzten Teil des vierten Kapitels stand der Interpretationsprozess im Fokus, der sich – entsprechend dem Grundgedanken der *Grounded Theory* – mit der Datengenerierung und der Analyse verbod.

Die empirischen Kapitel 5 und 6 widmeten sich auf einer ersten Ebene dem in der Einleitung formulierten empirischen Erkenntnisinteresse, welche Muster die Erzählungen von Intervenierenden prägen und anhand welcher Dimensionen sie sich positionieren, wenn sie von der Situation vor Ort, dem Alltag und ihrer Interaktion mit anderen erzählen. Dabei war mir zunächst wichtig zu entfalten, was es bedeutet, als internationaler Intervenierender mit beruflichem Auftrag in einem Kriegs- oder Krisengebiet unterwegs zu sein – was die Situation im Wesentlichen ‚dort‘ ausmacht, was den Alltag der Intervenierenden prägt. Dies habe ich in Kapitel 5 entlang der vier Kategorien Komplexität, Sicherheit und Unsicherheit, Grenzen und Grenzenlosigkeit sowie Belastungen entfaltet. Es wurde deutlich, dass Interventionssituationen als komplexe *Settings* wahrgenommen werden, die Intervenierende in vielfacher Weise herausfordern und eine Vielfalt an Strategien entwickeln lassen, sich ihrer Selbst und ihres eigenen Wirkens zu versichern. Neben Komplexität ist (mangelnde) Sicherheit das dominante Thema für viele Intervenierende. Das zeigt sich auch darin, dass es quer zu fast allen anderen Themen liegt, insofern als es Überschneidungen und Referenzen gibt. Die Aspekte Komplexität und Akteursvielfalt und Mobilität im Raum, wie auch die in Kapitel 6 entfalteten Aspekte Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, Nähe und Distanz, Beziehungen und Ungleichheit spielen nicht nur in die Frage hinein, wer wie gefährdet ist, sondern beeinflussen in Folge auch die Strategien, die Intervenierende entwickeln, um Unsicherheit zu reduzieren. Die dritte prägende Kategorie des Interventionsalltags ist die der Grenzen bzw. Grenzendiffusion, an der sich das Erleben von Raum und Zeit beschreiben lässt. Viele unterscheiden in ihrer räumlichen Wahrnehmung zwischen „drinnen“ und „draußen“. Während der Bewegungsraum einiger klar begrenzt ist und zugleich fehlende Rückzugsmöglichkeiten kaum Abgrenzung von den Kolleg_innen erlauben, sind andere in ihrem Bewegungsradius zwar freier und trotzdem empirisch gesehen auf ein paar klar definierte Orte und Räume konzentriert. Die Zeiteinteilung und das Zeitempfinden von Intervenierenden sind einerseits oft von Grenzenlosigkeit geprägt, Arbeit und Freizeit gehen für viele ineinander über. Andererseits sind sich viele Intervenierende ständig der zeitlichen Begrenzung ihres Aufenthalts bewusst. Und schließlich gehen mit dem Aufenthalt Wahrnehmungen von Armut, Leid, Gewalt, Ungerechtigkeit einher – es sind nachhaltige, bleibende Sinnesein-

drücke, die sich schwer in Worte fassen und teilen lassen, aber einen wichtigen Teil der Erfahrung aller Intervenierenden ausmachen.

Kapitel 6 wendete sich dann den Selbst- und Fremdverständnissen von Intervenierenden zu, indem es auf die drei Dimensionen fokussiert, anhand derer Intervenierende sich und andere beschreiben (lassen): Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, Nähe und Distanz sowie Ungleichheit und Macht. Intervenierende empfinden sich im Feld als unterschiedlich sichtbar, festgemacht an ihren Körpern, ihrer Kleidung und den Objekten, die sie umgeben. Sichtbarkeit ist für die Intervenierenden gleichbedeutend mit Öffentlichkeit und somit auch mit Beobachtung. Daher wird Sichtbarkeit oftmals auch verknüpft mit Angreifbarkeit und Unsicherheit und gilt nichtsdestotrotz auch als Ressource, die sich Intervenierende zunutze machen. Auch in Bezug auf Nähe und Distanz zu den eigenen Kolleg_innen bzw. den Anwohner_innen vor Ort unterscheiden sich Intervenierende. Während die einen die Nähe zum eigenen Team als Rückhalt und Sicherheit beschreiben, stellen für andere eher die lokalen Anwohner einen wichtigen Bezugspunkt dar. Soziale und räumliche Nähe gehen dabei zu einem gewissen Maß miteinander einher. Relativ unabhängig davon zu wem, stiftet Nähe für Intervenierende Sicherheit und Sinn, tragen Nähe und Distanz zur Positionierung, Abgrenzung und zur Identitätsbildung bei. Die dritte Dimension in den Selbst- und Fremdverständnissen von Intervenierenden ist die der Ungleichheit und Macht zwischen Intervenierenden einerseits und lokalen Anwohnern andererseits. Sie zeigt sich in üppigen Ressourcen, die Intervenierenden im Vergleich zur lokalen Bevölkerung zur Verfügung stehen, und letztlich auch in der Freiheit zu gehen, den Ort zu verlassen. Vielen ist diese Ungleichheit unangenehm und entsprechend entwickeln Intervenierende eine Vielzahl an Praktiken, um die Empfindung von Ungleichheit abzuschwächen oder sie weniger sichtbar bzw. spürbar zu machen.

Mit diesen aus der Empirie entwickelten, in den einzelnen Unterkapiteln detailliert beschriebenen und immer wieder differenzierten Kategorien lassen sich die Alltagserfahrungen und die Selbst- und Fremdverständnisse von Intervenierenden gegenüberstellen und sowohl in Gemeinsamkeiten als auch in Abgrenzung voneinander formulieren. In Kapitel 5 und 6 habe ich das für jede einzelne Kategorie getan und ausgelotet, worin sich Intervenierende verschiedener Berufsgruppe ähnlich sind und worin sie sich unterscheiden.

7.2 DIE KATEGORISIERUNG JENSEITS DER UNTERSCHIEDUNG IN ZIVIL ODER MILITÄRISCH

Inwiefern also ist die Unterscheidung von Intervenierenden in die Kategorien ‚zivil‘ und ‚militärisch‘ sinnvoll, um die Alltagserfahrungen vor Ort zu erfassen? Man

kann anhand meiner empirischen Ergebnisse argumentieren, dass sich die erzählten Erfahrungen und Praktiken, die Wahrnehmungshorizonte von Soldat_innen maßgeblich von denen anderer Intervenierender unterscheiden. Anhand der sieben Unterkapitelüberschriften aus den Kapiteln 5 und 6 lassen sich einige Punkte zusammentragen:

- *Komplexität und Wirken*: Soldat_innen reagieren auf die Komplexität von Interventionssituationen mit Planen und Tatendrang. Während früher Eifer und (über)großes Selbstbewusstsein überwogen („Ja, das können wir auch“), hat sich inzwischen bei vielen eine Beschränkung auf die genuine Rolle und Aufgabe entwickelt („wir können nur Zeit schaffen, damit die politischen Prozesse in Gang kommen“). Für viele Soldat_innen bedeutet der Rückzug auf das Auftragnehmer-Sein, der Politik die Verantwortung nicht nur überlassen zu müssen, sondern auch überlassen zu können und sich so aus der Debatte um das richtige Vorgehen und die guten Pläne zurückzuziehen. Zugleich kommt man der eigenen Aufgabe zügig mit *Power* und Effizienz nach.
- *Sicherheit und Unsicherheit*: Soldat_innen sorgen mit eigener Waffengewalt und gepanzertem Schutz für ihre eigene Sicherheit. Sie sind rund um die Uhr und qua Beruf/Organisationszugehörigkeit mit diesen Mitteln ausgestattet. Sie präsentieren sich als mächtiger Gewaltakteur und setzen auf Stärke, Masse und Dominanz in der konkreten und der potenziellen gewalthaften Auseinandersetzung.
- *Grenzen und Grenzenlosigkeit*: Soldat_innen sind in der Gruppe entsandt, auf engem Raum mit Kameraden untergebracht. Es gibt keinen bzw. kaum Rückzugsraum. Viele sind aufs Lager beschränkt, kommen während ihres gesamten Aufenthalts nicht ‚raus‘ (entsprechend der Aufgabenteilung innerhalb der Organisation). Jeder Tag ist gleich, kein Tag ist frei, aber der Aufenthalt ist in der Regel von vornherein auf einen klaren Zeitraum von wenigen Monaten festgelegt.
- *Belastungen*: In Interventionssituationen, die weiterhin von gewaltsamer Konfliktaustragung geprägt sind, nehmen Soldat_innen ständige Bedrohung wahr. Während zivile Intervenierende sich weniger von der konkreten Bedrohung ihrer selbst als von der unberechenbaren Situation, von Armut und Gewalt, von beobachteter Ungerechtigkeit belastet fühlen, rechnen viele Soldat_innen außerdem mit Beschuss bzw. dem Angriff mit IED und sind entsprechend durchgängig in einem Zustand extremer Anspannung.
- *Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit*: Soldat_innen sind deutlich sichtbarer als andere Intervenierende: Sie tragen Uniform inklusive Waffen, sie sind fast ausnahmslos in Gruppen unterwegs, sie fahren erkennbar schwere Fahrzeuge. Während zivilen Intervenierenden die Möglichkeit zugeschrieben wird, die Kleidung zu wechseln, z. B. um sich lokalen Gepflogenheiten anzupassen, sind Soldat_innen in ihrem äußeren Erscheinen festgelegt. Sie fallen auf, weil selbst kleine Aufträge von ein oder zwei Personen das Ausrücken von acht bis zwanzig Mann zur Folge haben.

- *Nähe und Distanz*: Soldat_innen haben eine starke kollektive/berufliche Identität und insofern eine große Nähe untereinander. Kameradschaft als Leitprinzip wird immer wieder hervorgehoben. Der Eindruck einer dichten, kohäsiven Gruppe herrscht vor. Zugleich haben nur wenige Kontakt nach ‚draußen‘ und fühlen sich von der lokalen Bevölkerung oft weit entfernt. Beides kann Sinn und Identität stiften, gerade in Zeiten schwieriger Aufträge.
- *Ungleichheit und Macht*: Soldat_innen machen sich, im Gegensatz zu allen anderen, wenig Gedanken über das Macht- und Ressourcengefälle zwischen Intervenierenden und Intervenierten. Das könnte man auf den Mangel an Kontakt zu lokalen Anwohnern zurückführen – wer sich nicht vergleichen kann, für den ist Ungleichheit vielleicht kein Thema. Oder aber es gibt kein Äquivalent zu dem – in der EZ und auch Nothilfe omnipräsenten – ‚Partizipation-und-Augenhöhe-Diskurs‘ und insofern auch keinen entsprechenden Anspruch an sich selbst, gleich zu sein. Beruht militärisches Agieren nicht im Gegenteil darauf, sich in eine Machtposition zu bringen und mit Stärke und Dominanz die eigenen Interessen durchzusetzen?

Geht man also von der Prämisse aus, dass die Unterscheidung von Intervenierenden in ‚militärisch‘ und ‚zivil‘ wesentlich ist – wie es die Menschen taten, die ich zu Beginn meiner Forschung auf Tagungen beobachtete – lassen sich auch in meinem Material Ansatzpunkte dafür finden. Viel deutlicher habe ich allerdings anhand meines Materials herausgearbeitet, dass letztlich nur wenig davon wirklich militärspezifisch ist und es insofern verkürzend ist, ‚zivilen‘ und ‚militärischen‘ Intervenierenden per se verschiedene Interventionserfahrungen zuzuschreiben. Der ganz überwiegende Teil der oben als ‚Unterschiede‘ aufgeführten Aspekte kann auch anderen Intervenierenden zugeschrieben werden: So sind Soldat_innen nicht die einzigen Intervenierenden, die auf die Komplexität der Interventionssituation mit dem Rückzug aufs ‚Auftragnehmer-Sein‘ reagieren. Auch in der technischen Nothilfe, hier in Form des THW, gibt es ein klar begrenztes Aufgabenfeld und die Wahrnehmung, strittige Entscheidungen nicht selbst treffen zu müssen, sondern sich einzig dem Erledigen von Aufträgen widmen zu können. Organisationen in der Entwicklungszusammenarbeit entscheiden mindestens formal selbst über Projekte und Arbeitsschwerpunkte bzw. gestalten je nach Größe auch direkt diejenige Politik im Dialog mit dem BMZ mit, die sie nachher in Aufträgen umsetzen.

Dieses Selbstverständnis als Auftragnehmer und Durchführer könnte man eventuell noch damit erklären, dass es sich um nachgeordnete staatliche Behörden bzw. Organisationen bzw. im Fall der GIZ um ein staatliches Unternehmen handelt. Gleichzeitig lassen sich mit der Kategorie staatlich/nichtstaatlich wesentliche Merkmale nicht fassen, die das THW und die Bundeswehr miteinander teilen. Für beide ist die Zugehörigkeit zur Organisation für ihre Mitglieder sehr identitätsstiftend, für beide sind in der Einsatzsituation der Gruppenzusammenhang und die

räumliche Nähe zum Team wichtig. Auch THW-Mitarbeiter_innen tragen, zumindest im Inland, Uniformen bzw. uniforme Dienstkleidung mit Rang- und Funktionsabzeichen (im Ausland häufig einfacher gestaltet, aber nichtsdestotrotz einheitlich). Auch die Begeisterung für das Machen, der Pragmatismus, das Technische sind mir bei Mitarbeiter_innen beider Organisationen begegnet.

Und gleichzeitig sind nicht alle diese Merkmale dem THW und der Bundeswehr vorbehalten. Den Pragmatismus, das schnelle-Entscheidungen-treffen-und-handeln teilen wiederum oft weitere Intervenierende, die in der Nothilfe tätig sind, wenn auch meist mit einem noch größeren Bewusstsein bzw. Verantwortungsgefühl für Fragen von Parteilichkeit, Neutralität, Akteurskonstellationen sowie strukturellen Ursachen von Armut/Krisen/Konflikten. Was den Kontakt zu lokalen Anwohnern und Menschen vor Ort betrifft, ist es eine Mischung aus Arbeitsfeld, Wohnort, Mobilität, Zeithorizont und Selbstverständnis, die über Nähe und Distanz entscheidet. Sicherlich sind Soldat_innen eher deutlich getrennt/für sich untergebracht, haben kurze Einsatzzeiten, kommen nur wenig aus dem Lager raus. Zugleich sind auch Mitarbeitende des Auswärtigen Amtes oder des BMZs in denselben Lagern untergebracht, ziehen sich auch solche Intervenierenden zurück und arbeiten für sich anstatt die berufliche Rolle abzustreifen und Kontakte zu Einheimischen zu suchen. Und andersherum kann es auch zu den Aufgaben von Soldat_innen gehören, das Gespräch mit der Umgebung zu suchen und Kontakte zu lokalen Anwohnern zu knüpfen, wie die CIMICer es tun. Die Belastungen, denen sich Intervenierende ausgesetzt sehen, ähneln sich ebenfalls, auch wenn Soldat_innen tendenziell mehr direkte Gewalt erleben. Schwer verdauliche, sinnliche und kaum formulierbare Eindrücke von Armut, Leid und Ungerechtigkeit aber nehmen Intervenierende mehr oder weniger unabhängig von ihrem Arbeitsfeld mit. Alle sind damit befasst, Umgangsweisen und Resilienz zu entwickeln. Viele entscheiden sich dafür, eher zu schweigen, als ihre Eindrücke zu teilen.

Militärspezifisch, und das mag kaum überraschen, ist schließlich der Umgang mit Waffengewalt, in dem Soldat_innen ausgebildet sind, der zu ihren ureigenen Handlungsmitteln gehört und aufgrund dessen sie oft als parteiischer Konfliktakteur wahrgenommen werden. Zugleich stehen andere Intervenierende ebenfalls im Fokus von Angriffen und/oder greifen auf bewaffnetes Begleitpersonal zurück. Die Gegenüberstellungen und Abwägungen auf den letzten anderthalb Seiten zeigen, dass die Konzentration auf die kategorische Unterscheidung Intervenierender in zivil/militärisch den Blick allzu sehr verkürzt und wesentliche Erfahrungsdimensionen von Intervenierenden verdeckt hält. Ebenfalls deutlich wird, dass auch andere, im wissenschaftlichen Diskurs dominante Kategorisierungen wie z. B. staatlich/nichtstaatlich wesentlichen Merkmalen von Intervenierenden nicht umfassend Rechnung tragen.

Nimmt man nun aber die Forderung im wissenschaftlichen Diskurs zu internationalen Interventionen ernst, Interventionen als soziale Situationen zu begreifen,

diese als solche zu erforschen und sich deshalb u. a. den Deutungsmustern der Beteiligten zuzuwenden, geht das dann erheblich besser, wenn wir Forschenden dominante Kategorien der Praxis als solche benennen und versuchen, hinter sie zurück zu treten und die Empirie nochmal neu zu befragen und zu interpretieren. Lässt man von den dominanten Unterscheidungen ab, werden andere Dimensionen der Erfahrungen und Praktiken, der Selbst- und Fremdbilder von Intervenierenden sichtbar und beschreibbar und damit auch andere Kategorisierungen möglich. Anhand ihrer Positionierungen, Identifikationen und Haltungen – zu Fragen der Interventionssituation, der Sicherheit, der Grenzen und Grenzenlosigkeit, der Belastungen, der Sichtbarkeit, der Nähe und Distanz, der Ungleichheit und Macht – lassen sich Intervenierende neu unterteilen.

1. Intervenierende lassen sich unterscheiden in solche, die in der Gruppe entsandt werden und in der Intervention leben, und solchen, die als Einzelpersonen unterwegs sind. Selbst wenn Einzelpersonen Wohngemeinschaften bilden oder abends mal etwas zusammen unternehmen, ist ihr Selbstverständnis deutlich eher von Individualität geprägt und deutlich weniger auf die Gruppe bezogen.
2. Man kann, in gewisser Korrelation dazu, die jeweils wichtigste Bezugsgruppe von Intervenierenden heranziehen, um diese zu unterscheiden. Während für einige vor allem der Kreis der direkten Kolleg_innen im Mittelpunkt steht, gibt es andere, die sich eher weitreichend auf Expats bzw. die internationale Community beziehen und einige wenige, für die die Bevölkerung vor Ort die wichtigste Bezugsgruppe ist.
3. Intervenierende können anhand ihrer Motivation unterschieden werden. Während die einen sich eher mit „ihrer“ entsendenden Organisation identifizieren und eine entsprechende kollektive Identität für sich in den Mittelpunkt rücken, gibt es andere, für die die Tätigkeit/das Arbeitsfeld als solches im Vordergrund steht und wieder andere, die vor allem durch das Land bzw. die Region motiviert sind.
4. Intervenierende lassen sich anhand ihrer Haltung zu ihrer Tätigkeit unterscheiden: Von jenen, die sich klar und ausschließlich als Auftragnehmer_innen verstehen und einfach nur umsetzen, bis hin zu denen, die nicht nur eigene Schwerpunkte setzen, sondern auch Politik mitformulieren wollen.
5. Meine Ergebnisse legen nahe, die Einsatzdauer zur Unterscheidung von Intervenierenden heranzuziehen. Die einen denken in Einsatzzeiten von wenigen Wochen oder Monaten, andere sind für einen unbestimmten Zeitraum, oft mehrere Jahre vor Ort sind. Diese Zeithorizonte prägen die Wahrnehmung der Situation, der Arbeit, des Selbst und der Anderen. Sie bedingen einen bestimmten Blick auf das eigene Wirken oder auch mögliche Beziehungen.
6. Der Interventionsalltag vieler ist von Arbeit dominiert. Viele Intervenierende arbeiten rund um die Uhr und nehmen außer der beruflichen Rolle kaum eine,

zumindest keine wesentliche andere ein. Es gibt nur wenige (und es sind meist die, die mit Familie unterwegs sind), die versuchen, ein Alltagsleben inklusive Freizeit zu führen, wie sie es in Deutschland machen würden. Allein vor Ort zu sein ist dann gleichbedeutend mit Arbeit (diese Logik zeigt sich auch im Prinzip der Rest and recreation-Aufenthalte – viele Intervenierende sind aufgefordert/verpflichtet, regelmäßig außer Landes zu reisen, um sich zu erholen!).

7. Meine Ergebnisse legen die Unterscheidung von Intervenierenden anhand ihrer Freiheiten bzw. ihrer Möglichkeiten zur Wahrung persönlicher Bedürfnisse nahe. Es gibt solche, die mehr und solche die weniger Rückzugsraum haben und entsprechend mehr oder weniger Grenzen setzen können – der Arbeit, den Kolleg_innen, der Umgebung, den Sinneseindrücken. Wer sich räumlich nicht distanzieren kann, weil er mit der Gruppe untergebracht ist (und das trifft auf Soldat_innen ebenso zu wie auf THW-Gruppen oder UN-Mission-Mitarbeitende in bestimmten Situationen), dem liegt es nahe, auch soziale Nähe wahrzunehmen und/oder sich irgendeine Rückzugsmöglichkeit zu suchen, und sei sie noch so klein (ein Buch oder eine Dusche genügen zuweilen).
8. Und schließlich lassen sich Intervenierende danach kategorisieren, ob bzw. inwieweit sie ihre Kleidung individuell wählen können oder zum Tragen einer bestimmten Berufskleidung bis hin zur Uniform verpflichtet sind. Während Intervenierende sich grundsätzlich als Ausländer_innen sichtbar fühlen, werden Kleidung verschiedenen Wirkungen zugeschrieben. So lässt sie sich als Marker der Zugehörigkeit (zur eigenen Organisation/Nation) verstehen, aber auch zur Demonstration von Nähe zur Bevölkerung vor Ort. Mit verschiedener Kleidung gehen auch verschiedene Einschätzungen der eigenen Sichtbarkeit im Interventionsumfeld einher.

Die hier aufgeführten Unterscheidungen laufen quer zur Kategorisierung ‚zivil/militärisch‘. Sie verdeutlichen, dass Deutungsmuster von Intervenierenden von vielen unterschiedlichen Faktoren geprägt sind, die verdeckt bleiben, wenn diese im Vorhinein als ‚zivil‘ oder ‚militärisch‘ kategorisiert werden. Wenn nun ein Ziel der Friedens- und Konfliktforschung darin besteht, herauszufinden, wie internationale Interventionen in Kriegs- und Krisengebieten als soziale Situation funktionieren, dann ist es entsprechend nicht nur sinnvoll, sondern auch notwendig, bewusst von bekannten, dominanten Kategorisierungen Abstand zu nehmen, den Gegenstand neu in den Blick zu nehmen und nach anderen Unterscheidungslinien zu gucken.

7.3. RÜCKBEZÜGE – WISSENSCHAFTLICHE DISKURSE UND SOZIALTHEORETISCHE GRUNDLAGEN IM LICHT DER EMPIRIE

Neben der Antwort auf die Fragestellung lohnt es sich, sowohl die empirischen Ergebnisse noch einmal in Bezug zu den wissenschaftlichen Diskursen zu setzen, die ich dem Projekt anfangs an die Seite stellte, als auch Anknüpfungspunkte und Verknüpfungen zwischen sozialtheoretischen Grundannahmen und Empirie aufzuzeigen. Mit Blick auf den Diskurs zu Interventionspolitik und Friedenseinsätzen, gerade unter dem Aspekt zivil-militärischer Zusammenarbeit, habe ich aufgezeigt, dass die bisherigen Rollenbilder und Akteurskategorien zu sehr vereinfachen, wesentlichen Merkmalen von Intervenierenden nicht Rechnung tragen, sie nicht in ihrer Vielfalt abbilden. Die Interventionsforschung tut gut daran, Berufskategorien auch mal außer Acht zu lassen bzw. nicht von vornherein zu setzen oder gar zur erklärenden Variablen zu machen. Darüber hinaus können die von mir als wichtig herausgearbeiteten Merkmale der Selbstwahrnehmung von Intervenierenden herangezogen werden, um eigene Erfahrungen und (Vor-)Urteile (innerhalb der eigenen Berufsgruppe oder des eigenen Arbeitsfeldes) zu reflektieren und ggf. in einen Dialog mit anderen Intervenierenden zu treten.

Es bleibt zu beobachten, ob sich die Alltagsbedingungen von Intervenierenden weiter angleichen werden; sei es wegen zunehmender Sicherheitsbedenken, denen mehr und mehr mit Abgrenzung, Distanz und Aufrüstung begegnet wird (Reaktionen, die, wie in dieser Arbeit aufgezeigt wurde, eher dem Militär naheliegen), oder auch aufgrund einer möglichen Zunahme kurzer Einsätze, begrenzter Projektlaufzeiten, praktisch-operativer Tätigkeiten auf Kosten transformatorisch-politischer Ziele in Arbeitsfeldern, in denen sich bislang Raum und Zeit für langfristiges und politischen Denken genommen werden kann und die entsprechend auch Intervenierenden andere Lebensweisen in der Intervention nahelegen.

Was die Militärsoziologie und die Forschung zum immer weiter differenzierten Soldat_innenberuf betrifft: Auch die CIMIC-Soldaten empfinden sich klar als Soldaten, wenn auch mit einem bestimmten Auftrag, der ihnen manchmal ähnliche Projekte wie in der Nothilfe beschert (Hilfsprojekte, Schulenbau) und andere, zivile Perspektiven nahelegt (wie z. B. Schutz nicht durch Machtdemonstration, Rücksichtslosigkeit und Gewalt, sondern durch taktische Rücksicht und Hintergrundinformationen, wie z. B. freitags nicht durch ein muslimisches Dorf zu ‚brettern‘). Sie haben einen größeren Aktionsradius als ihre Kameraden und mehr Kontakt zu anderen Intervenierenden und insbesondere lokalen Anwohnern. Aber: Sie sind Soldat_innen, denken an die Kamerad_innen, schützen sich und ihre Gruppe zuerst, denken an die Politik zumeist als schwierigen Auftraggeber. Die zivile Gesellschaft zu Hause, sonst ein wichtiger Bezugspunkt für das soldatische Selbstverständnis

bzw. die sozialwissenschaftliche Forschung zum Militär – kam in den Gesprächen wenig vor.

Was die interaktionistischen, diskursinteressierten Grundannahmen des Projekts betrifft, ist deutlich geworden, dass Bedeutungen nicht festgeschrieben, sondern kontingent sind und immer wieder ausgehandelt werden. Die mit der Zeit entstehenden Deutungsmuster, die Bezüge untereinander, können mit einzelnen Infragestellungen umgehen und Widersprüchlichkeiten aushalten. Zugleich hat auch das seine Grenzen bzw. ist immer wieder neue Reflexion und Deutung erforderlich. Da sind die starken Ungleichheitserlebnisse einerseits und der Diskurs zu Partnerschaft auf Augenhöhe andererseits; oder die jahrelange offizielle Zielsetzung des Einsatzes, Sicherheit zu schaffen und Wiederaufbau zu ermöglichen – und die Lage verschlechtert sich im Laufe der 15 Jahre deutlich. In beiden Fällen sind intervenierende herausgefordert, kognitive Dissonanzen auszuhalten bzw. mithilfe angepasster, neuer Deutungsmuster zu überwinden.

Mit den Strauss'schen Begriffen der Arenen und Welten lassen sich die Lebensräume von Intervenierenden gut fassen. Je nach Arbeitsfeld und Organisationszugehörigkeit weiß man zwar voneinander, kommt aber nur begrenzt zusammen. Gerade Soldaten und das Militär bilden eine eher abgeschottete Arena, wobei die CIMIC-Soldaten zu denen gehören, die Kontakte nach außen haben und halten. Und zugleich zeigen meine Ergebnisse, dass es nichtsdestotrotz deutliche Gemeinsamkeiten zwischen den Erfahrungen und Wahrnehmungen von Soldat_innen und anderen Intervenierenden gibt; nicht zuletzt, weil sie am Ende die Grundannahme teilen: „Wir Internationalen sind jetzt hier vor Ort, um zu einer Verbesserung beizutragen.“

In den empirischen Kapiteln wurde deutlich, dass Diskurse auch in der Welt der internationalen Interventionen in Kriegs- und Krisengebiete Wissen generieren, zusammenfassen und zur Verfügung stellen – sei es das Dauerthema Sicherheit, das dazu taugt, als Brille die Perspektive auf jegliche Situation zu prägen, sei es die ständige Betonung des Auftragnehmer-Seins und der Entscheidungsverantwortung der Politik in der Bundeswehr, sei es der Anspruch auf Augenhöhe und Partizipation in der Entwicklungszusammenarbeit und Nothilfe oder die Wertschätzung der besonderen Kameradschaft unter Soldat_innen. Auch diese bestimmenden Diskurse, die es für ein Nachdenken über die Interventionssituation zu bedenken gilt, wurden in meiner Analyse sichtbar.

7.4 ABSCHLIEßEND: ZUR RELEVANZ DER FRAGESTELLUNG

Insgesamt sind es wohl zugleich Neugier und Irritation, die zum Forschen motivieren. Insofern hoffe ich, auf weitere Erzählungen und Erfahrungen von Intervenierenden ebenso neugierig gemacht zu haben wie auf interaktionistische, selbstreflexive Perspektiven auf qualitative Forschung. Gerade die Aufmerksamkeit für die Kontingenz von Begrifflichkeiten lohnt sich, davon bin ich überzeugt – Begrifflichkeiten, anhand derer wir unsere Welten ordnen, in Interaktion gehen, uns verbünden oder abgrenzen. Indem, wie in dieser Arbeit geschehen, bestehende/vorherrschende Kategorien auf ihre zugrundeliegenden Bedingungen hin beleuchtet und hinterfragt werden, wird der forschersische Blick frei, die Unterscheidungen, Grenzziehungen und Konfliktlinien in den Blick zu nehmen, anhand derer Menschen sich und ihre Welten machen. In Begriffen bündeln sich unsere Deutungsmuster, unsere Perspektiven auf unsere Lebenswelten – darin steckt das Spannende, auch für die Forschung.

Jenseits dieser grundsätzlich wertvollen Reflexion wissenschaftlicher Begriffe als Blicke auf die empirische Welt bin ich überzeugt, dass es gerade bei der wissenschaftlichen Betrachtung von Interventionen in der Friedens- und Konfliktforschung notwendig ist, das eigene forschersische Bewusstsein für Kategorisierungen zu schärfen. In Bezug auf diese Arbeit ist zu fragen, welchen Zweck die – mal mehr, mal weniger beharrliche – Unterscheidung in ‚zivil‘ und ‚militärisch‘ erfüllt, die ich zu Beginn dieses Projekts auf Tagungen und bei Diskussionen beobachtete. Die einfache Antwort könnte in der grundlegenden sozialtheoretischen These stecken, dass die Abgrenzung von ‚anderen‘ die eigene Identität stärkt. Die ‚Wir/Die‘-Unterscheidung anhand der Kategorie ‚zivil/militärisch‘ mag gerade in unübersichtlichen Zeiten wichtig sein, in denen die Legitimität und die Erfolgsaussichten von Interventionen umstritten und/oder unsicher sind und obendrein nicht nur um die richtigen Friedensstrategien, sondern auch um politische Entscheidungen und öffentliche Mittel gerungen wird.

Umso wichtiger ist es, sich in der wissenschaftlichen Analyse nicht den politischen Unterscheidungen und Konfliktlinien anzupassen und unterzuordnen, sondern diese zu hinterfragen und dahinterliegende Einsichten zutage fördern zu können. So kann Wissenschaft zu einer differenzierten Debatte um die großen Fragen beitragen.

Literatur

- Abu-Sada, Caroline (2012): „Studying How MSF is perceived“, in: Doctors Without Borders/Médecins Sans Frontières (MSF) (Hg.), *In the Eyes of Others. How People in Crises Perceive Humanitarian Aid*, USA, S. 10-95.
- Agier, Michel (2010): „Humanity as an Identity and Its Political Effects“, in: *Humanity* 1, S. 29-45.
- Alvesson, Mats/Sköldberg, Kaj (2009): *Reflexive Methodology. New Vistas for Qualitative Research*, Los Angeles, Thousand Oaks, New Delhi, Singapur: Sage.
- Amesberger, Helga/Halbmayer, Brigitte (2008): *Das Privileg der Unsichtbarkeit. Rassismus unter dem Blickwinkel von Weißsein und Dominanzkultur* (= Studienreihe Konfliktforschung, Band 22), Wien: Wilhelm Braumüller.
- Anderson, Mary B. (2000): „Aid. A Mixed Blessing“, in: *Development in Practice* 10, S. 495-500. <https://doi.org/10.1080/09614520050116640>
- Ankersen, Christopher (Hg.) (2008): *Civil-Military Cooperation in Post-Conflict Operations. Emerging Theory and Practice* (= Routledge Military Studies), London.
- Apelt, Maja (2004): „Militärische Sozialisation“, in: Sven B. Gareis/Paul Klein (Hg.), *Handbuch Militär und Sozialwissenschaften*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 26-39. https://doi.org/10.1007/978-3-322-93538-0_3
- (2009): „Die Paradoxien des Soldatenberufs im Spiegel des soldatischen Selbstkonzepts“, in: Sabine Jaberg/Heiko Biehl/Günther Mohrmann/Maren Tomforde (Hg.), *Auslandseinsätze der Bundeswehr. Sozialwissenschaftliche Analysen, Diagnosen und Perspektiven*, Berlin: Duncker & Humblot, S. 143-162. <https://doi.org/10.3790/978-3-428-13072-6>
- Assmann, Jan (1998): *Moses der Ägypter. Entzifferung einer Gedächtnisspur*, München: Carl Hanser Verlag.
- Bake, Julika (2007): *Militärische Sozialisation in der Bundeswehr. Erfahrungen von Wehrdienstleistenden in qualitativen Interviews*. Unveröffentlichtes Manuskript, Marburg.

- (2009): „Fernab von der Armee im Einsatz? Wehrdienst und militärische Sozialisation im Wachbataillon BMVg“, in: Gerhard Kümmel (Hg.), *Streitkräfte unter Anpassungsdruck. Sicherheits- und militärpolitische Herausforderungen Deutschlands in Gegenwart und Zukunft*, Baden-Baden: Nomos, S. 107-125. <https://doi.org/10.5771/9783845219004-107>
- (2010): „Das Bild vom demokratischen Soldaten. Erste Ergebnisse der Feldstudie zur Bundeswehr“, in: Angelika Dörfler-Dierken/Gerhard Kümmel (Hg.), *Identität, Selbstverständnis, Berufsbild. Implikationen der neuen Einsatzrealität für die Bundeswehr*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 129-136. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92397-0_10
- (2011): „Militär und Gesellschaft in Deutschland“, in: Simone Wisotzki/Peter Schlotter (Hg.), *Friedens- und Konfliktforschung*, Baden-Baden: Nomos, S. 183-222.
- Bake, Julika/Meyer, Berthold (2009): *The Image of the Democratic Soldier. Empirical Findings in the German Case*. PRIF-Research paper III/9.
- (2012): „The German Bundeswehr Soldier between Constitutional Settings and Current Tasks“, in: Sabine Mannitz (Hg.), *Democratic Civil-Military Relations. Soldiering in 21st Century Europe*, London: Routledge, S. 67-84.
- Bake, Julika/Zöhrer, Michaela (2017): „Telling the Stories of Others: Claims of Authenticity in Human Rights Reporting and Comics Journalism“, in: *Journal of Intervention and Statebuilding* 11: 1, 81-97. <https://doi.org/10.1080/17502977.2016.1272903>
- Bald, Detlef/Fröhring, Hans-Günter/Groß, Jürgen (Hg.) (2009): *Bundeswehr im Krieg. Kann die Innere Führung überleben?* (= *Hamburger Beiträge zur Friedensforschung und Sicherheitspolitik*, Band 153), Hamburg.
- Bamberg, Michael G. W. (1997): „Positioning Between Structure and Performance“, in: *Journal of Narrative and Life History* 7, S. 335-342. <https://doi.org/10.1075/jnlh.7.42pos>
- Baumann, Marc/Langeder, Martin/Much, Mauritius/Obermayer, Bastian/Storz, Franziska (2011): *Feldpost. Briefe deutscher Soldaten aus Afghanistan*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Baumann, Marcel M./Köbler, Reinhard (2011): „Von Kundus nach Camelot und zurück: militärische Indienstnahme der ‚Entwicklung‘“, in: *Peripherie* 31, S. 149-177. <https://doi.org/10.3224/peripherie.v31i122-123.24038>
- BBC News (2004): *Japan’s Iraq Troops told to go Native*, <http://news.bbc.co.uk/go/pr/fr/-/2/hi/asia-pacific/3461643.stm>
- Beisheim, Marianne/Fuhr, Harald (2008): *Governance durch Interaktion nicht-staatlicher und staatlicher Akteure. Entstehungsbedingungen, Effektivität und*

- Legitimität sowie Nachhaltigkeit, Berlin. SFB-Governance Working Paper Series Nr. 16.
- Benner, Thorsten/Mergenthaler, Stephan/Rotmann, Philipp (2011): *The New World of UN Peace Operations. Learning to Build Peace?*, Oxford, New York: Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780199594887.001.0001>
- Benthall, Jonathan (1993): *Disasters, Relief and the Media*, London: I.B.Tauris.
- Berger, Peter/Luckmann, Thomas (1969/1987): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Biehl, Heiko/Keller, Jörg (2009): „Hohe Identifikation und nüchterner Blick. Die Sicht der Bundeswehrsoldaten auf ihre Einsätze“, in: Jaberg/Biehl/Mohrman/Tomforde, *Auslandseinsätze der Bundeswehr*, S. 121-141.
- Bliesemann de Guevara, Berit (2012a): „InterventionsTheater. Der Heimatdiskurs und die Feld- und Truppenbesuche deutscher Politiker – eine Forschungsskizze“, in: Daxner/Neumann, *Heimatdiskurs*, S. 273-302.
- (2012b): „Introduction. Statebuilding and State-Formation“, in: Bliesemann de Guevara, *Statebuilding and State-Formation*, S. 1-17.
- (2012c) (Hg.): *Statebuilding and State-Formation. The Political Sociology of Intervention*, London, New York: Routledge.
- Bliesemann de Guevara, Berit/Kühn, Florian P. (2010): *Illusion Statebuilding. Warum sich der westliche Staat so schwer exportieren lässt*, Hamburg: edition Körber-Stiftung.
- Blumer, Herbert (1969): *Symbolic Interactionism. Perspective and Method*, Berkeley/Los Angeles: University of California Press.
- (2013): „Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus“, in: Herbert Blumer (Hg.), *Symbolischer Interaktionismus. Aufsätze zu einer Wissenschaft der Interpretation*. herausgegeben von Heinz Bude und Michael Dellwing, Berlin: Suhrkamp, S. 63-140.
- Böhle, Fritz/Wehrich, Margit (Hg.) (2010): *Die Körperlichkeit sozialen Handelns (= Materialitäten, Band 13)*, Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839413098>
- Böhm, Andreas (2008): „Theoretisches Codieren. Textanalyse in der Grounded Theory“, in: Flick/v. Kardorff/Steinke, *Qualitative Forschung*, S. 475-485.
- Böhnke, Jan/Koehler, Jan/Zürcher, Christoph (2013): *Assessing the Impact of Development Cooperation in Northeast Afghanistan. Approaches and Methods*, Berlin.
- Boltanski, Luc (2010): *Soziologie und Sozialkritik*, Berlin: Suhrkamp.
- Bonacker, Thorsten (2010): „Die Gesellschaft der Anderen. Kambodscha und die Interventionskultur der Weltgesellschaft“, in: Bonacker/Daxner/Free/Zürcher, *Interventionskultur*, S. 189-218. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92219-5_11

- Bonacker, Thorsten/Daxner, Michael/Free, Jan H/Zürcher, Christoph (Hg.) (2010): *Interventionskultur. Zur Soziologie von Interventionengesellschaften*, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92219-5>
- Bonacker, Thorsten/Distler, Werner (2012): „Das Militär im Statebuilding aus interventionssoziologischer Perspektive“, in: Nina Leonhard/Ines-Jaqueline Werkner (Hg.), *Militärsoziologie. Eine Einführung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 158-175. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93456-3_7
- Braem, Yann (2008): „Managing Territories with Rival Brothers. The Geopolitical Stakes of Military-Humanitarian Relations“, in: Christopher Ankersen (Hg.), *Civil-Military Cooperation in Post-Conflict Operations. Emerging Theory and Practice*, London: Routledge, S. 31-51.
- Brand, Alexander (2011): „Sicherheit über alles? Die schleichende Versicherheitlichung deutscher Entwicklungspolitik“, in: *Peripherie* 31, S. 209-235. <https://doi.org/10.3224/peripherie.v31i122-123.24040>
- Bredow, Wilfried von (2008): „Wozu morgen noch Streitkräfte?“, in: Karl Haltiner/Gerhard Kümmel (Hg.), *Wozu Armeen? Europas Streitkräfte vor neuen Aufgaben*, Baden-Baden, S. 17-26. <https://doi.org/10.5771/9783845208879-17>
- Bredow, Wilfried von/Kümmel, Gerhard (1999): *Das Militär und die Herausforderung globaler Sicherheit. Der Spagat zwischen traditionellen und nicht-traditionalen Rollen*, Strausberg.
- Breuer, Franz (2009): *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-91717-7>
- Brinkmann, Cornelia (2010): „Gleichzeitig getrennt und vereint in Afghanistan?“, in: *W&F Wissenschaft und Frieden*, S. 20-22.
- Brummer, Klaus/Fröhlich, Stefan (Hg.) (2011): *Zehn Jahre Deutschland in Afghanistan (= Sonderheft der Zeitschrift für Außen- und Sicherheitspolitik)*, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-94292-6>
- Bryant, Antony (2009): „Grounded Theory and Pragmatism. The Curious Case of Anselm Strauss“, in: *FQS Forum Qualitative Sozialforschung* 10, S. 3.
- Bryant, Antony/Charmaz, Kathy (2014): „Grounded Theory in Historical Perspective. An Epistemological Account“, in: Adele E. Clarke/Kathy Charmaz (Hg.), *Grounded Theory and Situational Analysis*, London, Thousand Oaks, New Delhi, Singapur: Sage, S. 3-30.
- Brzoska, Michael/Ehrhart, Hans-Georg (2008): *Zivil-militärische Kooperation in Konfliktnachsorge und Wiederaufbau. Empfehlungen zur praktischen Umsetzung*, Bonn.
- Bundesministerium der Verteidigung (BMVg) (2014): *Uniformen der Bundeswehr*, Berlin: BMVg.

- Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) (2010): Bundesminister Dirk Niebel stellt deutschen Nichtregierungsorganisationen die neue NRO-Fazilität für Afghanistan vor.
- bundeswehrforum.de (2013): Wechsel ziviler Mitarbeiter der Bundeswehr – Uniformträgerbereich möglich?, <http://www.bundeswehrforum.de/forum/index.php?topic=43614.0> vom 02.04.2017.
- Buric, Christian (2005): „Internationale militärische Einsätze auf dem Balkan: Kriterien der Bewertung des Erfolgs bei der Konsolidierung von Nachkriegsgesellschaften“, in: August Pradetto (Hg.), *Human Security und Auslandseinsätze der Bundeswehr. Dokumentation des 1. Symposiums an der Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr Hamburg, Münster: Lit-Verlag*, S. 18-24.
- Büscher, Karen/Vlassenroot, Koen (2010): „Humanitarian Presence and Urban Development. New Opportunities and Contrasts in Goma, DRC“, in: *Disasters* 34, S. 256-273. <https://doi.org/10.1111/j.1467-7717.2010.01157.x>
- Cain, Kenneth/Postlewait, Heidi/Thomson, Andrew (2006): *Emergency Sex (and Other Desperate Measures). True Stories from a War Zone*, London: Ebury Press.
- Call, Charles (2008): „Ending Wars, Building States“, in: Call/Wyeth, *Building States to Build Peace*, S. 1-22.
- Call, Charles/Wyeth, Vanessa (Hg.) (2008): *Building States to Build Peace*, Boulder, CO: Lynne Rienner Publishers.
- Chandler, David (2010): *International Statebuilding. The Rise of Post-Liberal Governance*, New York: Routledge.
- Charmaz, Kathy (2014): *Constructing Grounded Theory*, London: Sage.
- Chauvistré, Eric (2014): „McKinsey im Wüstenflecktarn“, in: *taz* vom 16.10.2014, <http://www.taz.de/!5030853/>
- Chiari, Bernhard (2012): „Krieg als Reise? Neueste Militärgeschichte seit 1990 am Beispiel des militärischen und sicherheitspolitischen Wandels in Deutschland“, in: Bernhard Chiari (Hg.), *Auftrag Auslandseinsatz. Neueste Militärgeschichte an der Schnittstelle von Geschichtswissenschaft, Politik, Öffentlichkeit und Streitkräften*, Freiburg im Breisgau: Rombach Verlag, S. 13-40.
- Christians, Timo/Radtke, Katrin/Rüffer, Hubertus/Runge, Peter/Sahlmann, Herbert/Hinz, Thorsten/Lieser, Jürgen (2009): *Fünf Jahre deutsche PRTs in Afghanistan. Eine Zwischenbilanz aus Sicht der deutschen Hilfsorganisationen*, http://www.venro.org/fileadmin/Publikationen/Afghanistan-Positionspapier_PRT.pdf.
- Cisneros-Puebla, Cesar A. (2004): „To Learn to Think Conceptually“. Juliet Corbin in Conversation with Cesar A. Cisneros-Puebla“, in: *FQS Forum Qualitative Sozialforschung* 5, S. 32.

- Clarke, Adele E. (1991): „Social Worlds/Arenas Theory as Organizational Theory“, in: David R. Maines (Hg.), *Social Organization and Social Process. Essays in Honor of Anselm Strauss*, New York: Aldine de Gruyter, S. 119-158.
- (2005): *Situational Analysis. Grounded Theory After the Postmodern Turn*, Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage.
- (2012): *Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn (= Interdisziplinäre Diskursforschung)*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Coles, Kimberley (2007): *Democratic Designs. International Intervention and Electoral Practices in Postwar Bosnia-Herzegovina*, Ann Arbor: University of Michigan Press. <https://doi.org/10.3998/mpub.172607>
- Cook, Nancy (2007): *Gender, Identity, and Imperialism. Women Development Workers in Pakistan*, New York, NY [u.a.]: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.1057/9780230610019>
- Corbin, Juliet M. (2011): „Eine analytische Reise unternehmen“, in: Günter Mey/Katja Mruck (Hg.), *Grounded Theory Reader*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 163-180. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93318-4_8
- Corbin, Juliet M./Strauss, Anselm L. (2008): *Basics of Qualitative Research. Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory*, Thousand Oaks, New Delhi, London, Singapur: Sage.
- Crewe, Emma/Axelby, Richard (2013): *Anthropology and Development. Culture, Morality and Politics in a Globalised World*, Cambridge u.a: Cambridge University Press.
- Crewe, Emma/Harrison, Elizabeth (1998): *Whose Development? An Ethnography of Aid*, London, New York: Zed Books.
- Davies, Bronwyn/Harre, Rom (1990): „Positioning. The Discursive Production of Selves“, in: *Journal for the Theory of Social Behavior* 20, S. 43-63. <https://doi.org/10.1111/j.1468-5914.1990.tb00174.x>
- Dawes, James (2007): *That the World May Know. Bearing Witness to Atrocity*, Cambridge, MA: Harvard University Press. <https://doi.org/10.4159/9780674030275>
- Daxner, Michael/Free, Jan H./Bonacker, Thorsten/Zürcher, Christoph (2010): „Einleitung“, in: Bonacker/Daxner/Free/Zürcher, *Interventionskultur*, S. 7-17. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92219-5_1
- Daxner, Michael/Neumann, Hannah (Hg.) (2012): *Heimatsdiskurs. Wie die Auslandseinsätze der Bundeswehr Deutschland verändern (= Edition Politik, Band 10)*, Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839422199>

- Dellwing, Michael/Prus, Robert (2012): Einführung in die interaktionistische Ethnografie. Soziologie im Außendienst, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-94265-0>
- Denzin, Norman K. (2008): „Symbolischer Interaktionismus“, in: Flick/v. Kardorff/Steinke, Qualitative Forschung, S. 136-150.
- Denzin, Norman K./Lincoln, Yvonna S. (2005): „Introduction. The Discipline and Practice of Qualitative Research“, in: Norman K. Denzin/Yvonna S. Lincoln (Hg.), The Sage Handbook of Qualitative Research, Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage, S. 1-42.
- Deppermann, Arnulf (2008): Gespräche analysieren. Eine Einführung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-91973-7>
- (2013): „Interview als Text vs. Interview als Interaktion“, in: FQS Forum Qualitative Sozialforschung 14, 13.
- Deutsches Rotes Kreuz (k. A.): E. Das Rote Kreuz/der Rote Halbmond. 2. Das Rote Kreuz als Schutzzeichen, <https://www.drk.de/das-drk/auftrag-ziele-aufgaben-und-selbstverstaendnis-des-drk/humanitaeres-voelkerrecht-im-kontext-des-drk/genfer-abkommen/leicht-verstaendlich/das-rote-kreuz-als-schutzzeichen> vom 23.02.2017.
- Diakonie Katastrophenhilfe (2010): „Wir können die Risiken nicht aus der Welt schaffen“. Interview mit Volker Gerdemesier, Leiter der Diakonie Katastrophenhilfe“, in: Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland e.V. (Hg.), Humanitäre Hilfe in Kriegen und Konflikten, S. 38.
- Distler, Werner (2010): „Die Bedingungen der Intervention: Interaktion in einer Ausnahmesituation“, in: Bonacker/Daxner/Free/Zürcher, Interventionskultur, S. 119-139. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92219-5_7
- (2014): Intervention als soziale Praxis. Interaktionserfahrungen im Alltag des Statebuilding am Beispiel der Internationalen Polizeieinsatzmission im Kosovo, Wiesbaden: Springer VS.
- Dittmer, Cordula (2009): Gender Trouble in der Bundeswehr. Eine Studie zu Identitätskonstruktionen und Geschlechterordnungen unter besonderer Berücksichtigung von Auslandseinsätzen, Bielefeld: transcript Verlag.
- Donovan, Paula (2015): „JIBS Interview: Immunity, Sexual Scandals and Peacekeeping“, in: Journal of Intervention and Statebuilding 9, S. 408-417. <https://doi.org/10.1080/17502977.2015.1073004>
- Dörner, Frank (2009): „Keine Hilfe ohne Sicherheit?“, in: MSF Ärzte ohne Grenzen (Hg.), Zwischen Hilfe und Hilflosigkeit. Die Realität der humanitären Hilfe, Berlin, S. 4-5.
- Dowden, Richard (1994): „Battle of Logos and T-shirts rages in Refugee Camps. Aid Agencies Scramble for Cash“, in: The Independent vom 04.09.1994, <http://>

- www.independent.co.uk/news/world/battle-of-logos-and-tshirts-rages-in-refugee-camps-aid-agencies-scramble-for-cash-1446538.html#.
- Dreist, Peter (2012): „Provincial Reconstruction Teams in Afghanistan als Teil von OEF und ISAF. Ansätze und Genese“, in: Bernhard Chiari (Hg.), Auftrag Auslandseinsatz. Neueste Militärgeschichte an der Schnittstelle von Geschichtswissenschaft, Politik, Öffentlichkeit und Streitkräften, Freiburg im Breisgau: Rombach Verlag, S. 237-250.
- Duffey, Tamara (2000): „Cultural Issues in Contemporary Peacekeeping“, in: *International Peacekeeping* 7, S. 142-168. <https://doi.org/10.1080/13533310008413823>
- Duffield, Mark (2010): „Risk-Management and the Fortified Aid Compound. Everyday Life in Post-Interventionary Society“, in: *Journal of Intervention and Statebuilding* 4, S. 453-474. <https://doi.org/10.1080/17502971003700993>
- (2012): Einleitung zum Panel „How to Work Safe in High-Risk Security Countries?“ (= Humanitarian Congress Berlin), Berlin.
- Ebrecht, Jörg/Hillebrandt, Frank (2002): „Einleitung. Konturen einer soziologischen Theorie der Praxis“, in: Jörg Ebrecht/Frank Hillebrandt (Hg.), Bourdieus Theorie der Praxis. Erklärungskraft, Anwendung, Perspektiven, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 7-16. https://doi.org/10.1007/978-3-322-99803-3_1
- Ehrhart, Hans-Georg/Gareis, Sven B./Pentland, Charles (Hg.) (2012): *Afghanistan in the Balance. Counterinsurgency, Comprehensive Approach, and Political Order*, Montréal.
- Eickelpasch, Rolf/Rademacher, Claudia (2004): *Identität (= Einsichten)*, Bielefeld: transcript Verlag.
- Eide, Espen B./Kaspersen, Anja T./Kent, Randolph/Hippel, Karin v. (2005): *Report on Integrated Missions. Practical Perspectives and Recommendations*. Independent Study for the Expanded UN ECHA Core Group.
- El-Mogaddedi, Belal (2005a): „Der Westen und die Post-Taliban-Ordnung: Gefahr der ‚Irakisierung‘ Afghanistans?“, in: August Pradetto (Hg.), *Human Security und Auslandseinsätze der Bundeswehr*. Dokumentation des 1. Symposiums an der Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr Hamburg, Münster: Lit-Verlag, S. 107-125.
- (2005b): „Kriterien zur Bewertung des Bundeswehreinsatzes in Afghanistan“, in: August Pradetto (Hg.), *Human Security und Auslandseinsätze der Bundeswehr*. Dokumentation des 1. Symposiums an der Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr Hamburg, Münster: Lit-Verlag, S. 52-65.
- Emcke, Carolin (2013): *Weil es sagbar ist. Über Zeugenschaft und Gerechtigkeit*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Engels, Bettina (2014): „Repräsentationen, Diskurse und Machtfragen. Postkoloniale Theorieansätze in der Friedens- und Konfliktforschung“, in: *Zeitschrift für Frie-*

- dens- und Konfliktforschung 3, S. 130-150. <https://doi.org/10.5771/2192-1741-2014-1-130>
- Eriksson Baaz, Maria (2005): *The Paternalism of Partnership. A Postcolonial Reading of Identity in Development Aid*, London [u.a.]: Zed Books.
- Escobar, Arturo (1995): *Encountering Development. The Making and Unmaking of the Third World*, Princeton: Princeton University Press.
- Fahrenhorst, Brigitte (2007): „Von der Friedensbewegung zur Friedensförderung. Reichweite zivilgesellschaftlicher Aktivitäten in Gewaltkonflikten“, in: Klein/Roth, NGOs im Spannungsfeld von Krisenprävention und Sicherheitspolitik, S. 69-89. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90582-2_4
- Fassin, Didier (2010): „Inequality of Lives, Hierarchies of Humanity. Moral Commitments and Ethical Dilemmas of Humanitarianism“, in: Ilana Feldman/Miriam Ticktin (Hg.), *In the Name of Humanity. The Government of Threat and Care*, Durham & London: Duke University Press, S. 238-255. <https://doi.org/10.1215/9780822393221-009>
- (2012): *Humanitarian Reason. A Moral History of the Present*, Berkeley: University of California Press.
- Fast, Larissa (2014): *Aid in Danger. The Perils and Promise of Humanitarianism*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Fechter, Anne-Meike (2007): *Transnational Lives. Expatriates in Indonesia*, Aldershot: Ashgate.
- (2011): „Anybody at Home? The Inhabitants of Aidland“, in: Anne-Meike Fechter/Heather Hindman (Hg.), *Inside the Everyday Lives of Development Workers. The Challenges and Futures of Aidland*, Sterling, VA: Kumarian Press, S. 131-149.
- (2012): „The Personal and the Professional. Aid Workers' Relationship and Values in the Development Process“, in: *Third World Quarterly* 33, S. 1387-1404. <https://doi.org/10.1080/01436597.2012.698104>
- Fechter, Anne-Meike/Hindman, Heather (Hg.) (2011): *Inside the Everyday Lives of Development Workers. The Challenges and Futures of Aidland*, Sterling, VA.
- Feichtinger, Walter/Gauster, Markus (Hg.) (2008): *Zivil-Militärische Zusammenarbeit am Beispiel Afghanistan. Civil-Military Interaction – Challenges and Chances (= Schriftenreihe der Landesverteidigungsakademie)*, Wien.
- Ferguson, James (1990): *The Anti-Politics Machine. Development, Depoliticization, and Bureaucratic Power in Lesotho*, Cambridge u.a.: Cambridge University Press.
- Flick, Uwe (2007): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Flick, Uwe/Kardorff, Ernst v./Steinke, Ines (Hg.) (2008): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

- Foley, Lara J. (2012): „Constructing the Respondent“, in: Gubrium/Holstein/Marvasti/McKinney, *The SAGE Handbook of Interview Research*, S. 305-316. <https://doi.org/10.4135/9781452218403.n22>
- Frank, Leonard (1986): „The Development Game“, in: *Granta* 20, S. 229-243.
- Free, Jan (2010): Wege zu einer Soziologie moderner Friedenseinsätze, in: Bonacker/Daxner/Free/Zürcher, *Interventionskultur*, S. 49-73. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92219-5_4
- Fukuyama, Francis (2005): *State-building. Governance and World Order in the Twenty-First Century*, London: Profile Books.
- Fulda, Daniel (2004): „Sinn und Erzählung – Narrative Kohärenzansprüche der Kulturen“, in: Friedrich Jaeger/Burkhard Liebsch (Hg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften*, Stuttgart Weimar: Verlag J. B. Metzler, S. 251-265.
- Furnari, Ellen (2014): *Creating Knowledge in the Midst of Conflict. How Peacekeepers know, what they know and Implications for Effective Peacekeeping*.
- Gardner, Katy/Lewis, David (2015): *Anthropology and Development. Challenges for the Twenty-First Century (= Anthropology, Culture and Society)*, London: Pluto Press.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall, Inc.
- Gauder, Janina (2010): *Das abverlangte Lebensopfer. Das Lebensrecht deutscher Soldaten und Zivilisten im Zeitalter der Terrorismusbekämpfung*, Baden-Baden: Nomos.
- Gebauer, Thomas (2007): „Hilfe oder Beihilfe? Die Arbeit von humanitären Hilfsorganisationen zwischen Hilfeleistung und Instrumentalisierung“, in: Klein/Roth, *NGOs im Spannungsfeld von Krisenprävention und Sicherheitspolitik*, S. 205-214. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90582-2_12
- (2009): „Medizin zwischen den Fronten“, in: *MSF Ärzte ohne Grenzen* (Hg.), *Zwischen Hilfe und Hilflosigkeit. Die Realität der humanitären Hilfe*, Berlin, S. 12-13.
- Gizelis, Theodora-Ismene/Kosek, Kristin (2005): „Why Humanitarian Interventions Succeed or Fail. The Role of Local Participation“, in: *Cooperation & Conflict* 40, S. 363-383. <https://doi.org/10.1177/0010836705058224>
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1970): *The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research (= Observations)*, Chicago: Aldine de Gruyter.
- Gould, Jeremy (2004): „Positionality and Scale. Methodological Issues in the Ethnography of Aid“, in: Jeremy Gould/Henrik Secher Marcussen (Hg.), *Ethnographies of Aid. Exploring Development Texts and Encounters*, Roskilde: Roskilde University, S. 263-290.
- Graw, Ansgar (2008): „Das geheime Protokoll einer Tragödie“, in: *Berliner Morgenpost* vom 07.09.2008.

- Green, Edward (1986): „A Short-Term Consultancy in Bangladesh“, in: *American Anthropologist* 88, S. 176-181. <https://doi.org/10.1525/aa.1986.88.1.02a00210>
- Greiner, Sonja (2010): „Der ‚Dritte Weg‘ in zivil-militärischen Beziehungen. Humanitäre Hilfe und Entwicklungszusammenarbeit jenseits kategorischer Ablehnung und militärischer Vereinnahmung“, in: *Wiener Blätter zur Friedensforschung*, S. 21-33.
- Gubrium, Jaber F./Holstein, James A. (1995): *The Active Interview* (= *Qualitative Research Methods*, Band 37), Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage.
- (2012): „Narrative Practice and the Transformation of Interview Subjectivity“, in: Gubrium/Holstein/Marvasti/McKinney, *The SAGE Handbook of Interview Research*, S. 27-43. <https://doi.org/10.4135/9781452218403.n3>
- Gubrium, Jaber F./Holstein, James A./Marvasti, Amir B./McKinney, Karyn D. (Hg.) (2012): *The SAGE Handbook of Interview Research. The Complexity of the Craft*, Thousand Oaks. <https://doi.org/10.4135/9781452218403>
- Gugutzer, Robert (2004): *Soziologie des Körpers* (= *Einsichten*), Bielefeld: transcript Verlag.
- Guilhot, Nicolas (2005): *The Democracy Makers*, New York: Columbia University Press. <https://doi.org/10.7312/guil13124>
- Hacker, Hanna (2012a): „Ausbruch in Schweiß. Erinnerungen an Körper in Entwicklungshelfer_innen-Memoiren“, in: Hanna Hacker (Hg.), *Queer entwickeln. Feministische und postkoloniale Analysen*, Wien: mandelbaum kritik und utopie, S. 70-94.
- (2012b): *Queer entwickeln. Feministische und postkoloniale Analysen*, Wien: mandelbaum kritik und utopie 2012.
- Hadger, Tahmina (2010): *Die Bundeswehr in Afghanistan. Zivil-militärische Zusammenarbeit* (= *Forum Junge Politikwissenschaft*, Band 24), Bonn: Bouvier Verlag.
- Haltiner, Karl (2004): „Vom Landesverteidiger zum militärischen Ordnungshüter“, in: Sven B. Gareis/Paul Klein (Hg.), *Handbuch Militär und Sozialwissenschaften*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 518-526. https://doi.org/10.1007/978-3-322-93538-0_47
- Hammond, Laura (2008): „The Power of Holding Humanitarianism Hostage and the Myth of Protective Principles“, in: Michael Barnett/Thomas G. Weiss (Hg.), *Humanitarianism in Question. Politics, Power, Ethics*, Ithaca [u.a.]: Cornell University Press, S. 172-195.
- Handrick, Steffen (2005): „Kriterien zur Evaluation des Bundeswehreinsetzes im Kosovo“, in: August Pradetto (Hg.), *Human Security und Auslandseinsätze der Bundeswehr. Dokumentation des 1. Symposiums an der Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr Hamburg*, Münster: Lit-Verlag, S. 39-51.

- Haraway, Donna (1997): *Modest_Witness@Second_Millennium.FemaleMan(c)_Meets_OncoMouse(TM)*. *Feminism and Technoscience*, New York, London: Routledge.
- Heathershaw, John/Lambach, Daniel (2008): „Introduction: Post-Conflict Spaces and Approaches to Statebuilding“, in: *Journal of Intervention and Statebuilding* 2, S. 269-289. <https://doi.org/10.1080/17502970802436296>
- Heins, Volker (2004): „Humanitäre Intervention“, in: Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.), *Glossar der Gegenwart*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 296-301.
- Helfferich, Cornelia (2005): *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Henkel, Regina (2008): *Corporate Fashion. Uniformen in Unternehmen (= Textil – Körper – Mode. Dortmunder Reihe zu kulturanthropologischen Studien des Textilen, Band 5)*, Berlin: edition ebersbach.
- Hensell, Stephan (2012): „The International Scramble for Police Reform in the Balkans“, in: Bliesemann de Guevara, *Statebuilding and State-Formation*, S. 182-197.
- Hermanns, Harry (2008): „Interviewen als Tätigkeit“, in: Flick/v. Kardorff/Steinke, *Qualitative Forschung*, S. 360-368.
- Heron, Barbara (2007): *Desire for Development. Whiteness, Gender, and the Helping Imperative*, Waterloo: Wilfrid Laurier University Press.
- Herzog, Laura M./Kobsda, Christoph/Neumann, Hannah/Oehlaf, Anna (2012): „Von friedlichen Aufbauhelfern und professionellen Kämpfern. Die Darstellung der deutschen SoldatInnen im Heimatdiskurs“, in: Daxner/Neumann, *Heimatdiskurs*, S. 137-165.
- Hetherington, Kevin (1998): *Expressions of Identity. Space, Performance, Politics (= Theory, Culture & Society)*, Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage.
- Heusinger, Judith von (2014): *Entwicklungszusammenarbeit im Spannungsfeld von Weltkultur und lokaler Handlungspraxis. Narrative deutscher Entwicklungsexpert_innen in Postkonfliktgesellschaften*, Marburg.
- Higate, Paul/Henry, Marsha (2009): *Insecure Spaces. Peacekeeping, Power and Performance in Haiti, Kosovo and Liberia*, London, New York: Zed Books.
- Hilhorst, Dorothea/Serrano, Maliana (2010): „The Humanitarian Arena in Angola, 1975-2008“, in: *Disasters* 34, S. 183-201. <https://doi.org/10.1111/j.1467-7717.2010.01153.x>
- Hillebrandt, Frank (2009): „Praxistheorie“, in: Georg Kneer/Markus Schroer (Hg.), *Handbuch Soziologische Theorien*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 369-394. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91600-2_18

- Hindman, Heather/Fechter, Anne-Meike (2011): „Introduction“, in: Anne-Meike Fechter/Heather Hindman (Hg.), *Inside the Everyday Lives of Development Workers. The Challenges and Futures of Aidland*, Sterling, VA: Kumarian Press, S. 1-19.
- Hitzler, Ronald (1993): „Verstehen: Alltagspraxis und wissenschaftliches Programm“, in: Thomas Jung/Stefan Müller-Doohm (Hg.), „Wirklichkeit“ im Deutungsprozess. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 223-240.
- Hoerschelmann, Axel von/Voget, Bernhard G. (2007): „Nation-Building? Die Bundeswehr in Kosovo“, in: *WeltTrends* 56, S. 15-22.
- Högger, Ruedi (1992): „Von Feen, Schlangen und Planern. Ein Erfahrungsbericht in Thesen, Geschichten und Bildern“, in: Dirk Kohnert/Hans-Joachim Preuß/Peter Sauer (Hg.), *Perspektiven Zielorientierter Projektplanung in der Entwicklungszusammenarbeit*, München [u.a.]: Weltforum-Verlag, S. 169-199.
- Hopf, Christel (2008): „Qualitative Interviews – ein Überblick“, in: Flick/v. Kardorff/Steinke, *Qualitative Forschung*, S. 349-360.
- Hörning, Karl H. (2004): „Soziale Praxis zwischen Beharrung und Neuschöpfung. Ein Erkenntnis- und Theorieproblem“, in: Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, Bielefeld: transcript Verlag, S. 19-39. <https://doi.org/10.14361/9783839402436-002>
- Ignatieff, Michael (2003): *Empire Lite. Nation-Building in Bosnia, Kosovo and Afghanistan*, London: Vintage.
- Jaberg, Sabine/Biehl, Heiko/Mohrmann, Günther/Tomforde, Maren (Hg.), *Auslandseinsätze der Bundeswehr. Sozialwissenschaftliche Analysen, Diagnosen und Perspektiven*, Berlin: Duncker & Humblot
- Jackson, Jeffrey T. (2005): *The Globalizers. Development Workers in Action* (= Johns Hopkins Studies in Globalization), Baltimore: The Johns Hopkins University Press.
- Joas, Hans (2006): „George Herbert Mead (1863-1931)“, in: Dirk Kaesler (Hg.), *Klassiker der Soziologie. Band I Von Auguste Comte bis Alfred Schütz*, München: Beck, S. 172-190.
- Joseph, Nathan (1986): *Uniforms and Nonuniforms. Communication Through Clothing*, New York, Westport, CT, London: Greenwood Press.
- Justenhoven, Heinz-Gerhard/Afsah, Ebrahim (Hg.) (2011): *Das internationale Engagement in Afghanistan in der Sackgasse? Eine politisch-ethische Auseinandersetzung* (= Beiträge zur Friedensethik, Band 45), Baden-Baden.
- Kalthoff, Herbert (2003): „Beobachtete Differenz. Instrumente der ethnografisch-soziologischen Forschung“, in: *Zeitschrift für Soziologie* 32, S. 70-90. <https://doi.org/10.1515/zfsocz-2003-0104>

- Kappler, Stefanie (2013): „Coping with Research: Local Tactics of Resistance against (Mis-)Representation in Academia“, in: *Peacebuilding* 1, S. 125-140. <https://doi.org/10.1080/21647259.2013.756279>
- Keller, Reiner (2008): *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- (2012): *Das interpretative Paradigma. Eine Einführung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-94080-9>
- (2014): „Zukünfte der qualitativen Sozialforschung“, in: *FQS Forum Qualitative Sozialforschung* 15, 16. https://doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7_10
- Kersting, Wolfgang (2000): *Politik und Recht. Abhandlungen zur politischen Philosophie der Gegenwart und zur neuzeitlichen Rechtsphilosophie*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Klein, Gabriele (2005): „Das Theater des Körpers. Zur Performanz des Körperlichen“, in: Markus Schroer (Hg.), *Soziologie des Körpers*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 73-91.
- Klem, Bart/van Laar, Stefan (2008): „Pride and Prejudice: An Afghan and Liberian Case Study“, in: Rietjens/Bollen, *Managing Civil-Military Cooperation. A 24/7 Joint Effort for Stability*, S. 129-145.
- Kliche, Thomas (2004): „Militärische Sozialisation“, in: Gert Sommer/Albert Fuchs (Hg.), *Krieg und Frieden. Handbuch der Konflikt- und Friedenspsychologie*, Weinheim, Basel, Berlin: Beltz, S. 344-356.
- Klingebiel, Stephan/Roehder, Katja (2004): *Entwicklungspolitisch-militärische Schnittstellen. Neue Herausforderungen in Krisen und Post-Konflikt-Situationen*, Bonn.
- Knoblauch, Hubert (2005): „Kulturkörper. Die Bedeutung des Körpers in der sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie“, in: Markus Schroer (Hg.), *Soziologie des Körpers*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 92-113.
- Koddenbrock, Kai (2012): „The International Self and the Humanitarianisation of Politics. A Case Study of Goma, Democratic Republic of Congo“, in: Bliesemann de Guevara, *Statebuilding and State-Formation*, S. 214-229.
- (2016): *The Practice of Humanitarian Intervention. Aid Workers, Agencies and Institutions in the Democratic Republic of the Congo*, Abingdon, New York: Routledge.
- Koehler, Jan (2008): *Auf der Suche nach Sicherheit. Die internationale Intervention in Nordost-Afghanistan*.
- (2010): „Herausforderungen im Einsatzland. Das PRT Kunduz als Beispiel zivil-militärischer Interventionen“, in: Angelika Dörfler-Dierken/Gerhard Kümmel (Hg.), *Identität, Selbstverständnis, Berufsbild. Implikationen der neuen Einsatzrealität für die Bundeswehr*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 77-100.

- Koehler, Jan/Zürcher, Christoph (2007): *Assessing the Contribution of International Actors in Afghanistan. Results from a Representative Survey.*
- Kohnert, Dirk/Preuß, Hans-Joachim/Sauer, Peter (Hg.) (1992): *Perspektiven Zielorientierter Projektplanung in der Entwicklungszusammenarbeit (= Ifo-Studien zur Entwicklungsforschung, Band 22), München [u.a.]*.
- Koloma Beck, Teresa (2016): „Krieg und Gewohnheit. Phänomenologische und pragmatistische Perspektiven auf verkörpertes Gedächtnis in Bürgerkriegen“, in: Michael Heinlein/Oliver Dimbath/Larissa Schindler/Peter Wehling (Hg.), *Der Körper als soziales Gedächtnis*, Wiesbaden: Springer VS, S. 153-169.
- (2017): „Räume der Sicherheit – Räume der Gewalt. Topologien des Alltags in der afghanischen Hauptstadt Kabul“, in: *Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung* 6, S. 6-36.
- Kontzi, Kristina (2011): „Ich helfe, du hilfst... ihnen wird geholfen. Der Freiwilligendienst weltweit reproduziert altbekannte Strukturen“, in: *iz3w*, S. 40-42.
- Kraus, Wolfgang (2015): „Arbeit am Unerzählbaren. Narrative Identität und die Nachtseite der Erzählbarkeit“, in: Carl E. Scheidt/Gabriele Lucius-Hoene/Anja Stukenbrock/Elisabeth Waller (Hg.), *Narrative Bewältigung von Trauma und Verlust*, Stuttgart: Schattauer, S. 109-120.
- Krause, Monika (2014): *The Good Project*: University of Chicago Press. [https:// doi.org/10.7208/chicago/9780226131535.001.0001](https://doi.org/10.7208/chicago/9780226131535.001.0001)
- Kühn, Florian P. (2010): *Sicherheit und Entwicklung in der Weltgesellschaft. Liberales Paradigma und Statebuilding in Afghanistan (= Politik und Gesellschaft des Nahen Ostens)*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kümmel, Gerhard (Hg.) (2009): *Streitkräfte unter Anpassungsdruck. Sicherheits- und militärpolitische Herausforderungen Deutschlands in Gegenwart und Zukunft*, Baden-Baden. <https://doi.org/10.5771/9783845219004>
- (2012): „Die Hybridisierung der Streitkräfte. Militärische Aufgaben im Wandel“, in: Nina Leonhard/Ines-Jacqueline Werkner (Hg.), *Militärsoziologie. Eine Einführung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 117-138. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-93456-3>
- Kurbjuweit, Dirk (2011): *Kriegsbraut*, Berlin: Rowohlt Verlag.
- Kurtenbach, Sabine/Wulf, Herbert (2012): *Violence and Security Concerns in Post-Conflict Situations. Research and Advisory Project „Instruments and Procedures of German Development Cooperation in Post-Conflict Situations“ – Project Working Paper No. 3*, Duisburg.
- Lamnek, Sigfried (2010): *Qualitative Sozialforschung*, Weinheim: Beltz.
- Lampropoulou, Sofia/Myers, Greg (2013): „Stance-taking in Interviews from the Qualidata Archive“, in: *FQS Forum Qualitative Sozialforschung* 14, 12.
- Leeuwen, Mathijs v. (2009): *Partners in Peace. Discourses and Practices of Civil-Society Peacebuilding*, Aldershot, England, Burlington, Vermont: Ashgate.

- Legewie, Heiner/Schervier-Legewie, Barbara (2004): „Research is Hard Work, it’s Always a bit Suffering. Therefore on the Other Side it Should be Fun.“ Anselm Strauss in Conversation with Heiner Legewie and Barbara Schervier-Legewie“, in: FQS Forum Qualitative Sozialforschung 5.
- Lempert, Lora B. (2007): „Asking Questions of the Data: Memo Writing in the Grounded Theory Tradition“, in: Antony Bryant/Kathy Charmaz (Hg.), *The Sage Handbook of Grounded Theory*, S. 245-264. <https://doi.org/10.4135/9781848607941.n12>
- Lillrank, Annika (2012): „Managing the Interviewer Self“, in: Gubrium/Holstein/Marvasti/McKinney, *The SAGE Handbook of Interview Research*, S. 281-294. <https://doi.org/10.4135/9781452218403.n20>
- Lindenhayn, Nils/Sties, Nora (2013): „Was Marker machen. Versuch über die Materialität soziokultureller Differenzierung“, in: Eva Bonn/Christian Knöpler/Miguel Souza (Hg.), *Was machen Marker? Logik, Materialität und Politik von Differenzierungsprozessen*, Bielefeld: transcript Verlag, S. 11-21.
- Lindner, Robert (2010): Vortrag beim Akteurs-Symposium „Zivile und militärische Akteure in Afghanistan – getrennt im Einsatz für ein gemeinsames Ziel? Grenzen der zivil-militärischen Zusammenarbeit in Afghanistan aus Sicht unabhängiger Hilfsorganisationen, Nienburg.
- (2011): „Grenzen von ZIMIK in Afghanistan“, in: W&F Wissenschaft und Frieden, S. 37-41.
- (2012): „Non-governmental Aid Organizations as Force Multipliers? Limits of Civil-Military Co-operation in Afghanistan“, in: Hans-Georg Ehrhart/Sven B. Gareis/Charles Pentland (Hg.), *Afghanistan in the Balance. Counterinsurgency, Comprehensive Approach, and Political Order*, Montréal: McGill-Queen’s University Press, S. 83-94.
- Loos, Peter/Schäffer, Burkhard (2001): *Das Gruppendiskussionsverfahren. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-93352-2>
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf (2005): „Narrative Identität und Positionierung“, in: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion*, S. 166-183.
- Manning, Peter K. (1967): „Problem in Interpreting Interview Data“, in: *Sociology and Social Research* 51, S. 302-316.
- Mannitz, Sabine (2007): „Weltbürger in Uniform oder dienstbarer Kämpfer? Konsequenzen des Auftragswandels für das Soldatenbild der Bundeswehr“, in: Bruno Schoch/Andreas Heinemann-Grüder/Jochen Hippler (Hg.), *Friedensgutachten 2007*, Münster: Lit-Verlag, S. 98-109.
- Marriage, Zoë (2006): *Challenging Aid in Africa. Principles, Implementation, and Impact*, New York: Palgrave/Macmillan. <https://doi.org/10.1007/978-1-349-73790-1>

- McNab, Chris (2003): *20th Century Military Uniforms*, Rochester: Grange Books.
- Mead, George H. (1968): *Geist, Identität und Gesellschaft. aus Sicht des Sozialbehaviorismus*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1987): „Die soziale Identität“, in: George H. Mead (Hg.), *Gesammelte Aufsätze*. herausgegeben von Hans Joas, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 241-249.
- Médecins Sans Frontières/Doctors Without Borders (MSF) (2008): *MSF T-Shirt Advertisement*.
- Mentges, Gabriele (2005): „Die Angst vor der Uniformität“, in: Gabriele Mentges/Birgit Richard (Hg.), *Schönheit der Uniformität. Körper, Kleidung, Medien*, Frankfurt am Main: Campus, S. 17-42.
- Metcalf, Victoria/Haysom, Simone/Gordon, Stuart (2012): *Trends and Challenges in Humanitarian Civil–Military Coordination. A Review of the Literature*, London.
- Meyer, Berthold (2009): *Innere Führung und Auslandseinsätze. Was wird aus dem Markenzeichen der Bundeswehr?*, Frankfurt am Main.
- Mielke, Katja/Schetter, Conrad (2007): „Where Is the Village? Local Perceptions and Development Approaches in Kunduz Province“, in: *ASIEN*, S. 71-87.
- Mishler, Elliot G. (1986): *Research Interviewing. Context and Narrative*, Cambridge, London: Harvard University Press.
- Moskos, Charles (1990): „Streitkräfte in einer kriegsfreien Gesellschaft“, in: *S+F Sicherheit und Frieden* 8, S. 110-112.
- Mosse, David (2005): *Cultivating Development. An Ethnography of Aid Policy and Practice*, London [u.a.]: Pluto Press.
- (2011a): *Adventures in Aidland. The Anthropology of Professionals in International Development (= Studies in Public and Applied Anthropology)*, New York, Oxford: Berghahn Books 2011.
- (2011b): „Introduction. The Anthropology of Expertise and Professionals in International Development“, in: David Mosse (Hg.), *Adventures in Aidland. The Anthropology of Professionals in International Development*, New York, Oxford: Berghahn Books, S. 1-32.
- MSF Ärzte ohne Grenzen (2009): „Ist Neutralität noch zeitgerecht? Höhepunkte der Podiumsdiskussion“, in: *MSF Ärzte ohne Grenzen (Hg.), Zwischen Hilfe und Hilflosigkeit. Die Realität der humanitären Hilfe*, Berlin, S. 14-17.
- Müller, Kerstin (2009): „Zwischen Neutralität und politischer Parteinahme“, in: *MSF Ärzte ohne Grenzen (Hg.), Zwischen Hilfe und Hilflosigkeit. Die Realität der humanitären Hilfe*, Berlin, S. 10-11.
- Münch, Richard (2002): *Soziologische Theorie. Band 2: Handlungstheorie*, Frankfurt am Main: Campus.
- Münkler, Herfried (2002): *Die neuen Kriege, Reinbek bei Hamburg*: Rowohlt Verlag.

- Nadjivan, Silvia (2010): Einfluss der NATO-Bombardements 1999 auf den Regimewechsel in Serbien 2000, in: Bonacker/Daxner/Free/Zürcher, Interventionskultur, S. 149-171.
- Nassehi, Armin (2003): Geschlossenheit und Offenheit. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Naumann, Klaus (2008): Einsatz ohne Ziel? Die Politikbedürftigkeit des Militärischen, Hamburg: Hamburger Edition.
- Oldenburg, Silke (2014): „Liebe in Zeiten humanitärer Intervention. Sex, Geschlechterbeziehungen und humanitäre Intervention in Goma, DR Kongo“, in: Peripherie 133, S. 46-70. <https://doi.org/10.3224/peripherie.v34i133.22462>
- Pahs, Stephan (1993): Beim Bund. Alltagserfahrungen und Gruppenkultur von Wehrpflichtigen, Münster: Waxmann Verlag.
- Pandolfi, Mariella (2010): „Humanitarianism and Its Discontents“, in: Erica Bornstein/Peter Redfield (Hg.), Forces of Compassion. Humanitarianism Between Ethics and Politics, Santa Fe: School for Advanced Research Press, S. 227-248.
- Paris, Roland (2009): „Understanding the ‚Coordination Problem‘ in Postwar Statebuilding“, in: Roland Paris/Timothy D. Sisk (Hg.), The Dilemmas of Statebuilding. Confronting the Contradictions of Postwar Peace Operations, London, New York: Routledge, S. 52-78.
- Paris, Roland/Sisk, Timothy D. (2007): Managing Contradictions: The Inherent Dilemmas of Postwar Statebuilding.
- (2009): „Conclusion. Confronting the Contradictions“, in: Roland Paris/Timothy D. Sisk (Hg.), The Dilemmas of Statebuilding. Confronting the Contradictions of Postwar Peace Operations, London, New York: Routledge, S. 304-315.
- Peterson, V. S. (2002): „On the Cut(ting) Edge“, in: Frank P. Harvey/Michael Brecher (Hg.), Critical Perspectives in International Studies. Millennial Reflections on International Studies, Ann Arbor: University of Michigan Press, S. 148-163.
- Piecha, Thorsten (2006): Normensetzung und soziale Kontrolle im Ausbildungsalltag der Bundeswehr. Eine Replikationsstudie zu Hubert Treibers Wie man Soldaten macht (= Europäische Hochschulschriften: Reihe 22, Soziologie, Band 413), Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Polet, Anthonie T. (2008): „Between Expectation and Reality in the DRC: Opportunities for Cmic“, in: Rietjens/Bollen, Managing Civil-Military Cooperation. A 24/7 Joint Effort for Stability, S. 123-128.
- Pollmer, Cornelius (2014): „Es war einmal in Afghanistan. Der Militäreinsatz der Bundeswehr ist kaum beendet – schon ist er in Dresden reif fürs Museum“, in: Süddeutsche Zeitung vom 29.12.2014, S. 3.
- Pospisil, Jan (2011): „Resilience und Fragilität: Ein konzeptioneller Wandel im entwicklungspolitischen Verständnis von Sicherheit?“, in: Peripherie 31, S. 236-252. <https://doi.org/10.3224/peripherie.v31i122-123.24041>

- Pouliny, Béatrice (2006): *Peace Operations Seen From Below. UN Missions and Local People*, London: C. Hurst & Co.
- Pradetto, August (2011): „Zivil-militärische Zusammenarbeit im Kontext post-bipolarer westlicher Weltordnungspolitik am Beispiel der Afghanistan-Mission“, in: Heinz-Gerhard Justenhoven/Ebrahim Afsah (Hg.), *Das internationale Engagement in Afghanistan in der Sackgasse? Eine politisch-ethische Auseinandersetzung*, Baden-Baden: Nomos, S. 123-145. <https://doi.org/10.5771/9783845231457-123>
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2008): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*, München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Pushkina, Darya (2006): „A Recipe For Success? Ingredients of a Successful Peacekeeping Mission“, in: *International Peacekeeping* 13, S. 133-149.
- Raab, Jürgern/Soeffner, Hans-Georg (2005): „Körperlichkeit in Interaktionsbeziehungen“, in: Markus Schroer (Hg.), *Soziologie des Körpers*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 166-188.
- Rapley, Tim (2012): „The (Extra)Ordinary Practices of Qualitative Interviewing“, in: Gubrium/Holstein/Marvasti/McKinney, *The SAGE Handbook of Interview Research*, S. 541-554. <https://doi.org/10.4135/9781452218403.n38>
- Redfield, Peter (2010a): „The Impossible Problem of Neutrality“, in: Erica Bornstein/Peter Redfield (Hg.), *Forces of Compassion. Humanitarianism Between Ethics and Politics*, Santa Fe: School for Advanced Research Press, S. 53-70.
- (2010b): „The Verge of Crisis. Doctors Without Borders in Uganda“, in: Didier Fassin/Mariella Pandolfi (Hg.), *Contemporary States of Emergency. The Politics of Military and Humanitarian Interventions*, Brooklyn, NY: Zone Books, S. 173-195.
- (2012): „The Unbearable Lightness of Ex-Pats. Double Binds of Humanitarian Mobility“, in: *Cultural Anthropology* 27, S. 358-382. <https://doi.org/10.1111/j.1548-1360.2012.01147.x>
- (2013): *Life in Crisis. The Ethical Journey of Doctors without Borders*, Berkeley: University of California Press.
- Reimann, Cordula (2007): „Doing good? Herausforderungen für die NGOs in der Friedensförderung“, in: Klein/Roth, *NGOs im Spannungsfeld von Krisenprävention und Sicherheitspolitik*, S. 91-111. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90582-2_5
- Reuter, Julia/Villa, Paula-Irene (2010): „Provincializing Soziologie. Postkoloniale Theorie als Herausforderung“, in: Julia Reuter/Paula-Irene Villa (Hg.), *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention*, Bielefeld: transcript Verlag, S. 11-46.
- Richter, Horst-Eberhard (2000): *Wanderer zwischen den Fronten. Gedanken und Erinnerungen*, Köln: Kiepenheuer & Witsch.

- Rietjens, Sebastian J. H. (2008a): „A Management Perspective on Co-operation between Military and Civilian Actors in Afghanistan“, in: Christopher Ankersen (Hg.), *Civil-Military Cooperation in Post-Conflict Operations. Emerging Theory and Practice*, London: Routledge, S. 75-99.
- (2008b): „Performing in Kabul. Explaining Civil-Military Cooperation in Stabilization and Re-construction Missions“, in: Rietjens/Bollen, *Managing Civil-Military Cooperation. A 24/7 Joint Effort for Stability*, S. 193-213.
- Rietjens, Sebastian J. H./Bollen, Myriame T. I. B. (Hg.) (2008): *Managing Civil-Military Cooperation. A 24/7 Joint Effort for Stability (= Military Strategy and Operational Art)*, Aldershot, England, Burlington, Vermont.
- Robertson, A. F. (1984): *People and the State. An Anthropology of Planned Development (= Cambridge Studies in Social Anthropology)*, Cambridge: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511558122>
- Rorty, Richard (1989): *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, Frankfurt am Main: Suhrkamp. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511804397>
- Roth, Silke (2006): „Humanitäre Hilfe. Zugänge und Verläufe“, in: Florian Kreuzer/Silke Roth (Hg.), *Transnationale Karrieren. Biografien, Lebensführung und Mobilität*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 100-119.
- (2011): „Dealing with Danger. Risk and Security in the Everyday Lives of Aid Workers“, in: Anne-Meike Fechter/Heather Hindman (Hg.), *Inside the Everyday Lives of Development Workers. The Challenges and Futures of Aidland*, Sterling, VA: Kumarian Press, S. 151-168.
- (2015): *The Paradoxes of Aid Work. Passionate Professionals*, London [u.a.]: Routledge.
- Roth, Silke/Klein, Ansgar (2007): „Humanitäre NGOs im Spannungsfeld von Krisenprävention und Sicherheitspolitik. Einleitung“, in: Klein/Roth, *NGOs im Spannungsfeld von Krisenprävention und Sicherheitspolitik*, S. 9-26. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90582-2_1
- Rottenburg, Richard (2002): *Weit hergeholte Fakten. Eine Parabel der Entwicklungshilfe (= Qualitative Soziologie, Band 2)*, Stuttgart: Lucius & Lucius. <https://doi.org/10.1515/9783110508505>
- Roulston, Kathryn (2006): „Close Encounters of the ‚CA‘ kind. A Review of Literature Analyzing Talk in Research Interviews“, in: *Qualitative Research* 6, S. 515-534. <https://doi.org/10.1177/1468794106068021>
- (2010): *Reflective Interviewing. A Guide to Theory & Practice*, London: Sage. <https://doi.org/10.4135/9781446288009>
- (2014): „Interactional Problems in Interview Research“, in: *Qualitative Research* 14, S. 277-293. <https://doi.org/10.1177/1468794112473497>

- Rubinstein, Robert A. (2005): „Intervention and Culture. An Anthropological Approach to Peace Operations“, in: *Security Dialogue* 36, S. 527-544. <https://doi.org/10.1177/0967010605060454>
- Rühl, Bettina (2010): „Wir bitten Gott, dass er uns schützen möge“, in: *Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland e.V. (Hg.), Humanitäre Hilfe in Kriegen und Konflikten*, S. 14-17.
- Sacks, Oliver W. (1987): *Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Sampson, Steven (2003): „Trouble Spots“, in: Jonathan Friedman (Hg.), *Globalization, the State and Violence*, Walnut Creek, California [u.a.]: AltaMira Press, S. 309-342.
- Sandstrom, Kent L./Martin, Daniel D./Fine, Gary A. (2003): „Symbolic Interactionism at the End of the Century“, in: George Ritzer/Barry Smart (Hg.), *Handbook of Social Theory*, London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage, S. 217-231.
- Sartre, Jean P. (1981 (1938)): *Der Ekel*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Savage, Owen A. J. (2008): „Yes, but is it Peacebuilding? Evaluating Civil-Military Cooperation in Afghanistan“, in: Christopher Ankersen (Hg.), *Civil-Military Cooperation in Post-Conflict Operations. Emerging Theory and Practice*, London: Routledge, S. 103-142.
- Schaffer, Johanna (2008): *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung*, Bielefeld: transcript Verlag.
- Schatzman, Leonard/Strauss, Anselm L. (1973): *Field Research. Strategies for a Natural Sociology* (= Prentice-Hall Methods of Social Science Series), Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall, Inc.
- Schetter, Conrad (2010): *Von der Entwicklungszusammenarbeit zur humanitären Intervention. Die Kontinuität einer Kultur der Treuhandenschaft*, in: Bonacker/Daxner/Free/Zürcher, *Interventionskultur*, S. 31-47. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92219-5_3
- Schlichte, Klaus/Veit, Alex (2010): „Drei Arenen. Warum Staatsbildung von außen so schwierig ist“, in: Bonacker/Daxner/Free/Zürcher, *Interventionskultur*, S. 261-268.
- Schmelzer, Patrick/Gienanth, Tobias von (2005): *Probleme von deutschem Zivilpersonal in Friedenseinsätzen am Beispiel der Mission im Kosovo*, Berlin.
- Schneekener, Ulrich (2008): „Addressing Fragile Statehood. Dilemmas and Strategies of International Statebuilding“, in: Volker Rittberger/Martina Fischer (Hg.), *Strategies for Peace. Contributions of International Organizations, States, and Non-State Actors*, Opladen & Farming Hills: Barbara Budrich Publishers, S. 193-219.
- Schroer, Markus (Hg.) (2005): *Soziologie des Körpers* (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Band 1740), Frankfurt am Main.

- Scott-Smith, Tom (2013): „The Fetishism of Humanitarian Objects and the Management of Malnutrition in Emergencies“, in: *Third World Quarterly* 34, S. 913-928. <https://doi.org/10.1080/01436597.2013.800749>
- Seifert, Ruth (1996): *Militär, Kultur, Identität. Individualisierung, Geschlechterverhältnisse und die soziale Konstruktion des Soldaten*, Bremen.
- Seiffert, Anja (2005): *Soldat der Zukunft. Wirkungen und Folgen von Auslandseinsätzen auf das soldatische Selbstverständnis*, Berlin.
- (2012): „Generation Einsatz. Einsatzrealitäten, Selbstverständnis und Organisation“, in: Anja Seiffert/Phil C. Langer/Carsten Pietsch (Hg.), *Der Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan. Sozial- und politikwissenschaftliche Perspektiven*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 79-99. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93400-6_6
- (2014): „Holidays at ‚Kunduz‘ Spa? . Experiences of German Soldiers in Afghanistan“, in: Bernhard Chiari (Hg.), *From Venus to Mars? Provincial Reconstruction Teams and the European Military Experience in Afghanistan, 2001-2014*, Freiburg i. Br. [u.a.]: Rombach Verlag, S. 317-332.
- Selby, Jan (2013): „The Myth of Liberal Peace-Building“, in: *Conflict, Security & Development* 13, S. 57-86. <https://doi.org/10.1080/14678802.2013.770259>
- Sendrowski, Philip (2014): *Transkriptkodierung und Interpretation eines Leitfadeninterviews. Hausarbeit im MA-Seminar „Forschung in Interaktion – Empiriegeleitete hypothesengenerierende Interviewforschung am Beispiel internationaler Interventionen“*. Unveröffentlichtes Manuskript, Augsburg.
- Shapin, Steven/Schaffer, Simon (1985): *Leviathan and the Air-Pump. Hobbes, Boyle, and the Experimental Life*, Princeton: Princeton University Press.
- Shaw, Martin (1991): *Post-Military Society. Militarism, Demilitarization and War at the End of the Twentieth Century*, Philadelphia: Temple University Press.
- Sieff, Kevin (2016): *The growing U.N. scandal over sex abuse and ‚peacekeeper babies‘*, <http://www.washingtonpost.com/sf/world/2016/02/27/peacekeepers/vom-09.01.2017>.
- Simmel, Georg (1908): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Leipzig: Duncker & Humblot.
- Slim, Hugo (1997): „Relief Agencies and Moral Standing in War. Principles of Humanity, Neutrality, Impartiality and Solidarity“, in: *Development in Practice* 7, S. 342-352. <https://doi.org/10.1080/09614529754134>
- Smrl, Lisa (2012): „The State We are(n’t) in. Liminal Subjectivity in Aid Worker Autobiographies“, in: Bliesemann de Guevara, *Statebuilding and State-Formation*, S. 230-245.
- (2015): *Spaces of Aid. How Cars, Compounds and Hotels Shape Humanitarianism*, London [u.a.]: Zed Books.

- Somaiya, Ravi (2010): „Why Rebel Groups Love the Toyota Hilux“, in: Newsweek vom 14.10.2010, <http://www.newsweek.com/why-rebel-groups-love-toyota-hilux-74195> vom 26.05.2015.
- Somers, Margaret R. (1994): „The Narrative Constitution of Identity. A Relational and Network Approach“, in: *Theory and Society* 23, S. 605-649. <https://doi.org/10.1007/BF00992905>
- Soumana, Abdul-Wahab (2012): „MSF-Switzerland in Southeast Niger“, in: *Doctors Without Borders/Médecins Sans Frontières (MSF) (Hg.), In the Eyes of Others. How People in Crises Perceive Humanitarian Aid, USA*, S. 109-114.
- Spreen, Dierk (2008): *Krieg und Gesellschaft. Die Konstitutionsfunktion des Krieges für moderne Gesellschaften (= Soziologische Schriften, Band 81)*, Berlin: Duncker & Humblot GmbH.
- Stadelbacher, Stephanie (2010): „Die körperliche Konstruktion des Sozialen. Ein soziologischer Blick auf die Theorie kognitiver Metaphorik von George Lakoff und Mark Johnson“, in: Fritz Böhle/Margit Wehrich (Hg.), *Die Körperlichkeit sozialen Handelns*, Bielefeld: transcript Verlag, S. 299-329. <https://doi.org/10.14361/9783839413098-012>
- Steedman, Philip H. (1991): „On the Relations Between Seeing, Interpreting, and Knowing“, in: Frederick Steier (Hg.), *Research and Reflexivity. Knowing as Systemic Social Construction*: Sage, S. 53-62.
- Stoddard, Abby (2003): „Humanitarian NGOs: Challenges and Trends“, in: *Humanitarian Action and the ‚Global War on Terror‘: A Review of Trends and Issues*, S. 25-35.
- Stoddard, Abby/Harmer, Adele/Haver, Katherine (2006): *Providing Aid in Insecure Environments. Trends in Policy and Operations*, London.
- Stöter, Gerald (2008): „Interactive Fields of Police and Military Efforts in Reconstruction of an Afghan National Police“, in: Walter Feichtinger/Markus Gauster (Hg.), *Zivil-Militärische Zusammenarbeit am Beispiel Afghanistan. Civil-Military Interaction – Challenges and Chances*, Wien, S. 205-212.
- Straub, Jürgen (2004): „Identität“, in: Friedrich Jaeger/Burkhard Liebsch (Hg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften*, Stuttgart Weimar: Verlag J. B. Metzler, S. 277-303. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05006-9_5
- Strauss, Anselm L. (1978): „A Social World Perspective“, in: *Studies in Symbolic Interaction* 1, S. 119-128.
- (1994): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, München: Wilhelm Fink Verlag.
- (2008): *Continual Permutations of Action*, New Brunswick, London: AldineTransaction.
- Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet M. (1996): *Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*, Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- (1998): *Basics of Qualitative Research. Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory*: Sage.

- Sutterlüty, Ferdinand/Imbusch, Peter (Hg.) (2008): Abenteuer Feldforschung. Soziologen erzählen, Frankfurt am Main.
- Talentino, Andrea K. (2007): „Perceptions of Peacebuilding: The Dynamic of Imposer and Imposed Upon“, in: *International Studies Perspectives* 8, S. 152-171. <https://doi.org/10.1111/j.1528-3585.2007.00278.x>
- Talmage, John B. (2012): „Listening to, and for, the Research Interview“, in: Gubrium/Holstein/Marvasti/McKinney, *The SAGE Handbook of Interview Research*, S. 295-304. <https://doi.org/10.4135/9781452218403.n21>
- Taylor, Charles (1994): *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Tomforde, Maren (2006): „Einmal muss man schon dabei gewesen sein...‘. Auslandseinsätze als Initiation in die ‚neue‘ Bundeswehr“, in: Ulrich Vom Hagen (Hg.), *Armee in der Demokratie. Zum Verhältnis von zivilen und militärischen Prinzipien*, Baden-Baden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 101-122.
- (2008a): „Feldlagerkulturen als gelebte Innere Führung in multinationalen Einsatzszenarien“, in: Eberhard Birk (Hg.), *Militärisches Selbstverständnis*, Fürstentfeldbruck: Gneisenau-Gesellschaft zur Förderung der Offizierschule der Luftwaffe, S. 70-75.
- (2008b): „Zu viel verlangt? Interkulturelle Kompetenz während der Auslandseinsätze der Bundeswehr“, in: Gerhard Kümmel (Hg.), *Streitkräfte im Einsatz. Zur Soziologie militärischer Interventionen*, Baden-Baden: Nomos, S. 69-86. <https://doi.org/10.5771/9783845211664>
- (2010): „Neue Militärkultur(en). Wie verändert sich die Bundeswehr durch die Auslandseinsätze?“, in: Maja Apelt (Hg.), *Forschungsthema: Militär. Militärische Organisationen im Spannungsfeld von Krieg, Gesellschaft und soldatischen Subjekten*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 193-220. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92141-9>
- Torrente, Nicolas de (2004): „Humanitarian Action Under Attack. Reflection on the Iraq War“, in: *Harvard Human Rights Journal* 17, S. 1-30.
- Treiber, Hubert (1973): *Wie man Soldaten macht. Sozialisation in „kasernierter Vergesellschaftung“*, Düsseldorf.
- Traut, Andreas/Nagenborg, Michael/Rampp, Benjamin/Ammicht Quinn, Regina (2010): „Körperscanner. Sicherheiten und Unsicherheiten“, in: *forum kriminalprävention*, S. 14-20.
- van Maanen, John (2011): *Tales of the Field. On Writing Ethnography*, Chicago: The University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226849638.01.0001>
- Vaux, Tony (2001): *The Selfish Altruist. Relief Work in Famine and War*, London [u.a.]: Earthscan.

- Veit, Alex/Schlichte, Klaus (2012): „Three Arenas. The Conflictive Logic of External Statebuilding“, in: Berit Bliesemann de Guevara (Hg.), *Statebuilding and State-Formation. The Political Sociology of Intervention*, London, New York: Routledge, S. 167-181.
- VENRO (2010): Stellungnahme zur Ausschreibung des BMZ zur NRO-Fazilität Afghanistan im Rahmen des Titels „Förderung privater deutscher Träger“ (30.06.2010), Berlin, http://www.venro.org/fileadmin/redaktion/dokumente/Dokumente_2010/Home/Juli_2010/VENRO-Stellungnahm_r_AFG-Fazilitaet_final.pdf vom 17.08.2016.
- Vereinte Nationen (2016): UN sexual misconduct investigation in DR Congo finds violations and cases of abuse.
- Vogelsang, Monika (2006): „Verhaltenstherapeutische Interventionen“, in: Martin Zobel (Hg.), *Traumatherapie. Eine Einführung*, Bonn: Psychiatrie-Verlag, S. 67-85.
- Voget, Bernhard G.: „Im Fleckturn zum Düngerstreuen. CIMIC-Kompanie hilft beim Aufbau eines Agrarinformationszentrums im Kosovo“, in: Maz & More – Feldzeitung der Bundeswehr für das Kosovo und Mazedonien, S. 5.
- (2008): „Civil-Military Cooperation of the German Armed Forces. Theoretical Approach and Contemporary Practice in Kosovo“, in: Christopher Ankersen (Hg.), *Civil-Military Cooperation in Post-Conflict Operations. Emerging Theory and Practice*, London: Routledge, S. 143-172.
- Warburg, Jens (2010): „Paradoxe Anforderungen an Soldaten im (Kriegs-)Einsatz“, in: Angelika Dörfler-Dierken/Gerhard Kümmel (Hg.), *Identität, Selbstverständnis, Berufsbild. Implikationen der neuen Einsatzrealität für die Bundeswehr*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 57-76. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92397-0_6
- Waters, Tony (2001): *Bureaucratizing the Good Samaritan. The Limitations of Humanitarian Relief Operations*, Boulder, CO: Westview Press.
- Weller, Christoph (2017): „Friedens- und Konfliktforschung. Herausforderung für die Internationalen Beziehungen?“, in: Sauer, Frank, Masala, Carlo (Hg.), *Handbuch Internationale Beziehungen*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 551-572. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19918-4_16
- Wernle, Bradford (2000): „Land Rover Eyes Aid Market“, in: *Automotive News* vom 04.09.2000, <http://www.autonews.com/article/20000904/ANA/9040723/land-rover-eyes-aid-market> vom 02.04.2017.
- Witzel, Andreas (1985): „Das problemzentrierte Interview“, in: Gerd Jüttemann (Hg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*, Weinheim, Basel, Berlin, S. 227-255.
- (2000): „Das problemzentrierte Interview“, in: *FQS Forum Qualitative Sozialforschung* 1, 22.

Wooffitt, Robin/Widdicombe, Sue (2006): „Interaction in Interviews“, in: Paul Drew/Geoffrey Raymond/Darin Weinberg (Hg.), *Talk and Interaction in Social Research Methods*, London: Sage, S. 28-49. <https://doi.org/10.4135/9781849209991.n3>

ZDF heute journal (2015): Nepal: Regierung überfordert.

Ziai, Aram (2006): *Zwischen Global Governance und Post-Development. Entwicklungspolitik aus diskursanalytischer Perspektive*, Münster: Westfälisches Dampfboot.

Zürcher, Christoph (2010): „Der verhandelte Frieden. Interventionskultur und Interaktion in Nachkriegsgesellschaften“, in: Bonacker/Daxner/Free/Zürcher, *Interventionskultur*, S. 19-29. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92219-5_2

Anhang

A) FELDFORSCHUNG: GESPRÄCHSPARTNER_INNEN

Pseudonym	Arbeitsfeld	Interventionserfahrung (Region/Dauer)
Thomas Eben	Medizinische Nothilfe, NGO	Mehrere Einsätze von mehreren Wochen bis zu 9 Monaten u. a. in Elfenbeinküste, Tschad, DR Kongo, Haiti
Anna Goschen	Nothilfe, NGO	Viele Einsätze von mehreren Tagen bis zu mehreren Wochen auf dem Balkan und in Afghanistan
Andreas Fechtner	Technische Nothilfe (staatlich)	Mehrere internationale Einsätze, darunter mehrere Wochen in Bosnien-Herzegowina (1990er Jahre) und in Ostafrika (2010er Jahre)
Kurt Zehlen	Technische Nothilfe (staatlich)	Viele internationale Einsätze von mehreren Tagen bis Wochen in verschiedenen afrikanischen, arabischen und asiatischen Ländern
Nina Lepkowski	Entwicklungs- und Nothilfe (staatliches Unternehmen)	Mehrere Aufenthalte in Afghanistan; u. a. drei Jahre
Peter Leibhart	Entwicklungs- und Nothilfe, NGO	Viele Jahre in Ostafrika, davon mehrere Jahre mit Wohnsitz und Familie vor Ort

Christina Meier	Entwicklungs- und Nothilfe, NGO	Mehrere Monate in Südostasien
Anja Mehlaue	Entwicklungszusammenarbeit, NGO	Mehrere Reisen von ein bis zwei Wochen nach Afghanistan
Brigitte Pohl	Entwicklungszusammenarbeit, NGO	Mehrere Jahre mit Wohnsitz und Familie an zwei Orten in Westafrika
Stefan und Ulrike Gelsen	Entwicklungszusammenarbeit, NGO	Sieben Jahre mit Wohnsitz und Familie in Afghanistan
Michael Kubos	Entwicklungszusammenarbeit, Bundeswehr CIMIC	Mehrere Aufenthalte von mehreren Monaten bis zu zwei Jahren mit sehr verschiedenen Aufgabenbereichen in Afghanistan
Maria Ludwig	EU-Rechtsmission	Zwei Jahre im Kosovo
Ute Krämer	UN-Mission	Mehrere Einsätze zwischen drei und zwölf Monaten in Friedensmissionen und Nothilfe mit verschiedenen Aufgaben in arabischen und afrikanischen Ländern
Madlen Schader	UN-Mission	Ein Jahr in Ostafrika
Simon Roth	Außenpolitik/ Diplomatie	Zwei Aufenthalte von einem bis zu mehreren Jahren in Palästina und Ostafrika
Lutz Säger	Polizeimission	Zwei Einsätze von einem Jahr in Bosnien; mehrere Kurzaufenthalte in weiteren Ländern
Jochen Pahlmann	Polizeimission	Zwei Einsätze von mehreren Monaten/einem Jahr in Afghanistan
Dennis Richter	Bundeswehr CIMIC	Mehrere Monate im Kosovo
Martin Goset	Bundeswehr CIMIC	Mehrere mehrmonatige Einsätze in Afghanistan

Werner Petzold	Bundeswehr CIMIC	Zwei mehrmonatige Einsätze in Bosnien, mehrere Monate in Afghanistan
Georg Wälder	Bundeswehr CIMIC	Mehrere mehrmonatige Einsätze in Afghanistan
Ulf Rohm	Bundeswehr CIMIC	Mehrere Monate im Kosovo
Christopher Schiefer	Bundeswehr CIMIC	Mehrere Monate in Afghanistan
Franz Müller	Bundeswehr CIMIC	Mehrere Monate in Afghanistan
Tim Lange	Bundeswehr CIMIC	Mehrere mehrmonatige Einsätze in Afghanistan

B) FELDFORSCHUNG: BESUCHTE VERANSTALTUNGEN

Datum, Ort	Veranstaltung	Zugang	Veranstalter
03.- 05.12.2010, Loccum	Tagung „Entwicklungshilfe mit Stahlhelm? Vernetzte zivile und militärische Planung für Frieden und Sicherheit in Krisengebieten“	Öffentlich	Evangelische Akademie Loccum
24.- 28.09.2012, Oberammergau	CIMIC Staff Course	Auf Einladung	NATO School
12.10.2012, Berlin	Humanitärer Kongress „Tough Choices – Ethical Challenges in Humanitarian Practice“	Öffentlich	diverse Not- hilfe- Organisatio- nen
19.- 21.10.2012, Heidelberg	Heidelberger Dialog zur internationalen Sicherheit 2012 „Kooperation im Spannungsfeld: zum Verhältnis von Entwicklungs- und Sicherheitspolitik“	Öffentlich, Bewer- bung	Institut für Politikwissen- schaft der Universität Heidelberg
29.- 31.10.2012, Den Haag, NL	Cross-Cultural Competence	Auf Einladung	NATO Cimic Centre of Ex- cellence
21.- 23.01.2013, Bad Honnef	Seminar „Zivile und militärische Interaktion. Friedenskonsolidierung in fragilen Kontexten. Herausforderungen für die interministerielle Zusammenarbeit“	Auf Einladung	GIZ, BMVg, BMZ
29.9.- 1.10.2014, Loccum	Tagung „Richter, Staatsanwälte und Vollzugsbedienstete für den Frieden“	Öffentlich	Evangelische Akademie Loccum

Danksagung

Entsprechend einer gängigen Praxis in der sozialen Welt der Wissenschaft möchte ich mich an dieser Stelle bedanken, zuallererst bei den Menschen, die bereit waren, mir als Interviewpartner_innen zur Verfügung zu stehen und mir von ihren Erfahrungen zu erzählen. Ohne sie wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen.

Wesentlich war darüber hinaus die Freiheit, die mir Christoph Weller als Doktorvater gelassen hat, unter anderem die Freiheit, mir bei der Entwicklung meines Promotionsvorhabens viel Zeit zu lassen und allein meinen Forschungsinteressen zu folgen. Reiner Kellers praktischer Rat „Sie müssen jetzt ins Feld!“ kam dann genau zur richtigen Zeit.

Ich habe Wissenschaft an vielerlei Orten als kollegiales Projekt erfahren und von den vielfältigen Perspektiven und Erfahrungen, dem Wissen und Feedback anderer profitieren dürfen – auch dafür danke ich. Ohne die entsprechende Atmosphäre, insbesondere an der Universität Augsburg, hätte es mich nicht so lange in der Forschung gehalten. Michaela Zöhrer verdanke ich, neben einer wunderbaren Freundschaft, die unbezahlbare wie oft amüsante Übersetzungsleistung meiner zunächst intuitiven Überzeugungen zu sozialen Zusammenhängen in soziologische Thesen und so die Stärkung meines anfangs zurückhaltenden Blicks auf entsprechende soziologische Debatten. Unsere Zusammenarbeit ist meines Erachtens ein Paradebeispiel für gelungenes interdisziplinäres wissenschaftliches Arbeiten.

Lange vor Beginn meiner Promotion hat mich die Friedrich-Ebert-Stiftung durch die Aufnahme in ihre Studienförderung ermutigt und motiviert, tatsächlich in die universitäre Welt einzutauchen und mit der richtigen Mischung aus Energie und Muße meinen wissenschaftlichen Interessen zu folgen. Diese Förderung hat nachhaltig gewirkt, was für ein Glück und Privileg.

Die Dissertation neben einer Vollzeitstelle und einem zeitintensiven Ehrenamt fertigzustellen hat einiges an Stress und Belastung bedeutet, nicht zuletzt für mein direktes soziales Umfeld. Ohne die endlose Geduld und Unterstützung meines Mannes hätte ich dieses Projekt nicht so gut zum Ende gebracht. Danke.

Abkürzungsverzeichnis

AA	Auswärtiges Amt
BMVg	Bundesministerium der Verteidigung
BMZ	Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung
CIMIC	Civil-Military Cooperation
COIN	Counterinsurgency (dt.: Aufstandsbekämpfung)
EULEX	Rechtsstaatlichkeitsmission der Europäischen Union
EZ	Entwicklungszusammenarbeit
GIZ	Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit
HSFK	Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung
IED	Improvised Explosive Device (dt. Sprengfalle)
KFOR	Kosovo Force
NATO	North Atlantic Treaty Organization (dt. Nordatlantikpakt)
NGO	Non-governmental organization (dt. Nichtregierungsorganisation)
PRT	Provincial Reconstruction Team
PTBS	Posttraumatische Belastungsstörung
UN	United Nations (dt.: Vereinte Nationen)
VENRO	Dachverband der entwicklungspolitischen und humanitären Nichtregierungsorganisationen in Deutschland
ZMZ	Zivil-militärische Zusammenarbeit

Soziologie



Sighard Neckel, Natalia Besedovsky, Moritz Boddenberg,
Martina Hasenfratz, Sarah Miriam Pritz, Timo Wiegand
Die Gesellschaft der Nachhaltigkeit
Umriss eines Forschungsprogramms

Januar 2018, 150 S., kart.
14,99 € (DE), 978-3-8376-4194-3
E-Book kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation
PDF: ISBN 978-3-8394-4194-7
EPUB: ISBN 978-3-7328-4194-3



Sabine Hark, Paula-Irene Villa
Unterscheiden und herrschen
Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen
von Rassismus, Sexismus und Feminismus
in der Gegenwart

2017, 176 S., kart.
19,99 € (DE), 978-3-8376-3653-6
E-Book
PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3653-0
EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-3653-6



Anna Henkel (Hg.)
10 Minuten Soziologie: Materialität

Juni 2018, 122 S., kart.
15,99 € (DE), 978-3-8376-4073-1
E-Book: 13,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4073-5

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Soziologie



Robert Seyfert, Jonathan Roberge (Hg.)

Algorithmuskulturen

Über die rechnerische Konstruktion der Wirklichkeit

2017, 242 S., kart., Abb.

29,99 € (DE), 978-3-8376-3800-4

E-Book kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation

PDF: ISBN 978-3-8394-3800-8

EPUB: ISBN 978-3-7328-3800-4



Andreas Reckwitz

Kreativität und soziale Praxis

Studien zur Sozial- und Gesellschaftstheorie

2016, 314 S., kart.

29,99 € (DE), 978-3-8376-3345-0

E-Book: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3345-4



Ilker Ataç, Gerda Heck, Sabine Hess, Zeynep Kasli,
Philipp Ratfisch, Cavidan Soykan, Bediz Yılmaz (eds.)

movements. Journal for Critical Migration and Border Regime Studies

Vol. 3, Issue 2/2017:

Turkey's Changing Migration Regime
and its Global and Regional Dynamics

2017, 230 p., pb.

24,99 € (DE), 978-3-8376-3719-9

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

